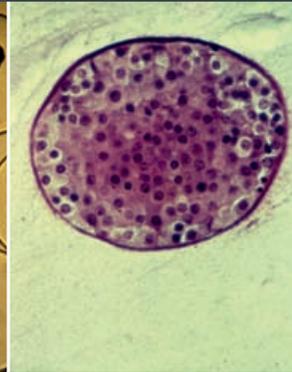
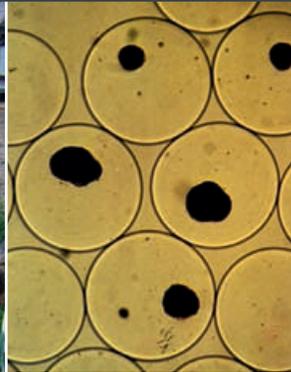


Jahrgang 44 | 2011

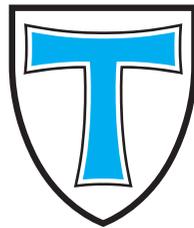


Gießener Universitätsblätter



Jahrgang 44 | 2011

**Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft**



Gießener Universitätsblätter

**Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen**

**Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen.
Unsere verehrten Leser bitten wir, die Anzeigen zu beachten.**

Inserenten: *Gießener Anzeiger*
 Möbelstadt Sommerlad
 Sparkasse Gießen
 Stadtwerke Gießen AG

Umschlaggestaltung: Fotocollage aus Abbildungen der vorliegenden Textbeiträge

Herausgeber Gießener Hochschulgesellschaft

Schriftleitung Prof. Dr. Peter von Möllendorff
 Institut für Altertumswissenschaften
 Justus-Liebig-Universität
 Philosophikum I, Otto-Behaghel-Straße 10 G
 35394 Gießen
 peter.v.moellendorff@klassphil.uni-giessen.de

Redaktion Dr. Angelika Müller-Scherf
 Postfach: Ludwigstraße 23
 35392 Gießen
 Telefon 06409 804312
 angelikamuellerscherf@googlemail.com

Druck und Verlag Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

ISSN 0533-8689

Inhalt

I. Berichte aus Universität und Stadt

Bericht des Präsidenten der JLU	5
Bericht der Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen	9
Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der GHG	11

II. Wissenschaftliche Beiträge

<i>Britta Bannenberg</i> : Umgang mit Amokdrohungen an Schulen	13
<i>Konrad Federlin</i> : Zur Geschichte der Diabetesforschung an der Justus-Liebig-Universität Gießen	31
<i>Linus Hauser</i> : Neomythen – ein Mosaikstein zu einer Theorie der Moderne	47

III. Forscher, Fächer, Perspektiven

<i>Anja Klöckner</i> : Museum – Lernort – Forschungsstätte. Die Antikensammlung der Universität Gießen	61
<i>Sabine Heymann</i> : Dem medialen Wandel auf der Spur. Struktur- und Forschungsprofil des Zentrums für Medien und Interaktivität (ZMI) der Justus-Liebig-Universität Gießen	71
<i>Andreas Langenohl</i> : Öffentliche Reaktionen auf das Schweizer Referendum über Minarettbau und auf „Deutschland schafft sich ab“	83
<i>Ludwig Stecher</i> : Bildungsforschung als Mikro-Makro-Puzzle. Anmerkungen zur Programmatik der empirischen Bildungsforschung	95

IV. Aktuelle Forschungsprojekte an der JLU

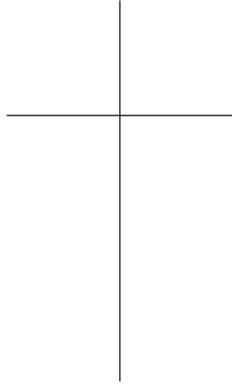
<i>Andreas Vilcinskas</i> : Der LOEWE-Schwerpunkt Insektenbiotechnologie. Aufbau eines innovativen Forschungsgebietes	105
<i>Peter v. Möllendorff</i> : Mit einem Klick in der Alten Welt. Der e-campus Altertum am Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften.....	113

V. Berichte aus geförderten Projekten

<i>Peter Reuter</i> : Farbforschung exemplarisch: Siegfried Rösch. Ausstellung in der Universitätsbibliothek Gießen vom 19. 11 2010–6. 2. 2011	121
<i>Ralf Evertz, Ayse-Martina Böhringer</i> : „Transboundary Protected Areas in Europe and South Africa“. Internationale Konferenz zu grenzüberschreitenden Schutzgebieten in Europa und im südlichen Afrika (11./12. 11. 2010)	125
<i>Cora Dietl</i> : Tagung und Theaterfestival der Societé Internationale pour l'Étude du Théâtre Médiéval in Gießen und Umgebung, 18.–24. 7. 2010	129
<i>Philipp Schulte</i> : Bericht zur Tagung „widerständiges denken – politisches lesen/ thinking – resisting – reading the political“, 11.–14. 11. 2010	133

VI. Personalia	137
-----------------------------	-----

VII. Biographische Notizen	141
---	-----



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert
um ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. Werner Becker
Prof. Dr. Dieter Bommer
Prof. Dr. Joachim Dudeck
Prof. Dr. Stefan Hormuth
Prof. Dr. Hans-J. Lippert
Prof. Dr. Roland Schmidt
Prof. Dr. Horst Widmann

Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität für die Gießener Hochschulgesellschaft 2010

Das Jahr 2010 stand für die Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU) ganz im Zeichen der Verhandlungen zwischen dem Land Hessen und den hessischen Hochschulen über den neuen Hessischen Hochschulpakt für die Jahre 2011 bis 2015. Im Ergebnis bietet der Hessische Hochschulpakt, der im Mai 2010 abgeschlossen wurde, einerseits zwar eine über fünf Jahre verbindliche Finanzausgabe des Landes, beinhaltet andererseits aber eine schmerzhafteste Kürzung der Grundfinanzierung der hessischen Hochschulen um 30 Millionen EUR ab 2011, wobei die JLU eine Kürzung um ca. 4,3 Millionen EUR verkraften muss. Dass sich das Präsidium der JLU trotz schwerer Bedenken, die in einer Protokollnotiz bei der Ministerin hinterlegt wurden, wie alle anderen hessischen Hochschulen letztendlich für die Unterzeichnung entschieden hat, hatte mehrere Gründe: eine Nichtunterzeichnung hätte schwierige jährliche Einzelverhandlungen mit dem Land über den Haushalt der JLU mit unabsehbaren weiteren Kürzungsszenarien für die JLU nach sich gezogen, zudem hätte die JLU nicht von der Weiterentwicklung der so genannten Leistungsorientierten Mittelzuweisung (LOMZ) profitiert, wie sie es nun tut. Es bleibt zu hoffen, dass die Grundfinanzierung der hessischen Hochschulen alsbald wieder um 20 Millionen EUR jährlich angehoben wird – der Hochschulpakt sieht dies vor, sobald die Steuerschätzung Steuereinnahmen des Landes auf dem Niveau des Jahres 2008 oder höher voraussagen. Ebenso muss das Land auch in den kommenden Jahren seine Verantwortung bei der Ausfinanzierung der zu erwartenden Tarifsteigerungen bei den Gehältern im öffentlichen Dienst wahrnehmen – sonst wird unweigerlich jede Tarifsteigerung zu einem Arbeitsplatzabbau führen müssen. Ich bin vor dem Hintergrund der schwierigen finanziellen Rahmenbedingungen der gesam-



ten Universität ausgesprochen dankbar dafür, dass alle Akteure sich gemeinschaftlich auf zwei Ziele verständigt haben: die Vermeidung des Abbaus von bewährten und funktionierenden Strukturen an der Universität sowie die Vermeidung des Abbaus von Studienplätzen. Dass uns Beides mit dem Universitätshaushalt für das Jahr 2011 bislang gelungen ist, liegt unter anderem daran, dass das Präsidium, der Senat und die Fachbereiche sich auf Einsparungen in ausgewählten Budgets verständigt haben und dass die zentrale QSL-Kommission einen einstimmigen Beschluss gefasst hat, im Jahre 2011 alle qualitätssichernden Maßnahmen bei der Vertretung vakanter Professuren aus zentralen QSL-Mitteln zu finanzieren. Ich bin zuversichtlich, dass wir auch in Zukunft gemeinschaftlich die schwierigen finanziellen Herausforderungen, die sich der JLU stellen werden, meistern können.

In der Lehre wurde im Jahr 2010 die Weiterentwicklung der Modularisierung konsequent vorangetrieben. Eine „Monitoring-Gruppe“ unter Leitung der Vizepräsidentin für Studium und Lehre, an der auch Studierendenvertreter mitwirkten, begleitete und überwachte den Gesamtprozess der Deregulierung und Flexibilisierung der modularisierten Studiengänge. In vielen Fällen ist es gelungen, die Prüfungslast für die Studierenden spürbar zu reduzieren, die Organisation der Studiengänge zu optimieren und Freiheitsgrade in Studium und Lehre für Studierende und Lehrende zurückzugewinnen. Es muss unser Ziel sein, diese Verbesserung der

Bologna-Studiengänge im Lichte gesammelter Erfahrungen und im engen Austausch mit den Studierenden und Lehrenden kontinuierlich fortzusetzen. Zur Stärkung des Lehrangebots im Bereich der für die neuen modularisierten Studiengänge relevanten beruflichen Schlüsselqualifikationen beschlossen das Präsidium und der Senat im Jahre 2009, ein Zentrum für fremdsprachliche und berufsfeldorientierte Kompetenzen (ZfbK) zu etablieren. Die feierliche Eröffnung dieses Zentrums erfolgte 2010; das von Frau Prof. Dr. Göpferich (Fachbereich 05 Sprache, Literatur, Kultur) geleitete Zentrum bündelt zum einen die entsprechenden Lehrangebote und baut zum anderen alle fremdsprachlichen und berufsfeldrelevanten Angebote an der JLU konsequent aus. Ausgesprochen erfreulich ist es schließlich, dass im Jahre 2010 die JLU erneut einen Doppelerfolg beim Hessischen Hochschulpreis Exzellenz in der Lehre (finanziert vom Land Hessen und der Hertie-Stiftung), dem höchstdotierten Preis dieser Art in Deutschland, erringen konnte: Der Einzelpreis wurde Prof. Dr. Wissemann (Fachbereich 08 Biologie und Chemie) verliehen, mit einem von insgesamt drei Projektpreisen wurde das Projekt „Refugee Law Clinic“ im Fachbereich 01 Rechtswissenschaft ausgezeichnet. Damit ist die JLU mit drei Doppelerfolgen in den vier bisherigen Ausschreibungen die erfolgreichste hessische Hochschule in Sachen Exzellenz in der Lehre.

In der Forschung war das Jahr 2010 von herausragenden Erfolgen für die JLU geprägt, von denen ich einige nennen will. Im Frühjahr 2010 bewilligte die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) drei neue Transregio-Sonderforschungsbereiche unter Federführung bzw. maßgeblicher Beteiligung der JLU: „Werkstoffe für die Hartgeweberegeneration im systemisch erkrankten Knochen“ (SFB/TRR 79, Sprecher Prof. Dr. Dr. Schnettler, FB 11 Medizin), „Chromatin-Veränderung in Differenzierung und Malignität“ (SFB/TRR 81, Sprecher Prof. Dr. Renkawitz, FB 08 Biologie und Chemie), „Angeborene Immunität der Lunge: Mechanismen des Pathogenangriffs und der Wirtsabwehr in der Pneumonie“ (SFB/TRR 84, stellvertretender Sprecher Prof. Dr. Lohmeyer, FB 11 Medizin).

Daneben wurden weitere große Verbundprojekte von der DFG bewilligt, so unter anderem ein DFG-Schwerpunktprogramm in der kognitiven Psychologie und eine DFG-Forschergemeinschaft zur Reproduktionsmedizin. Auch in der dritten Staffel des Landesexzellenzprogramms LOEWE errang die JLU einen Doppelerfolg: der neue LOEWE-Schwerpunkt „Männliche Infertilität bei Infektion und Entzündung“ (MIBIE) stärkt den Schwerpunkt in der Reproduktionsmedizin und legt die Grundlagen für weitere große Verbundprojektanträge in der Zukunft, und der neue LOEWE-Schwerpunkt „Insektenbiotechnologie“ ist ein für die Fraunhofer-Projektgruppe „Bioressourcen“ an der JLU entscheidendes Projekt, da in seinem Rahmen die Grundlagen für die langfristig angestrebte Errichtung eines Fraunhofer-Teilinstituts für Bioressourcen in Gießen geschaffen werden sollen. Schließlich wurde die JLU auch als Partner für zwei Deutsche Zentren für Gesundheitsforschung ausgewählt: sowohl am Aufbau des Deutschen Zentrums für Infektionsforschung (DZIF) als auch des Deutschen Zentrums für Lungenforschung (DZL) wirkt die JLU als Partnerstandort (jeweils unterstützt von weiteren Einrichtungen, unter anderem der Universität Marburg) mit. Im DZL hat die JLU auch die wissenschaftliche Koordination des gesamten Netzwerks inne. Zudem unterstützen Wissenschaftler der JLU auch den Partnerstandort Frankfurt am Main im Deutschen Zentrum für Herz-Kreislaufkrankungen (DZHK). Die Beteiligung der JLU an drei von sechs Deutschen Gesundheitszentren ist ein weiterer Beleg dafür, dass wir in Mittelhessen mit dem drittgrößten universitätsmedizinischen Standort bundesweit dem Anspruch, zu einem der Top-Standorte in der medizinischen Spitzenforschung zu werden, gerecht werden können.

Das Exzellenzpotential der mittelhessischen Universitätsmedizin wurde explizit auch vom Wissenschaftsrat (WR) bestätigt, dessen Evaluationsbericht auf der Grundlage der Begutachtung der Standorte Gießen und Marburg im Mai 2010 veröffentlicht wurde. Der WR stellt fest, dass Forschung und Lehre nachweislich nicht unter der Privatisierung des Universitätsklinikums Gießen und Marburg (UKGM) gelit-

ten haben und gibt eine Reihe von sehr wichtigen Anregungen und Empfehlungen zur weiteren Gestaltung der Zusammenarbeit zwischen den Akteuren in der mittelhessischen Universitätsmedizin. Die Universitäten Gießen und Marburg haben mit ihrem Konzept der strukturierten Kooperation diese Anregungen, die Erfahrungen der vergangenen Jahre und die Potentiale der beiden Medizin-Standorte aufgegriffen; bei ihren Überlegungen werden sie vom Land Hessen nachdrücklich unterstützt. Eine weitere WR-Begutachtung, deren Ergebnisse ebenfalls im Mai 2010 veröffentlicht wurden, bestätigte der JLU eine exzellente Leistung beim Aufbau des neuen Gießener Zentrums Östliches Europa (GiZo) seit seiner Gründung im Jahre 2006. Auch im Vergleich zu den neu errichteten regionalwissenschaftlichen Zentren in Frankfurt am Main und Marburg werden die Leistungen des GiZo als herausragend bewertet und als ein vorbildliches Beispiel für den erfolgreichen Aufbau eines geisteswissenschaftlichen Zentrums beschrieben.

Im vergangenen Jahr wurde intensiv an der Erstellung der neuen Antragsskizzen für die Exzellenzinitiative II gearbeitet: es wurden schließlich in allen drei Förderlinien Antragsskizzen eingereicht, und zwar für ein Exzellenzcluster „Monitoring Life through Mass Spectrometry“, eine Graduiertenschule „From Knowledge to Application in the Life Sciences“ sowie das Zukunftskonzept „Translating Science“. Es ist ausgesprochen enttäuschend, dass die JLU für keine der drei neuen Antragsskizzen die Aufforderung zur Vollerstellung erhielt. Wir werden im Lichte der gutachterlichen Rückmeldungen zu entscheiden haben, wie wir anderweitige Förderungen für die in den Antragsskizzen enthaltenen Ideen und Konzepte erhalten können; zudem wird das Zukunftskonzept „Translating Science“, dessen Kernideen auch im neuen Entwicklungsplan unserer Universität „JLU 2020“ enthalten sind, in jedem Fall für die Zukunftsstrategie der JLU eine wichtige Rolle spielen. Das schlechte Abschneiden aller hessischen Universitäten in der Exzellenzinitiative II – von 17 vorgelegten Antragsskizzen wurden hessenweit nur 2 Skizzen zur Vollerstellung aufgefordert – zeigt, dass insgesamt die

Chancen für alle Hochschulen, neue Projektideen in der Exzellenzinitiative zu platzieren, gering sind. Umso wichtiger ist es für die JLU, für die beiden seit 2006 aus der Exzellenzinitiative geförderten Projekte – das „International Graduate Centre for the Study of Culture“ (GCSC) und das „Excellence Cluster Cardio-Pulmonary System“ (ECCPS) erfolgreiche Fortsetzungsanträge zu erstellen.

Die Internationalisierungsstrategie der JLU spielte im vergangenen Jahr ebenfalls eine wichtige Rolle an der JLU. Die JLU wurde als eine von sechs Hochschulen bundesweit für das Audit „Internationalisierung“ der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) ausgewählt. Die internationalen Gutachter, die die bisherigen Leistungen der JLU im Bereich der Internationalisierung umfassend und detailliert bewerteten und hieraus Empfehlungen für die Weiterentwicklung der Internationalisierungsstrategie der JLU ableiteten, bestätigten, dass die JLU das Potential habe, zu einer „Modelluniversität der Internationalisierung“ zu werden. Dass die JLU die erfolgreichste hessische Hochschule bei der Einwerbung von Fördermitteln des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) ist, dass sie eines von vier DAAD-Exzellenzzentren für Forschung und Lehre einwerben konnte (das im Oktober in Kolumbien feierlich eröffnete meereswissenschaftliche Zentrum CEMarin), dass an der JLU ein Viertel aller internationalen Doktoranden in Hessen promovieren – all dies sind ausgesprochen positive Kennziffern, die belegen, dass die Internationalisierung der Hochschule ein profilbildendes Element an der JLU ist.

Im Bereich der baulichen Entwicklung ergaben sich im Jahr 2010 an vielen Stellen neue zukunftsweisende Perspektiven für die JLU. So entschied die hessische Landesregierung im Sommer 2010, das Philosophikum I und II im Rahmen des HEUREKA-Programms zu einem integrierten „Campus der Zukunft“ zu entwickeln. Die dieser Entscheidung zugrunde liegende Machbarkeitsstudie geht davon aus, dass mit einer Mischung aus Neubauten, Ergänzungsbauten sowie umfassenden Sanierungsmaßnahmen eine erste Ausbaustufe bis zum Jahre 2020 mit einem Investitionsvolumen

von ca. 125 Millionen EUR umgesetzt werden kann; weitere Ausbaustufen sind für die Zeit nach 2020 vorgesehen. Der städtebauliche Wettbewerb, der in diesem Jahr initiiert wird, ist ein entscheidender Meilenstein bei der Festlegung des für den weiteren Prozess verbindlichen Gesamtkonzepts. In anderen Campusbereichen fanden in den vergangenen Monaten bereits Spatenstiche für weitere Neubauten statt, und zwar für den Neubau Chemie sowie für das Multifunktionsgebäude in den Sportwissenschaften. Ebenso ist es erfreulich, dass die Landesregierung sehr kurzfristig Mittel bewilligt hat, um das Gebäude der Zahnklinik in den kommenden Monaten so zu sanieren, dass die festgestellte PCB-Belastung beseitigt werden kann.

Die bauliche Entwicklungsplanung der JLU ist ein wichtiger Bereich, in dem der Erfolg maßgeblich von einer guten Zusammenarbeit zwischen der Universität und der Universitätsstadt – Magistrat, Stadtverordnetenversammlung und Stadtverwaltung – abhängt. Vor diesem Hintergrund bin ich der Universitätsstadt dankbar für die konstruktive und zielorientierte Kooperation sowie die Unterstützung bei den für die Zukunft der Universität entscheidenden Bauprojekten. Hierzu gehört auch die Campuserwicklung in der Medizin (etwa die Planung des Forschungsbaus Medizin am Aulweg) und in der Veterinärmedizin (mit dem Neubau der Kleintier- und Vogelklinik). Im weiteren Kontext der HEUREKA-Planungen ist auch die gemeinsame Bewältigung der Herausforderungen für die Verkehrsführung und für den öffentlichen Personennahverkehr zu sehen. Insgesamt müssen die JLU und die Universitätsstadt gemeinsam den Wissenschaftsstandort Gießen so weiterentwickeln, dass die Universität und die Stadt gleichermaßen hochattraktiv sind für Studierende, Lehrende und alle anderen im Hochschulbereich tätigen und aktiven Menschen. Im Jahre 2010 hat sich im Zusammenhang der Aktivitäten zu „Gießen – Stadt der jungen Forscher 2010“ gezeigt, wie erfolgreich die Stadt und die beiden Hochschulen in Gießen im gemeinsamen Interesse zusammenarbeiten.

Auch im vergangenen Jahr wurden zahlreiche Mitglieder und Angehörige der JLU mit Preisen ausgezeichnet. Es können an dieser Stelle nur einige wenige – und besonders herausragende – Beispiele für besondere Ehrungen und Auszeichnungen genannt werden: Frau Prof. Dr. Gabriele Britz wurde zur Richterin am Bundesverfassungsgericht gewählt. Mehrere Kollegen erhielten Ehrendoktorwürden: Prof. Dr. Albrecht Beutelspacher von der Universität Siegen, Prof. Dr. Reinhard G. Bretzel von der Universität Athen (Griechenland), Prof. Dr. Hans Geissel von der Chalmers Technical University Göteborg (Schweden), Prof. Dr. Erhard Franz Kaleta von der Universität Leipzig und Prof. Dr. P. Michael Schmitz von der Nationalen Agraruniversität Bila Tserkva (Ukraine). Prof. Dr. Dr. h.c. Bernd Hoffmann erhielt den Martin-Lerche-Forschungspreis für sein Lebenswerk, Prof. Heiner Goebbels – der zum neuen Intendanten der Ruhrtriennale bestellt wurde – den Kunstpreis des Landes Rheinland-Pfalz. Ich freue mich auch sehr darüber, dass der Vorsitzende unseres Hochschulrates, Herr Karl Starzacher, für Verdienste um die Deutsche Einheit mit der höchsten Auszeichnung des Landes Hessen, der Wilhelm-Leuschner-Medaille, ausgezeichnet wurde.

In den Hochschulrat wurde im vergangenen Jahr eine Reihe neuer Mitglieder berufen: zu Beginn des Jahres nahmen Prof. Dr. Ludwig Jäger, Prof. Dr. Hans Dieter Klenk und Prof. Dr. Manfred Weiß ihre Tätigkeit im Hochschulrat auf. In besonderer Weise freue ich mich darüber, dass die hessische Ministerin für Wissenschaft und Kunst zu Beginn des Jahres 2011 auch Herrn Dr. Wolfgang Maaß, langjähriger Vorsitzender des Verwaltungsrates der Gießener Hochschulgesellschaft, in den Hochschulrat berief – hierdurch werden die Verbindungen zwischen der JLU und der GHG nochmals gestärkt.

Ich bin der Gießener Hochschulgesellschaft und all ihren Mitgliedern ausgesprochen dankbar für die Unterstützung zahlreicher größerer und kleinerer Projekte im vergangenen Jahr.

Prof. Dr. Joybrato Mukherjee

Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen

Bericht der Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen

Im Dezember 2010 hat die Gesellschaft für deutsche Sprache dem gerade abgelaufenen Jahr einen Namen gegeben. Aus einer Reihe von Wörtern wurde das Wort des Jahres 2010 gewählt, das wie kein anderes das Jahr geprägt und die öffentliche Diskussion bestimmt hat: der Wutbürger. Auch ohne „Stuttgart 21“, auch ohne zivilgesellschaftliche Wut und Verzweiflung spürte Gießen im Kleinen den Drang und den wachsenden Bedarf der Bürgerinnen und Bürger nach Mitbestimmung, Mitsprache und Beteiligung jenseits von Wahlen. Die geplante Umgestaltung des Gießener Bahnhofsvorplatzes, die Bürgerbeteiligung äußerst unzureichend praktizierte, hat die Gemüter erhitzt und Meinungen entzweit. Das Eintreten einiger engagierter Bürgerinnen und Bürger für den Erhalt der alten historischen Treppe hat zwar keine Demonstrationen wie in Stuttgart ausgelöst. Er hat aber gezeigt, dass Menschen sich für ihr Umfeld interessieren, gehört werden wollen und nicht einfach so bereit sind, an die Notwendigkeit von angeblichen oder tatsächlichen Sachzwängen, die oft hinter verschlossenen Türen und in Fachsprachen von Verwaltungen, Politik und anderen Experten erörtert und beschlossen werden, zu glauben. Und er hat gezeigt, dass eine Protestkultur nicht mehr ausschließlich Sache einer jungen, protestgewohnten Sturm- und Dranggeneration ist, sondern auch zu den Widerstands- bzw. zivilen Ungehorsamsformen einer etablierten Bürgerschaft werden kann. Ich halte dies für richtig und notwendig – ja für einen ernstgemeinten Einsatz für mehr Demokratie, die Transparenz und Nachvollziehbarkeit politischer Entscheidungen voraussetzt. Die repräsentative Demokratie als unsere Gesellschaftsform kann nur überleben, wenn sich die Repräsentierten von ihren Repräsentanten auch repräsentiert fühlen.



Gerade in einer Universitätsstadt wie Gießen – in einer Stadt, in der die meisten Studierenden pro Einwohner in ganz Deutschland leben, in einer Stadt, in der die Universität der größte Arbeitgeber ist, einer Stadt, die in der Bevölkerungsstruktur daher stark akademisch geprägt ist – ist der Bedarf an Mitsprachemöglichkeit jenseits der Parlamente und politischen Parteien dabei enorm groß. Die traditionellen Bindungen der Bürger/innen an ihr Gemeinwesen durch Mitgliedschaften in Vereinen, Verbänden oder anderen Institutionen sind genauso wie die Nutzung der herkömmlichen lokalen Informationsquellen (Tageszeitung, Teilhabe an Parlamentssitzungen oder auch traditionellen Informationsveranstaltungen) aufgrund der nicht ausgeprägten „Heimat“-Verbundenheit oder bewusster Abstinenz gerade in diesen städtischen Milieus nicht stark ausgeprägt. Dennoch ist die Bereitschaft, sich in die eigenen Bürger-Angelegenheiten einzumischen, vorhanden. Und: Gerade in einer Universitätsstadt wie Gießen existiert ein ungeheuer produktives, aber leider oft brachliegendes Reservoir an Expertenwissen aus so vielen Bereichen, dass es an Verschwendung grenzt, sich dieses Bürger-Wissen nicht zunutze zu machen. Das ist eine Zukunftsaufgabe für unsere Stadt. Und eine Chance, die wahren und tatsächlichen bürgerschaftlichen Verschmelzungen zwischen den Angehörigen der Hochschulgemeinschaften und der übrigen Stadtgesellschaft sichtbar zu machen und zum allgemeinen Nutzen zu befördern.

Ich weiß, dass die Universität gerade in der Einbeziehung ihrer Angehörigen bei Fragen der zukünftigen Nutzung von Gebäuden und Flächen gute Erfahrungen sammeln konnte. Vielleicht ist der Erfahrungsaustausch darüber, wie Bürgerbeteiligung tatsächlich gut gelingen kann, eine weitere nutzbringende Synergie zwischen Universität und Stadt.

Themen, die gemeinsame Interessen berühren oder in die sich gerade die in Gießen lebende Hochschulgemeinde aus bürgerschaftlichem wie auch aus wissenschaftlichem Interesse einbringen könnte, gibt es genug:

Wir arbeiten seit dem vergangenen Jahr an einem Kulturentwicklungsplan, der sowohl Bedarfe wie auch Angebote darstellen kann und soll. Besonders die Kulturschaffenden wie die Kulturinteressierten aus dem universitären Bereich sind eine feste Größe dieser Stadt. Sie tragen maßgeblich zu Angeboten wie auch zur Nachfrage bei.

„Älter werden in Gießen“ ist ein ebenso beachtenswertes Thema. Bedarfe, Anforderungen und Angebote gilt es auch hier zu ermitteln – ein Prozess, den wir 2010 begonnen haben. Gießen als ausgenommen junge Stadt will und soll die älteren Menschen nicht vergessen. Zufrieden und würdig älter werden in Gießen braucht Angebote. Angebote, die im Dialog und unter Teilhabe der Betroffenen entwickelt werden müssen.

Aber auch die Umgestaltung, Sanierung oder Attraktivitätssteigerung von städtischen Räumen wird ein Thema sein, dem wir in Bezug auf Beteiligung und neue Formen für Teilhabe Aufmerksamkeit schenken müssen und werden. Die Ausrichtung der Landesgartenschau im Jahre 2014 birgt viele Chancen, Stadtraum kreativ und attraktiv gemeinsam neu zu gestalten. Nicht nur die öffentlichen Räume in den eigentlichen Schauebenen der Landesgartenschau selbst – das Schwanenteichgebiet und die Lahnufer – rufen nach Konzepten, Projekten und Ideen. Nachhaltig wichtig sind auch die Ausgestaltungen der sogenannten Korridore, der Verbindungs- und Durchgangachsen, die quer durch unsere Stadt laufen. Der

Prozess dazu ist im vergangenen Jahr erfolgreich angelaufen. Auch hier wird es weiterhin viele Angebote geben, sich einzumischen und zu beteiligen an der Gestaltung unserer gemeinsamen Stadt.

Eine Bilanz des Jahres 2011 aus Sicht der Gemeinsamkeiten zwischen Universität und Stadt und auch ein Ausblick darauf, was an großen gemeinsamen Aufgaben und Chancen auf uns zukommt, wäre ohne die Erwähnung von HEUREKA unvollständig. Die vielen Millionen Euro, die dank des Landesprogramms in die Erneuerung der universitären Infrastruktur fließen, verändern unsere Stadt massiv. Der Neubau der Chemie und das Biomedizinische Forschungszentrum sei an dieser Stelle exemplarisch erwähnt.

Aber auch der gigantische Neubau des privatisierten Universitätsklinikums, der alleine 170 Millionen Euro bewegt und das Klinikumsviertel nachhaltig verändert hat, schreibt Stadtbaugeschichte. Und er wird uns weiterhin bewegen. Denn die künftig leerstehenden, teils denkmalgeschützten, alten Klinikumsteile, die in Händen des Landes sind, müssen eine vernünftige und sinnvolle Nachfolgenutzung erfahren. In einer Stadt kann es keine exterritorialen Gebiete geben, um die sich niemand kümmert und kümmern darf. Stadträume sind soziale Räume. Sie müssen sinnvoll gefüllt und belebt werden, denn sie gehören uns allen.

Die Umsetzung weiterer Baumaßnahmen – ob im Rahmen von HEUREKA oder aufgrund privater Investitionen – werden auch weiterhin intensive Diskussionen und lebhaft Debatten über die Chancen und Grenzen einer Stadtentwicklung bringen. Ich wünsche mir für diesen Prozess, dass das Trendwort des Jahres 2010 bald der Vergangenheit angehört. Zumindest in Gießen sollte es 2011 „Gemeinschaft“ heißen – auch wenn dies nicht so medientauglich und schlagzeilenträchtig ist. Was wir gemeinsam brauchen, sind jedoch auch keine Schlagzeilen, sondern Erfolge. Für unsere Universitätsstadt Gießen.

Dietlind Grabe-Bolz
Oberbürgermeisterin

Bericht über die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft

Der gemeinsame Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrates und des Vorsitzenden des Vorstands in den Gießener Universitätsblättern resümiert die Entwicklung des zurückliegenden Jahres. Zusammen mit den auf der jährlichen Mitgliederversammlung vorgetragenen Berichten, die Sie auch auf der GHG-Homepage (www.giessener-hochschulgesellschaft.de) finden, wollen wir Sie hiermit über die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft informieren.



Leistungen der Hochschulgesellschaft

Die Gießener Hochschulgesellschaft setzt ihre Mittel ein, um die Wissenschaften zu fördern, wissenschaftliche Bildung zu verbreiten und die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Praxis zu pflegen. Im Jahr 2010 hat der Vorstand über 41 Anträge entschieden und 18 davon mit insgesamt 19.500 Euro gefördert. Eine Vielzahl von Einzelprojekten konnte so mit Unterstützung der Hochschulgesellschaft realisiert werden. Die Antragsteller geben immer wieder zu erkennen, dass sie die kleineren und größeren Hilfen sehr zu schätzen wissen. Gerade ungewöhnliche Projekte, für die aus anderen Quellen oftmals nur schwer Fördermittel zu akquirieren sind, profitieren von der Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft. Darüber hinaus kooperieren GHG und Universität bei öffentlichkeitswirksamen Veranstaltungen. Auf dem akademischen Festakt wurden auch 2010 wieder acht hervorragende Gießener Dissertationen mit einem Preis in Hö-

he von jeweils 500 Euro aus den Mitteln der Hochschulgesellschaft ausgezeichnet. Zudem unterstützt die Gießener Hochschulgesellschaft das Sommerfest der Universität und die Semesterabschlusskonzerte des Universitätsorchesters, die zu den Höhepunkten des akademischen Jahres zählen. Die Leistungen der Hochschulgesellschaft basieren auf den Beiträgen der Mitglieder sowie auf den Erträgen des Vermögens von Verein und Stiftung. Im Jahr 2010 konnte die Mitgliederzahl mit 611 annähernd stabil gehalten werden (17 Eintritte, 14 Austritte, 8 verstorbene Mitglieder). Die Stärkung der finanziellen Basis durch die Gewinnung neuer Mitglieder und die Einwerbung von Spenden und Zustiftungen ist uns ein ständiges Anliegen. Wir bemühen uns, die Bürger und die Unternehmen in Mittelhessen für eine Unterstützung der Universität zu motivieren. Unsere Mitglieder begünstigen mit ihren Beiträgen und Spenden, aber auch mit ihrem ehrenamtlichen Engagement, Bildung und Wissenschaft und stärken die Position der Justus-Liebig-Universität in Forschung und Lehre.



Hochschule in der Gesellschaft

Die Gießener Hochschulgesellschaft fördert den Gedankenaustausch zwischen der Universität und den Bürgerinnen und Bürgern der Stadt ebenso wie den Dialog zwischen Universität und Wirtschaft. Für die Universität ist es wichtig, in der Stadt und der Region verankert zu sein. Die Justus-Liebig-Universität trägt aber

auch wesentlich dazu bei, dass die Stadt Gießen überregional wahrgenommen wird. Die Hochschulgesellschaft möchte ein Bindeglied zwischen Stadt und Universität sein und dazu beitragen, die wechselseitige Wertschätzung zu festigen und zu vertiefen. Sie kann dieses Ziel freilich nur erreichen, wenn die Angehörigen der Universität sich in der Stadt und in der Region für ihre Alma Mater engagieren, und wenn die Bürger der Stadt und des Landkreises die Universität als einen zentralen Standortfaktor begreifen.

Die Gründe für eine Mitarbeit in der Hochschulgesellschaft sind ebenso vielfältig wie überzeugend. Erfolgreiche Unternehmer haben nicht nur ihr Unternehmen im Blick, sondern übernehmen auch gesellschaftliche Verantwortung. Die Gießener Hochschulgesellschaft ist der richtige Ort dafür. Viele Bürger aus Mittelhessen haben selbst in Gießen studiert und erinnern sich gerne an diese Zeit. Durch den Beitritt zur Hochschulgesellschaft können Sie ein wenig von dem zurückgeben, was Sie empfangen haben, und Sie können dazu beitragen, dass Gießen ein hochkarätiger Bildungsstandort in Deutschland bleibt. Von einer starken und leistungsfähigen Universität profitieren die Region Mittelhessen, ihre

Bürger und ihre Unternehmen in hohem Maße. Die Auszeichnung Gießens als „Stadt der jungen Forscher 2010“ hat nach Außen wie nach Innen viele Impulse gesetzt. Durch die umfangreiche Bautätigkeit im universitären Bereich wird das Stadtbild positiv weiterentwickelt. Zugleich präsentiert sich die Universität in ihrer Exzellenz und Vielfalt auch überregional, zuletzt – auch unter Mitwirkung der GHG – vor der hessischen Landespolitik in Wiesbaden. Ziel der Gießener Hochschulgesellschaft bleibt es dabei, die Position der Universität auch im Wettbewerb mit anderen Hochschulen zu sichern und zu stärken.

Wir danken allen, die unsere Arbeit unterstützen, und wir hoffen, möglichst viele neue Freunde und Förderer zu gewinnen, die zur Zukunftssicherung von Forschung und Lehre an der Justus-Liebig-Universität beitragen wollen.

Insbesondere sind wir drei Zustiftern sehr dankbar, die der GHG-Stiftung einen Betrag von rund 11.000 Euro zukommen ließen. Der größte Einzelbetrag stammt von den Stadtwerken Gießen, die sich als kommunal und regional verankertes Unternehmen und insbesondere auch als Partner der Hochschulen verstehen.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Wolfgang Maaß
Präsident des Verwaltungsrats

Prof. Dr. Wolfgang Scherf
Vorsitzender des Vorstands

Britta Bannenberg

Umgang mit Amokdrohungen an Schulen*

Fallbeispiel 1: Ein 18-Jähriger hat in der Nacht von Freitag auf Samstag selbst den Notruf betätigt und für Montag eine Bombenexplosion in einem Gymnasium anonym angekündigt, bei der zwei Lehrer getötet würden. Der Anruf kam von einer öffentlichen Telefonzelle. Es gelang dem Polizeibeamten, den Anrufer in ein Gespräch zu verwickeln. Die Identität konnte dabei nicht geklärt werden. Es gab Unstimmigkeiten über die betroffene Schule. Die Ermittlungen führten relativ schnell zu einem 18-jährigen „Problemschüler“ eines Gymnasiums, der in seiner Wohnung festgenommen werden konnte. Zu diesem Zeitpunkt bestritt er die Drohung. Am Körper trug er mehrere selbst gefertigte Stichwaffen. In der Wohnung konnten diverse Chemikalien und Schwarzpulver festgestellt werden. Ein Haftbefehl sollte beantragt werden. Der Beschuldigte wurde aber zunächst in die Psychiatrie eingewiesen. An der Schule wurden Maßnahmen zum Schutz getroffen, mit der Unterbringung des 18-Jährigen eingestellt. Die Gefährdung wurde von der Polizei als ernsthaft eingeschätzt.

Fallbeispiel 2: Der Schulleiter überreichte der Polizei einen Ausdruck eines Chatgesprächs, in dem ein ehemaliger 14-jähriger Schüler ankündigte, sich an der alten Klasse rächen zu wollen. Der Schulleiter bekam die Information von einer ehemaligen Mitschülerin des Beschuldigten. Im Rahmen des Chatgesprächs unterhielt sich der Beschuldigte mit seiner ehemaligen Mitschülerin über Mobbing. Zunächst gab er lediglich an, seine ehemalige Schule besuchen zu wollen und zum Schutz seinen „großen Bruder“ mitzubringen. Die Unterhaltung wurde daraufhin immer überzogener, so dass er dann

schließlich Rached Gedanken gegenüber der Mitschülerin äußerte. Während der Beschuldigtenvernehmung gab er an, sich an seiner ehemaligen Schule unwohl gefühlt zu haben, weil er dort von Mitschülern gemobbt wurde. Er sei auch mehrfach von Mitschülern geschlagen worden. Er habe sowohl die Klassenlehrerin als auch den Schulleiter über die Vorkommnisse unterrichtet, jedoch hätte sich dadurch die Situation nicht verbessert. Ende letzten Jahres entschied sich der Beschuldigte, die Schule zu wechseln. In der neuen Schule fühle er sich nun sehr wohl, da die Klasse mit 16 Schülern sehr klein sei und ein enger Kontakt zu den Lehrern bestehe. Zum Vorwurf der Amokdrohung betonte er, die Äußerungen nicht ernst gemeint zu haben, obwohl er über die damalige Situation immer noch „stocksauer“ sei. Er bereue die Äußerungen aufgrund der entstandenen Situation jedoch sehr.

Unmittelbar nach Amoktaten insbesondere durch junge Täter gibt es in einigen Ländern – auch in Deutschland – Nachahmungseffekte, die sowohl ein weiteres Tötungsdelikt darstellen können, sehr viel häufiger jedoch in Ankündigungen einer derartigen Amoktat bestehen.¹ Angesichts der Folgen einer solchen Drohung oder diffusen Ankündigung, die in der Verbreitung von Angst und Schrecken liegen können, in Panikreaktionen von Kindern und Eltern, nicht zur Schule zu gehen, Verängstigungen und Verunsicherung von Lehrpersonal und Angestellten an Schulen, auch Evakuierungen von Schulen, Polizeieinsätzen, um eine großflächige Kontrolle des Schulgeländes durchzuführen und damit auch in Ressourcenfragen münden, ist eine Erforschung der Hintergründe und Ernsthaftigkeit derartiger Androhungen unerlässlich.

* Ich danke Hamta Hedayati, Kristina Lehfeldt und Fredericke Leuschner für Vorarbeiten und die Mitarbeit im Projekt.

In einer im Jahr 2010 durchgeführten empirischen Studie wurden Drohungen mit einer Amoktat beschränkt auf Schulen untersucht.² Gegenstand der Untersuchung waren Strafverfahren mit dem Vorwurf einer Amokdrohung an hessischen Schulen im Zeitraum von Januar bis Juli 2009. Beschuldigt waren ganz überwiegend Kinder, Jugendliche und Heranwachsende, Erwachsene nur sehr selten. Unklar ist, wie viele Erwachsene an Schulen oder an anderen Orten (etwa Behörden, Universitäten oder am Arbeitsplatz) mit einer Amoktat drohen und wie ernst diese Drohungen von potentiellen Anzeigerstattern und Polizei genommen werden. Es scheint aufgrund der Abläufe an Schulen eine besondere Sensibilität, vielleicht aber auch eine durch die Medien vermittelte selektive Sichtweise Betroffener zu bestehen, eine Amokdrohung an Schulen ernster zu nehmen als Drohungen von Erwachsenen.³ An Schulen ist aufgrund der bekannt gewordenen Tötungsdelikte und einer Vielzahl möglicher betroffener Personen (Schüler, Eltern, Lehrer, andere Personen) die Äußerung des Wortes „Amok“ sehr schnell ein Gerücht, das sich nicht mehr stoppen lässt. Es ist vielleicht auch eine gute Gelegenheit, einen missliebigen und verhaltensauffälligen Schüler von der Schule verweisen zu können. Das Dunkelfeld von Amokdrohungen ist unbekannt. Selektionseffekte sind jedenfalls aus verschiedenen Gründen nicht auszuschließen und zeigen sich auch in dieser Studie.

Ziele der Studie

Die Ziele der Studie lagen in einer empirischen Auswertung von Amokdrohungen an hessischen Schulen in einem Zeitraum, der für Nachahmungen und Trittbrettfahrer interessant war (nach der Amoktat in Winnenden und Wendlingen am 11. März 2009). Von Interesse waren die Art der Drohung, Sozialdaten und Besonderheiten der Täter, Motive der Täter, Täter-Opfer-Beziehung, Gefährlichkeit der Täter, Anzeigerstattung sowie schulische, polizeiliche und justizielle Maßnahmen. Die Ergebnisse sollten neben grundsätzlichen Erkenntnissen über diese Art von Amokdrohungen Gefahrenprognosen und Ressourceneinschätzungen

der beteiligten Institutionen ermöglichen. Von Interesse war auch, ob sich Gefährdungspotentiale bei den drohenden Tätern sowie Ansätze zu Intervention und Prävention abzeichneten.

Methode – Auswertung von Strafakten

Methodisch war eine Nachverfolgung der polizeilich registrierten Amokdrohungen in Hessen durch Auswertungen von Strafakten geplant. Bei der Polizei in Hessen wurden 228 Amokverdachtsmeldungen in 2009 registriert.⁴ Gegen die Erwartung enthielt die polizeiliche Melde-datei über Amokdrohungen jedoch keine Aktenzeichen der Staatsanwaltschaften, so dass bei allen hessischen Staatsanwaltschaften angefragt werden musste, ob im Jahr 2009 Strafverfahren wegen der Drohung mit einer Amoktat geführt worden waren (§ 126 StGB, aber auch andere Delikte) und ob diese Akten für Forschungszwecke zur Verfügung stünden. Später stellte sich heraus, dass zahlreiche weitere Verfahren existieren, aber nicht zur Verfügung gestellt worden waren.⁵ So kam es zur Mitteilung und Zusendung von 61 Strafakten aus dem Zeitraum Januar bis Juli 2009 und November/Dezember 2006. Zwei Fälle betrafen Erwachsene. Darunter war ein Fall, in dem ein Erwachsener eine Amokdrohung gegenüber der Pflegeleitung eines Altersheimes, in dem seine Mutter untergebracht war, ausgestoßen hatte (aber nicht geplant hatte, diese Drohung in die Tat umzusetzen). Der andere Erwachsene drohte im Internet mit einem Schusswaffenüberfall auf ein Schulfest (und hatte angeblich eine Scherzdrohung ausgestoßen). Alle anderen Fälle betrafen Kinder, Jugendliche und Heranwachsende, die Amokdrohungen im Zusammenhang mit einer Schule getätigt hatten. Eine Staatsanwaltschaft schickte vier Fälle aus dem Jahr 2006, die nach der Amoktat in Emsdetten am 20.11.2006 zu einer Amokdrohung geführt hatten. Diese Fälle wurden mit ausgewertet.

Zum Hintergrund: Erkenntnisse über Amoktaten und Täter

Amoktaten, also Mehrfachtötungen, sind sehr seltene Ereignisse.⁶ Das Wort Amok ist eine

falsche Bezeichnung für geplante, versuchte oder vollendete Mehrfachtötungen mit unklarem Motiv, hat sich aber im kollektiven Gedächtnis verankert. Jeder Schüler in Deutschland stellt sich heute unter „Amok“ ein Tötungsdelikt mit vielen potentiellen Opfern, begangen an seiner Schule, vor. Die Benennung einer Tat als „Amoktat“ legt eine unvorhersehbare und plötzlich eintretende Katastrophe unausgesprochen nahe. Dem ist aber in der Regel nicht so. In den meisten Fällen gibt es Anzeichen für eine problematische Persönlichkeitsentwicklung eines Jungen, die insbesondere den Eltern nicht verborgen bleibt. Es wird aber auch zu Recht davon ausgegangen, dass in den meisten Fällen die Absichten, eine derart schwere Gewalttat zu begehen und damit im negativen Sinn „berühmt“ zu werden, gegenüber Gleichaltrigen angedeutet wird. Ohne an dieser Stelle zu sehr auf die vollendeten Taten und die Besonderheiten der Täter eingehen zu wollen, soll kurz skizziert werden, welche Charakteristika insbesondere bei den in Deutschland verübten Taten kennzeichnend waren.

Bei den jungen – fast ausschließlich männlichen – Tätern geht es um ein Zusammenspiel verschiedener Ursachen, bei dem sich als hervorstechende Besonderheit die Entwicklung einer narzisstisch gefärbten Persönlichkeitsstörung mit Selbst- und Fremdaggression herauskristallisiert. Genauere Erkenntnisse über die psychiatrische Diagnostik fehlen in der Regel. Die meisten Täter sind bei der Tat durch einen Suizid ums Leben gekommen, weshalb eine tateitnahe Begutachtung unterblieb. Im engeren Zusammenhang mit der sich anbahnenden Tat waren nur selten psychiatrische Einschätzungen vorhanden, etwa wenn der Täter selbst Hilfe gesucht hat oder eine Zeitlang untergebracht war. Die späteren Amokläufer zeigten nicht die typische Anhäufung von Risikomerkmale, wie sie bei gewaltauffälligen, aggressiven Jungen vorhanden sind⁷, d.h. sie waren in der Schule und unter Gleichaltrigen nicht mit Störungen des Sozialverhaltens, Gewalt oder Aggressionen auffällig. Sie galten vielmehr als still, scheu, ängstlich und zogen sich zurück. Soziale Kontakte fielen ihnen schwer. In der Schule bemerkten Lehrer diesen

Rückzug selten, die Leistungsdefizite und „stillen“ Verhaltensauffälligkeiten wurden viele Jahre übersehen. In der Pubertät verstärkte sich dieser Rückzug. Sie entwickelten ein übermäßiges Interesse an Attentaten, Amokläufen und Massentötungen. Depressionen sowie Andeutungen über Suizid und/oder Amok wurden gegenüber Mitschülern und Geschwistern deutlich, auch die Eltern bemerkten, dass mit „dem Jungen etwas nicht stimmt“. Daneben fanden sich Äußerungen von überschießenden Rachebedürfnissen und Hass z. B. in Tagebüchern und Aufzeichnungen. Die ausgeprägte Affinität zu Waffen und militärischen Symbolen fiel deutlich auf und schlug sich teilweise auch im Kleidungsstil nieder. Die späteren Täter fühlten sich unverstanden, gedemütigt und gemobbt, was einer realistischen Betrachtung nicht standhielt. Man gewann eher den Eindruck, die Täter zogen sich selbst von anderen zurück, werteten diese ab, wiesen Kontaktangebote zurück, waren unfreundlich und unzugänglich und ohne jede Empathie für andere. Die Verfügbarkeit von Schusswaffen und intensive Befassung mit gewalthaltigen, regelmäßig erst ab 18 Jahren freigegebenen Filmen und Computerspielen sowie entsprechender Musik und Musikvideos als virtuelle Gewaltverstärker stellen Risikofaktoren dar. Die Ausstattung der Zimmer mit Postern, Vorlieben für militärische Symbole, Waffennachbildungen, Rächerfiguren und schwarze Symbolik zeigte die Dominanz von Hass und Gewalt in der Gedankenwelt der Täter deutlich an. Die Schule wurde zum Ort der Ablehnung und zum Symbol des Hasses; die Schulleistungen waren schwach, Äußerungen von Mitschülern und Lehrern wurden als extrem demütigend begriffen und mündeten in Hassphantasien.

Amokläufe sind selten. In Deutschland wird im Kontext junger Täter und Schulen statistisch etwa eine Tat pro Jahr begangen, seit der Tat in Winnenden (11. März 2009) vielleicht zwei. Angesichts von etwa 11.000 Suiziden und 100.000 Suizidversuchen im Jahr, über 4.000 Verkehrsunfällen mit tödlichem Ausgang und 706 gewaltsam getöteten Menschen (sowie 1983 Opfern, bei denen ein Tötungsdelikt versucht worden war)⁸ im Jahr 2009 muss man die

Relevanz der Befassung mit Amoktaten begründen. Die Wirkungen, die von einem derartigen Tötungsdelikt ausgehen, haben Folgen, die über die Opferzahlen der einzelnen Tat deutlich hinausreichen.⁹ Neben der starken Verunsicherung, die ein Tötungsdelikt an einem sicher geglaubten Ort wie der Schule hervorruft, sind es die Nachahmungseffekte, die diese Taten so besonders machen. Täter kalkulieren nicht nur eine hohe Opferzahl und planen die Art und Weise der Durchführung der Tat, sondern sie rechnen mit einem Medieneffekt, der sie „berühmt“ macht. Spätestens seit der weltweit bekannt gewordenen Tat an der Columbine High School am 20.4.1999 sind die Bilder einer Mehrfachtötung an einer Schule im Internet und durch andere Medien präsent und inspirieren wie andere Fälle bis heute Tatgeneigte.¹⁰ Jede neue Tat mit großem Medienecho führt wie in einem Teufelskreis wiederum zu Nachahmungseffekten.¹¹

Junge Täter – Tatort Schule

Mehrfachtötungen werden von Erwachsenen häufiger begangen als von jungen Tätern. Der Kontext ist meistens durch eine familiäre Konfliktlage oder Gewalt in einer Partnerschaft geprägt. Psychotische Erwachsene begehen Mehrfachtötungen in der Öffentlichkeit, nicht selten aber auch in Psychiatrien oder Einrichtungen, in denen sie früher untergebracht waren und gegen die sie Groll hegen. Schulamoktaten sind eine spezielle Erscheinungsform und wurden noch in den 1990er Jahren für ein rein amerikanisches Phänomen gehalten.¹² Hier spielen verschiedene Aspekte eine Rolle: Die Medienwahrnehmung und Aufmerksamkeit, die den Taten zuteil wird;¹³ das Internet mit einer ständigen Verfügbarkeit „echter“ Bilder von begangenen Taten; eine Vermischung mit Suizidabsichten der Schüler, die sich mit einer Mehrfachtötung rächen wollen und inhärenten Nachahmungseffekten; fiktive Gewaltmedien, ob Videospiele, Filme oder Bücher, in denen Elemente realer Taten Aufnahme gefunden haben; Modellernen an den begangenen Taten, über die breit berichtet wurde.

Problem Nachahmungseffekte und Trittbrettfahrer

Nachahmungseffekte sowohl durch Personen, die eine solche Drohung nicht ernsthaft umsetzen wollen („Trittbrettfahrer“) wie aber auch durch tatgeneigte Personen, denen die Medienberichterstattung den letzten Anstoß zur eigenen Tat gibt, sind bereits aus der Suizidforschung bestens bekannt.¹⁴ Da eine geplante Mehrfachtötung an Schulen regelmäßig von einer Suizidabsicht des Täters begleitet wird, ist dieses Nachahmungsphänomen auch für Amoktaten relevant. Schmidtke u.a. wiesen schon nach einer Auswertung von Medienberichten 2002 darauf hin, dass die Täter vor allem durch sensationelle Berichterstattung beeinflusst werden. Diese Berichterstattung „mag die gleiche Denkweise und gleiches Verhalten in Personen auslösen, die sich in einem ähnlichen Stimmungszustand befinden, bzw. auch schon länger über eine solche Tat nachgedacht haben“.¹⁵ Die außergewöhnliche Berichterstattung wirkt wie ein Modell für psychisch labile Menschen mit Rachegeanken.¹⁶ Die Phantasie der Täter spielt eine Schlüsselrolle bei der Begehung dieser Taten.¹⁷ Nicht impulsive, sondern eher verdeckt aggressive Täter, die lange, teilweise Jahre, über Hass, Rache und Wut brüten und sich von begangenen Taten und intensiven Gewaltphantasien leiten lassen und eine hohe Waffenaffinität haben, sind typische Amoktäter. Sie sind deshalb an Attentaten, schweren Gewalttaten, Bombenanschlägen und vor allem an begangenen Amoktaten besonders interessiert und studieren die Gedanken, Gewaltphantasien und Rechtfertigungsmuster genauso wie die Details zur Tatplanung und Tatausführung. Hinzu kommt der Aspekt der negativen Berühmtheit. Analysen der Persönlichkeitsentwicklung von Amoktätern belegen einen Wunsch nach Beachtung der Tat in breiter Berichterstattung in den Medien. Bei diesen Personen werden die ohnehin vorhandenen Gewaltphantasien und vielleicht noch diffusen Tatplanungen getriggert.¹⁸ Bei Amoktaten muss davon ausgegangen werden, dass Tatplanungen länger andauern, die Nachahmung also eher den Zeitpunkt und die Details als den Entschluss überhaupt beein-

flusst. Der Vorteil dieser langen Phase der Beschäftigung mit Gewalt und Rache besteht in der versteckten oder offenen Ankündigung der Tat, die eine Verhinderung ermöglichen kann.¹⁹ Neben den ernsthaft gefährlichen Personen, die sich durch die Medienberichterstattung über eine Tat anregen lassen, nun selbst die Tat zu begehen, werden auch Trittbrettfahrer aktiv, also Personen, denen die Drohung reicht und die eine Tat nicht ausführen wollen. Insoweit liefert der Nachahmungseffekt „Anhaltspunkte dafür, dass die rasche und globalisierte Informationsverbreitung sensationeller, von jugendlichen Altersgenossen verübter Gewaltverbrechen durch Presse und Fernsehen gerade psychisch labile geltungssüchtige junge Täter zur Nachahmung anregen kann (Trittbrettfahrer), quasi nach dem Motto: ‚Wie komme ich selber ins Fernsehen?‘“.²⁰ Der Wunsch, im „Mittelpunkt der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit“ zu stehen,²¹ kann einen Anreiz gerade für solche Trittbrettfahrer darstellen, die sich sonst im Leben eher übersehen, ohnmächtig und frustriert fühlen. Sie genießen die Aufmerksamkeit und zuweilen auch den Effekt, anderen Angst einzulößen. An eine Strafbarkeit der Drohung nach § 126 StGB denken sie regelmäßig nicht. Auch anonyme Drohungen rufen für denjenigen, der „scherzhaft“ droht, eine stille Genugtuung über die verursachte Aufmerksamkeit hervor. Ohne dass die Umwelt ahnt, wer gedroht hat, kann der Anonymus in der Schule hektische Aktivitäten zur Aufklärung, eventuell sogar einen Polizeieinsatz und Aufrufe durch die Schulleitung, Zusammenkünfte in der Aula sowie Gerüchte über eine bevorstehende Tat genießen. Mit einer kleinen anonymen Drohung hat er einen Apparat wie die Schule in Aufruhr und Mitschüler, Lehrer und Eltern in Schrecken versetzt. Genauere empirische Analysen dieser Drohungsfälle fehlen bislang. Die vorliegende Studie soll diese Lücke ansatzweise schließen.

Bedrohungsmanagement an Schulen, insbesondere in Hessen

Die Taten in Erfurt (26. April 2002) und Emsdetten (20. November 2006) haben viele Kultusmi-

nisterien veranlasst, Handreichungen für den Krisenfall an Schulen auszugeben. Diese behandeln Verhaltensanweisungen für den Notfall (Brand, Bombendrohungen, Geiselnahmen, schwere Gewalttaten, Suizid und Amoktaten), Krisenkommunikation und Nachsorge. Nicht in allen Bundesländern spielt bislang das Bedrohungsmanagement, also die Abklärung insbesondere von Amokdrohungen, eine Rolle.

In der 2007 an alle hessischen Schulen verteilten Handreichung „Handeln in Krisensituationen“ des Landes Hessen²² wird zutreffend in Übereinstimmung mit den amerikanischen Analysen der Safe School Initiative (Handbuch „Bedrohungsanalyse an Schulen“) ein Fragenkatalog empfohlen, um einen Verdachtsfall abzuklären. Die Kriterien beruhen wesentlich auf amerikanischen Empfehlungen aus dem Jahr 2002 und sind leicht modifiziert²³ ratsam, wie sich auch in dieser Studie zeigte. Der Katalog kann helfen, in den meisten Fällen Inhalte eines Gesprächs mit dem Schüler, der Drohungen hinterlassen hat, zu strukturieren und die wichtigsten Punkte zu klären. Das amerikanische Handbuch beruht auf vielfältigen Analysen aus den amerikanischen Fällen. Diese konnten zeigen, dass fast alle Taten im Vorfeld von einer diffusen Andeutung (keiner direkten Bedrohung der späteren Opfer) und Verhaltensänderung der Schüler, die später zum Täter wurden, begleitet waren. In dem Expertenbericht Amok der Landesregierung Baden-Württemberg wurden die Empfehlungen zur Abklärung einer Drohung im Jahr 2009 im Internet publiziert und sind damit für alle Bundesländer und jede Schule zugänglich.²⁴

Damit Schulen in der Lage sind, angesichts einer Vielzahl anderer Probleme die relativ selten auftretenden Drohungen besser einzuschätzen, wird für Hessen vorgeschlagen, schulische Krisenteams zu bilden, um eine Erstbewertung möglicher Gefährdungen vorzunehmen. Dies erfordert spezifische Fortbildungen, um notwendige Informationen zusammen zu tragen, zu bewerten und letztlich zu entscheiden, ob die Polizei verständigt werden muss oder der Fall als ungefährlich und geklärt betrachtet werden kann. Ist eine Einschätzung nicht abschließend möglich, kann auf beson-

ders geschulte Schulpsychologen oder auch ein Team von Schulpsychologen (SKIT-Team) zurückgegriffen werden.

Es gibt bislang keine verlässlichen Informationen darüber, ob und wie viele Schulen ein solches schulisches Krisenteam gebildet haben, und wenn ein solches existiert, ob die Abklärung von Drohungen mit einer Amoktat oder von bedrohlichem Verhalten von Schülern gelingt. Die Studie gibt erste Hinweise auf Umsetzung und auch Defizite im Umgang mit Drohungen.

Ergebnisse

Zunächst werden wegen des knappen zur Verfügung stehenden Raums nur sehr kurz die wesentlichen Daten, soweit sie den Akten entnommen werden konnten, beschrieben.²⁵ Der Schwerpunkt soll auf der kriminologischen Einteilung nach der Gefährlichkeit und Ernsthaftigkeit der Drohungen liegen. Die Konsequenzen können hier nur angerissen werden.²⁶ In insgesamt 58 Fällen mit 65 Tatverdächtigen wäre es in drei Fällen zu einem Tötungsdelikt gekommen, wenn die Polizei dieses nicht verhindert hätte.²⁷ Insgesamt zeigte sich deskriptiv Folgendes:²⁸ Der Tatzeitpunkt der Drohungen erfasste in vier Fällen November und Dezember 2006 (nach der Tat in Emsdetten). 54 Fälle wurden für den Zeitraum vom 15. Januar 2009 bis zum 14. Juli 2009 als Strafanzeigen registriert.

Im März 2009 fanden 34 Fälle noch im Monat März statt, 16 Taten in den Monaten April bis Juli. Vor Winnenden wurden in 2009 vier Drohungen erfasst.

Erwartungsgemäß fanden sich im Monat nach der Tat in Winnenden am 11.3.2009 besonders viele Ankündigungen, um einen Monat später deutlich abzusinken. Es fanden aber auch Drohungen im Zeitraum vor der Tat in Winnenden statt, was nahelegt, dass Amokdrohungen grundsätzlich zu einem Problem an Schulen geworden sind und Nachahmungseffekte sich zumindest mit einer gehäuften Zahl von Drohungen auswirken. Sehr interessant war, dass die Drohungen in zwei der drei ernsthaften Fälle ebenfalls im Monat nach einer medienwirksam gewordenen Tat stattfanden (Dezember 2006 und März 2009 nach Winnenden). Der dritte als ernsthaft gefährlich einzustufende Drohungstäter drohte am 7. März, also vor der Tat in Winnenden.

In fast allen Fällen wurde wegen des Verdachts der „Störung des öffentlichen Friedens durch Androhung von Straftaten“, § 126 Nr. 2 StGB, ermittelt [konkret wegen Androhung eines Mordes (§ 211) oder Totschlags (§ 212)]. In 48 Fällen (83 %) war dies ausschließlich der Fall, in den übrigen Fällen wurde (auch) wegen Bedrohung, § 241 StGB, selten wegen weiterer Delikte (Körperverletzung, versuchte Nötigung, Sachbeschädigung, Verstoß gegen das Waffengesetz und auch Brandstiftung) ermittelt.

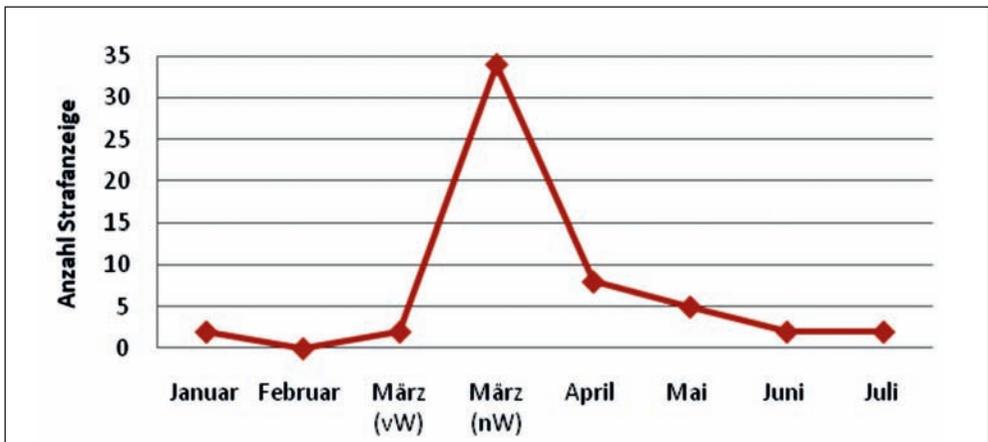


Abb. 1: Monat Amokdrohung 2009

Bei allen Amokdrohungen war ein schulischer Kontext zu verzeichnen, der darauf beruhen konnte, dass die Drohung innerhalb der Schule erfolgte, die Drohung von einem (auch ehemaligen) Schüler der Schule ausging oder die involvierte Schule gezielt als möglicher Tatort genannt wurde. In den 58 Fällen erstattete in der Regel die Schulleitung Strafanzeige. Die Informationen über eine mögliche Amokdrohung war den Lehrer/innen bzw. Schulleiter/innen am häufigsten durch Schüler/innen mitgeteilt worden, die den späteren Beschuldigten kannten. Die meisten Verdachtsmomente wurden den Schülern untereinander bekannt, sei es durch mündliche oder schriftliche Äußerungen oder durch Drohungen in Chats und im Internet. In 8 Fällen wurde die Schulleitung von der Polizei über die Amokdrohung informiert.

Typische Amokdrohungen als Störung des öffentlichen Friedens durch Androhung von Straftaten (§ 126 StGB) zeigten einen direkten Bezug zum Thema Amok: „Morgen gibt es hier einen Amoklauf“ oder enthielten Drohungen als Tötungsabsichten mit amokspezifischen Ähnlichkeiten: „Erst erschieße ich X, dann Frau Y und dann mich selbst“ oder mittelbare Formen: „Ich werde fortsetzen, was der Typ in Winnenden begonnen hat“. Bedrohungen (§ 241 StGB) werden konkret gegen Personen gerichtet, z.B. direkt: „Ich bring‘ dich um“ oder indirekt: „Das wirst Du noch bereuen, sieh Dich vor“. Direkte Drohungen waren insgesamt häufiger.

Eine konkrete Tatzeit wurde nur in einem Viertel der Fälle genannt. Beim Tatort war die Drohung meistens auf die Schule bezogen, darüber hinaus aber wenig konkret. Selten wurde eine konkrete Klasse genannt. In 20 Fällen (34,5 %) wurden bestimmte Personen (Mitschüler/innen bzw. Lehrer/innen) persönlich bedroht oder in Chats und Drohungen wurden „der Schulleiter“, „die Schulleiterin“ oder ein Name genannt. In allen diesen Fällen waren eine (gestörte) Beziehung und Konflikte zwischen dem Beschuldigten und der bedrohten Person festzustellen.

In den meisten Fällen richtete sich die Drohung gegen die Schule, die der Beschuldigte selbst besuchte, teilweise wurde die Drohung gene-

ralisiert (gegen die bestimmte Schule „und andere“) oder gegen mehrere Schulen gerichtet. Ansonsten drohten die Beschuldigten gegen ihre frühere Schule. Alle Schulformen²⁹ waren von Drohungen betroffen, mit einem deutlichen Schwerpunkt auf weiterführenden Schulen. Die Drohenden besuchten am häufigsten Gymnasien (14) und Gesamtschulen (14), gefolgt von Realschulen (13), seltener Berufsschulen (3), Haupt- und Realschulen (3), Förder- bzw. Sonderschulen (3), Hauptschulen (2), BVJ (1). Vier Personen besuchten keine Schule mehr. Gedroht wurde entsprechend am häufigsten gegen Gymnasien (17), Gesamtschulen (15) und Realschulen (14), in jeweils 4 Fällen gegen Förder- bzw. Sonderschulen sowie Haupt- und Realschulen, in drei Fällen gegen Berufsschulen, in zwei Fällen gegen Hauptschulen und in einem Fall gegen eine Grundschule. Die Haupt- und Förderschulen, die grundsätzlich ein höheres Gewaltproblem aufweisen, waren von Drohungen deutlich seltener betroffen.

Die Tatverdächtigen waren ganz überwiegend männlich. Unter den 65 Beschuldigten befanden sich lediglich vier Mädchen (6 %). Die Mädchen zeigten zudem Besonderheiten hinsichtlich der fehlenden Ernsthaftigkeit der Drohung und eines eher mittelbaren Vorgehens. So sollten hier nicht eigene Drohungen Angst und Schrecken verbreiten, sondern es wurden passive Formen gewählt: Ein 13-jähriges Mädchen etwa erweckte den Eindruck, zwei Schüler hätten im Internet mit einem Amoklauf gedroht (was nicht der Wahrheit entsprach). Ihr Motiv war, die Schule an einem Tag ausfallen zu lassen, an dem eine Arbeit geschrieben wurde.

Die Altersspanne lag zwischen 11 und 20 Jahren. 16 Beschuldigte (24,6 %) waren Kinder (unter 14 Jahre alt) und damit gemäß § 19 StGB altersabhängig schuldunfähig. Die Strafverfahren wurden gemäß § 170 II StPO eingestellt. Nach § 1 II Jugendgerichtsgesetz (JGG) gilt als Jugendlicher, wer zur Tatzeit 14, aber noch nicht 18 Jahre alt ist. Die Gruppe der Jugendlichen war in dieser Verteilung mit 40 Personen (61,5 %) am stärksten ausgeprägt. Die 14-jährigen Täter waren am häufigsten vertre-

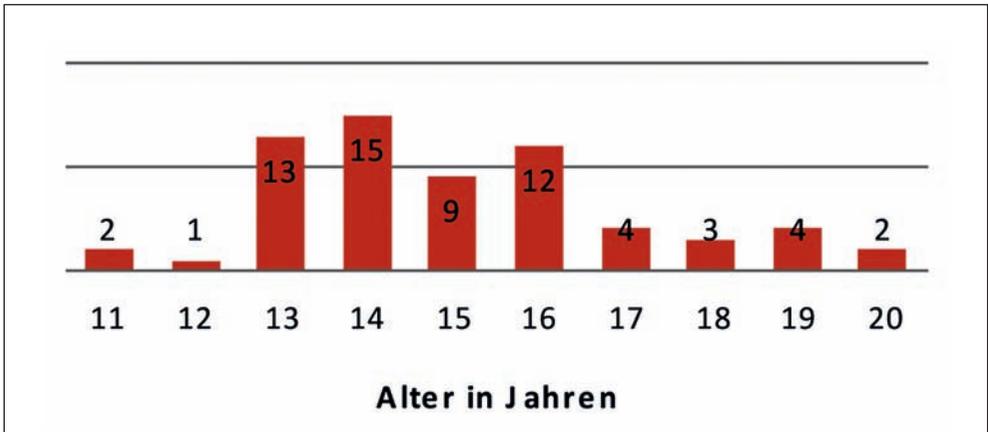


Abb. 2: Altersverteilung Amokdrohung

ten (15n). Nach § 1 II JGG ist eine Person Heranwachsender, wenn sie volljährig, aber noch nicht 21 Jahre alt ist. Insgesamt waren dieser Gruppe neun Täter (13,9 %) zuzuordnen. Die vier Mädchen waren in drei Fällen 13 Jahre und in einem Fall 16 Jahre alt.

In 54 der 58 Fälle und damit ganz überwiegend handelten die Tatverdächtigen allein. In vier Fällen drohten zweimal zwei Tatverdächtige, einmal drei und einmal vier Tatverdächtige mit einer Amoktat.

Die meisten Tatverdächtigen besaßen die deutsche Staatsbürgerschaft (87,7 % oder 67,7 % ohne Migrationshintergrund). 8 Tatverdächtige waren nicht deutsch (12,3 %) und 13 (20 %) waren deutsch mit Migrationshintergrund. Bisher sind in Deutschland unter den Amoktätern keine Migranten aufgefallen. Bei den drohenden Migranten fielen hier besonders impulsiv und aggressiv handelnde Jugendliche auf, von denen in der Regel keine Gefahr der Durchführung einer Amoktat ausgehen dürfte.

Etwas mehr als die Hälfte der Tatverdächtigen (31n = 51,7 %) wohnte (und drohte) in einer Kleinstadt/Gemeinde. 25 Prozent (15n) der Täter lebten in einer Mittelstadt und 23,3 Prozent der Taten (14n) ereigneten sich in einer hessischen Großstadt, die restlichen Angaben fehlten. Obwohl aus kriminalitätsgeographischer Perspektive die meisten Delikte aufgrund der Bevölkerungsdichte und der Pendler- und Touristenströme in Großstädten verübt werden

(Stadt-Land-Gefälle), zeigte sich für die Verteilung der Amokdrohungen (wie für Amoktaten) ein gegensätzlicher Trend. Für die mittelstädtischen und kleinstädtischen Regionen in Hessen konnten deutlich mehr Fälle von Drohungen mit einem Amoklauf registriert werden.

Etwa die Hälfte der 65 Tatverdächtigen (33n) lebte im gemeinsamen Haushalt mit beiden leiblichen Eltern. An zweiter Stelle standen die alleinerziehenden Eltern mit 29 Prozent (16n). Die anderen Verdächtigen lebten bei einem biologischen Elternteil mit Stiefvater/Stiefmutter oder in einer Pflegefamilie. Zwei Personen führten unabhängig von der Familie einen eigenen Haushalt. Unter den Tatverdächtigen waren lediglich sieben Einzelkinder (10,7 %). Die anderen hatten überwiegend ein oder zwei Geschwister. Soweit Informationen vorhanden waren, war in den meisten Fällen von einem geregelten Einkommen mindestens eines Elternteils auszugehen, in zwei Fällen waren beide Eltern erwerbslos. In einigen Fällen gab es erhebliche Probleme. Kontakte zum Jugendamt offenbarten schwierige Versuche, Familienhilfe für die Kinder zu organisieren. Dies fand nicht immer die Zustimmung der Eltern oder wurde als unkooperative Zusammenarbeit beschrieben. In einigen Fällen offenbarten sich desolate hygienische Zustände. Manche schienen ihre Kinder und deren Schwierigkeiten gar nicht zu beachten, das Zimmer der Kinder war

in chaotischem Zustand, sie reagierten auf die polizeilichen Ermittlungen passiv und nahezu unbeteiligt. Neben einer materiellen Verwahrlosung (auch ungepflegte Kleidung) war ein Gewährenlassen bis zum Desinteresse festzustellen. In anderen Familien zeigten sich Probleme durch aggressive und dominante Elternteile. Es fanden sich zum Teil ausgeprägte Nutzungen von nicht altersgerechten Medien, die von den Eltern(teilen) ohne Regelung registriert wurden. In den meisten Fällen entstand der Eindruck emotionaler Kälte, Bindungslosigkeit und Desinteresse gegenüber dem Sohn.

Eine Zentralregistereintragung nach dem Bundeszentralregistergesetz wurde in keinem Fall vermerkt, sechs Personen (9,2 %) wiesen einen Eintrag im Erziehungsregister auf (Fahren ohne Fahrerlaubnis, Brandstiftung und Sachbeschädigung sowie jeweils ein Eintrag wegen Körperverletzung, Bedrohung, Ladendiebstahl und versuchtem Diebstahl). Gegen weitere neun Beschuldigte (13,8 %) liefen polizeiliche Ermittlungen wegen Sachbeschädigungen, darunter Graffiti-Schmierereien, Körperverletzungen, Bedrohungen, Brandstiftungen, Nachstellungen u.a. Zusammenfassend waren die meisten Tatverdächtigen (78,5 %) zuvor nicht polizeilich oder justiziell aufgefallen.

In allen Fällen ermittelte die Polizei mit Beschuldigtenvernehmungen in der Schule oder zu Hause. In einigen Fällen konnte der Fall dadurch schon aufgeklärt werden, in anderen Fällen mit weiteren, teilweise umfangreichen Ermittlungsmaßnahmen gab es weitere Vernehmungen. In acht Fällen wurden Beschuldigte festgenommen (fünf vorläufige Festnahmen, zweimal mit Fesselung), in drei Fällen mit Haft- bzw. Unterbringungsbeehl. In fast allen Fällen wurden mehrere Zeugenvernehmungen sowie Durchsuchungen des Zimmers und der elterlichen Wohnung vorgenommen, die der Sicherung des Computers und der Überprüfung von Waffenbesitz diente. Bei den Durchsuchungen kam es in etwa der Hälfte der Fälle zu Sicherstellungen oder Beschlagnahmen von Waffen des Vaters (selten), Messern, Hieb- und Stichwaffen, Bestandteilen von Schusswaffen, Soft-Air-Waffen und Waffenattrappen, nicht altersgerechten Medien, Texten, selbst verfassten Schreiben,

selten Bildern, Computern und Mobiltelefonen zur Auswertung. So genannte „Todeslisten“ spielten in sieben (10,7 %) Fällen eine Rolle.

In der Regel gab es Gespräche zwischen Polizei und Schule, auch Informationen des Jugendamtes und der Ausländerbehörden. In einigen Fällen kam es zur Einweisung in die Kinder- und Jugendpsychiatrie gemäß HFEG. Zum Teil gab es auch bereits psychiatrische oder psychotherapeutische Behandlungen. Es konnte nicht ausreichend beurteilt werden, wie die Polizei schulische Maßnahmen durchführte. In einigen wenigen Fällen war ausdrücklich erwähnt, dass Beamte in Zivil in die Schulen gingen, um Ermittlungen ohne größeres Aufsehen führen zu können oder um verdeckt etwa Kontrollen bei einem Schulfest vornehmen zu können. In anderen Fällen fanden Einsätze mit Schulräumung und SEK-Bereitschaft statt. Die Kosten des Polizeieinsatzes und deren Geltendmachung waren in keinem Fall in den Strafakten vermerkt, lediglich in drei Fällen wurde pauschal die Prüfung möglicher Ansprüche erwähnt.

Bezogen auf die 65 Tatverdächtigen wurden die 58 Fälle wie folgt justiziell erledigt:

Eine Einstellung des Strafverfahrens nach § 170 II StPO erfolgte in insgesamt 28 Fällen (43 %), darunter war über die Hälfte der Verdächtigen strafunmündig gewesen, so dass das Strafverfahren wegen § 19 StGB eingestellt werden musste (16n = 24,6 % aller Verfahren). Die anderen 12 Verfahren (= 18,5 %) wurden eingestellt, weil der Tatnachweis nicht zu führen war (es konnte keine Drohung erkannt werden, es fehlte der Vorsatz, die Drohung war zu unbestimmt).

In 15 Fällen (23 %) erhob die Staatsanwaltschaft keine Anklage, sondern stellte das Verfahren nach § 45 JGG ein (so genannte Diversionentscheidungen, Verfahrenseinstellungen aus Opportunitätsgründen), in einem Fall nach § 45 I JGG (geringe Schuld), in 12 Fällen nach einer Ermahnung, im Hinblick auf erzieherische Maßnahmen von Eltern oder Schule oder dreimal nach zusätzlichen Ableistungen von 20, 25 oder 30 Stunden gemeinnütziger Arbeit.

In 22 Fällen erhob die Staatsanwaltschaft Anklage (33,8 %). Von diesen Fällen wurden 6n

(9,2 %) in der Hauptverhandlung nach §§ 45, 47 JGG eingestellt. Zweimal wurde dabei eine richterliche Ermahnung als ausreichend betrachtet, in drei Fällen kam zur Ermahnung die Auflage hinzu, gemeinnützige Arbeit zu leisten (25 und zweimal 30 Stunden), in einem Fall wurde neben der Ermahnung erheblicher Erziehungsbedarf gesehen und der Jugendliche erhielt die Weisungen, sich einer 6-monatigen Betreuungsweisung zu unterziehen, eine mindestens 6-monatige ambulante Psychotherapie in Anspruch zu nehmen und sich um einen Ausbildungsplatz zu bemühen.

In den verbleibenden 16 Fällen wurde ein Urteil verhängt (25,6 %). Neben zwei Freisprüchen kam es vor allem zu normverdeutlichenden Urteilen (in der Regel Verwarnung und Arbeitsauflagen). Seltener wurden die Erziehungsdefizite und Entwicklungsprobleme adressiert. In einem Fall kam es zur Unterbringung in einem psychiatrischen Krankenhaus nach § 63 StGB und in einem weiteren Fall zu einer Jugendstrafe von 8 Monaten zur Bewährung mit der Auflage, 3 Monate betreut zu wohnen.

Aus Platzgründen soll hier auf die Darstellung der pädagogischen Maßnahmen innerhalb der Schule, der Familie oder einem sonstigen Lebensbereich des Jugendlichen verzichtet werden. Auffällig war aber, dass 15 Personen bereits vor der Tat Kontakte zu Psychologen und/oder Kinder- und Jugendpsychiatern hatten, nach der Drohung 15 Personen, wobei für nur insgesamt 3 Personen beides zutraf, also hatten **27 Personen (41,5 % aller Tatverdächtigen) behandlungsbedürftige psychische Probleme**, was eine enorme Zahl darstellt.

Eine nicht unerhebliche Zahl der Schüler hatte auch bereits einen oder mehrere Schulwechsel hinter sich. In Folge der Drohung und Strafanzeige wurden 7 Schüler (16,6 % der 42 Fälle mit Informationen) der Schule verwiesen, in weiteren 7 Fällen wurde ein zeitlich begrenzter Schulverweis (zwischen 2 Tagen und 4 Wochen) ausgesprochen. In 4 Fällen wurde ein Schulverweis angedroht und von Bedingungen abhängig gemacht (Diagnostik in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychotherapie, Erfüllung sozialer Maßnahmen). Ein Schüler wechselte freiwillig die Schule. Mindestens weitere 6

Schüler verließen die Schule ohne Verweis aufgrund einer psychiatrischen Unterbringung im Zusammenhang mit dem Strafverfahren oder der Drohung. Ein Schüler wurde in eine Parallelklasse versetzt. In 11 Fällen gab es eine Klassenkonferenz mit zahlreichen pädagogischen Maßnahmen, die eine Integration des Schülers zum Ziel hatten. Hier fanden in Form eines „Runden Tisches“ Gespräche auch mit Polizeibeamten, Vertretern der Jugendhilfe, Schulpsychologen und Schulsozialarbeitern statt und man vereinbarte mit dem betroffenen Schüler (selten auch den Erziehungsberechtigten) neben Gesprächen Lernverträge, die Ableistung von Sozialstunden, Zusammenarbeit mit Schulsozialarbeitern, Teamseminare, den Besuch von Kursen wie Anti-Aggressivitäts-Training, soziales Training u.a. Nur in seltenen Fällen wurden bewusst keine Maßnahmen ergriffen, weil sich die Drohung als unbedeutend herausstellte.

Sehr problematisch waren in wenigen Fällen die Konsequenzen des massiven, und damit nicht zu übersehenden, Polizeieinsatzes und auch Maßnahmen der Schulleitung wie eine Information der gesamten Schüler- und Lehrerschaft über Gerüchte über einen möglicherweise bevorstehenden Amoklauf. Hier war zu unterscheiden. In einzelnen Fällen hatten Gerüchte unter den Schülern für unaufhaltsame Unruhe unter Schülern und Eltern gesorgt. Eltern riefen besorgt in der Schule an, am fraglichen Tag kam nur ein Teil der Schüler in die Schule. In anderen Fällen führte eine Durchsage der Schulleitung eine derartige Unruhe herbei; hier war problematisch, dass nur ein Gerücht und keine „Entwarnung“ oder Falschmeldung bekannt gegeben wurde. Es war im Anschluss notwendig, die gesamte Schüler- und Lehrerschaft zu informieren, um eine fehlende Gefahr sicher vermelden zu können. Auch Presseinformationen (die selten eine Rolle spielten) waren problematisch. Es war unklar, durch wen die Presse informiert worden war. In diesen Fällen musste die Schulleitung natürlich reagieren. In einigen Fällen waren aber auch die polizeilichen Maßnahmen in Form eines sichtbaren uniformierten Einsatzes an der Schule mit Räumungen der Grund für eine erhebliche tagelange Unruhe an der Schule.

Gruppenbildung der Fälle aus kriminologischer Sicht – Ernsthaftigkeit der Drohung

Aus kriminologischer Sicht soll der Versuch unternommen werden, die Fälle zu bewerten und in Kategorien einzuordnen. Die wichtigste Frage bei einer Amokdrohung ist diejenige nach der Gefahr der Umsetzung in eine Tat. Wann wird eine mündliche oder schriftliche Drohung mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Tat umgesetzt? Welche Kriterien entscheiden über die Gefahr einer Umsetzung, die fehlende Gefahr oder wann ist die Gefährlichkeit nicht einschätzbar? Bei der Analyse der Fälle wurde eine Kategorisierung mit 6 Fallgruppen vorgenommen.

Fallgruppe 1: *Keine Gefahr einer Amoktat. Die Äußerung stellte sich als falsch verstandener „Scherz“ oder „Spaß“, als unüberlegte Äußerung oder Äußerung aus Wut und Verärgerung dar. Die Tat hat klar einen typischen Kontext kindlich unüberlegten oder jugendtypisch unreifen oder gar dummen Verhaltens. Es besteht keine Gefahr eines Tötungsdelikts, es gibt keinerlei Tatplanungen, die Äußerung erfolgte spontan.*

Dieser Fallgruppe war die Mehrheit der Drohungen zuzuordnen. 29 der 65 Tatverdächtigen konnten in dieser Fallgruppe gezählt werden, darunter waren 4 Jungen, die Tendenzen zu weiterem Problemverhalten aufwiesen (allerdings nicht als mögliche Gefahr einer Umsetzung der Drohung).

Kindliches Verhalten stellt sich als überschäumende Phantasie, Spiel mit Worten, Freude daran, anderen Angst einzujagen und Mitschüler zu verunsichern, dar. Bei Jugendlichen werden die Äußerungen aus Angeberei, um sich wichtig zu machen, in Wortspielen in Chats, gegenseitigem Hochschaukeln im Dialog mit Mädchen oder in Frotzeleien und Streitereien unter Jugendlichen, teilweise auch provoziert von den Mitschülern, getätigt. Manchmal spielte auch das Motiv, die Schule möge an einem bestimmten Tag ausfallen, eine Rolle. Bei den kindlich erscheinenden Drohenden spielte die

Thematisierung einer begangenen Amoktat wie in Winnenden in Schule und Medien eine große Rolle. Es schien, als werde die Phantasie dieser kindlichen und unreifen Jugendlichen daraufhin angeregt und sie drohten, ohne tiefer darüber nachzudenken.

Die meisten dieser Drohungen werden von Lehrern und auch Polizeibeamten sehr schnell als harmlose Drohungen in dem Sinne identifiziert, als keine Gefahr einer Umsetzung angenommen wird. Trotzdem führten die Nähe etwa zur Amoktat in Winnenden, die Ungehörigkeit und Respektlosigkeit des drohenden Schülers, der polizeiliche Einsatz und aufwändige Befragungen an den Schulen häufig dazu, dem Schüler die Konsequenzen seiner Drohung polizeilich vor Augen führen zu wollen.

Die wenigen Mädchen, denen eine Drohung zuzuschreiben war, fallen in diese Kategorie. Die meisten Drohungen dieser Fallgruppe ereigneten sich im Monat nach der Tat in Winnenden, bis auf eine alle weiteren von April bis Juli 2009. Das spricht dafür, dass die meisten Drohungen, die einer Amoktat zeitnah folgen, unernst sind. Die Drohungen der 25 Jungen waren in mindestens 9 Fällen einem kindlichen Typus zuzuordnen. Entsprechend waren die Drohungen unüberlegte Äußerungen aus falsch verstandenem „Spaß“ oder Wut über die Mitschüler, denen unüberlegt eine überschießende Drohung folgte. Bei den meisten anderen Drohungen handelten Jugendliche ebenfalls unüberlegt aus jugendtypischer Unüberlegtheit, Wichtigtuerei und spontaner Wut. Viele Drohungen erfolgten in Chats, einige schriftlich ohne nähere Konkretisierung (Schmiererei an der Tür, verlorener Zettel mit Amokdrohung, SMS, Eintrag in ein Kondolenzbuch), manche auch mündlich vor den Mitschülern. Wenige Fälle waren auch provoziert, entweder wurde ein Jugendlicher so lange von Gleichaltrigen geärgert und provoziert, bis er auch mit Amok drohte oder Mädchen steuerten die Kommunikation in die Richtung des Amokthemas, die Dialoge wurden immer wilder und schließlich wurde wegen einer „Amokdrohung“ Anzeige erstattet. Allen Fällen ist gemeinsam, dass neben der deutlichen oder unklaren Äußerung über Amok sonstige Risikofaktoren fehlen. Die Situation

ließ sich schnell klären und ergab rasch das Bild einer typisch kindlich/jugendlich unüberlegten Äußerung.

Die betroffenen Kinder und Jugendlichen zeigten sich überwiegend schockiert, betroffen und einsichtig nach der Aufdeckung und den Reaktionen auf ihre Drohung, insbesondere bei polizeilichen Ermittlungen.

Fallgruppe 2: *Keine Gefahr einer Amoktat. Die Drohung geht von einem impulsiven und aggressiven Jungen aus, der bereits aggressiv verhaltensauffällig war und in der Schule mit diesem Verhalten schon Probleme verursacht hat. Keine Gefahr einer Umsetzung der Drohung in eine Amoktat.*

In die Fallgruppe 2 fallen 11 Tatverdächtige. 3 waren nicht nur aggressiv und impulsiv, sondern zeigten weitere Verhaltensauffälligkeiten und Probleme in der Entwicklung (allerdings nicht als mögliche Gefahr einer Umsetzung der Drohung, sondern eher als andere problematische Persönlichkeitsentwicklung).

Die drohenden Jungen dieser Fallgruppe waren häufig uneinsichtig und bereits mit Schlägereien, Respektlosigkeiten und störendem Verhalten im Unterricht bekannt. Interessanterweise fanden sich hier gehäuft Drohungen von Migranten gegenüber weiblichen Lehrkräften. Lehrer/innen schätzten die Drohungen und wüsten Beschimpfungen häufig ganz richtig ein: Sie hatten keine Angst, der Jugendliche werde die Drohung in die Tat umsetzen, sondern sie wollten einen Denkkzettel erteilen, einen Schlusstrich ziehen und dem Jugendlichen die Konsequenzen für sein dauerhaft respektloses Verhalten vor Augen führen. Somit wurde die Polizei eingeschaltet. Auch die Polizei konnte die Drohung rasch als impulsive Tat eines aggressiven Jungen identifizieren und fand in dieser Gruppe vorherige polizeiliche oder strafrechtliche Auffälligkeiten.

Es handelte sich um ein breites Altersspektrum (11–20 Jahre, alle männlich). Von 11 hatten 7 einen Migrationshintergrund. Die Drohungen wurden ganz überwiegend mündlich, aggressiv und direkt gegenüber den Lehrer/innen in der Klasse gerufen. Zum Beispiel stand einer in

der Klasse auf und rief: „Wenn Sie mich hier sitzen lassen, passiert so was wie gestern!“ (ein Tag nach Winnenden); im Unterricht drohte ein 16-Jähriger offen aggressiv: „Sie werden sehen, was passiert, ich knall Sie ab!“. Ein 19-Jähriger rief gegenüber der Lehrerin in der Klasse: „Es gibt bald mal an dieser Schule ein Massaker...“, ein anderer schrie mehrfach in die Klasse: „Ich hab’ ‘ne Waffe zu Hause, ich knall’ hier einfach alle ab!“ Auch das Wort „Amok“ fiel in der Regel bei den Drohungen oder es war von „töten“ und klarer Bezugnahme auf die Amoktat in Winnenden die Rede. Alle Drohenden waren auch sonst aggressiv verhaltensauffällig und mehrfach mit diesem unangemessenen Verhalten in der Schule aufgefallen.

Der Umgang mit dauerhaft aggressiv auffälligen Schülern stellt ein großes Problem dar, häufig werden die dissozialen und impulsiven Verhaltensweisen von den Eltern nicht unterbunden oder durch ebenfalls aggressives oder dominantes Verhalten des Vaters verstärkt. In den Migrantenfamilien entstand auch der Eindruck, man nehme den Sohn gegenüber Kritik in Schutz, die negativen Verhaltensweisen wurden heruntergespielt. In extremen Fällen zeigt sich auch das große Problem der wirkungsvollen Intervention trotz großer Bemühungen von allen Seiten. Eine Amokgefahr geht von aggressiv impulsiven Tätern nicht aus. Es besteht aber die Gefahr einer dauerhaften Verfestigung gewalttätiger Verhaltensmuster, wenn es nicht gelingt, Grenzen zu setzen und prosoziale Verhaltensmuster einzuüben.

Fallgruppe 3: *Amokdrohung als „Hilferuf“. Die Drohung geht von einem verhaltensauffälligen und/oder psychisch auffälligen Jungen aus, der zahlreiche Probleme im gesamten sozialen Umfeld (Umgang mit Gleichaltrigen, in der Entwicklung und überwiegend auch im familiären Umfeld sowie in der Schule) aufweist. Die Amokdrohung wird ausgestoßen, um Aufmerksamkeit für gravierende Entwicklungsprobleme zu wecken. Keine Gefahr der Umsetzung einer Drohung in eine Amoktat.*

Dieser Fallgruppe waren 10 Verdächtige zuzuordnen. Abgedeckt wurde die gesamte Alters-

spanne der Jugend (13–18 Jahre, alle männlich). Von 10 waren 7 deutsch ohne Migrationshintergrund. Alle waren massiv verhaltensauffällig und hatten eine Menge Probleme. Die Drohungen fanden ganz überwiegend mittelbar und in Chats statt. Es war eher ein ungezieltes Fallenlassen von Bemerkungen über Amok festzustellen als direkte Drohungen oder Ankündigungen. Bei den meisten gab es psychische Auffälligkeiten, die psychologische Behandlung oder psychiatrische Diagnostik erforderte, zum Teil waren psychotherapeutische Bemühungen und Aufenthalte in der Kinder- und Jugendpsychiatrie auch schon vor der Drohung vorhanden. Eine psychiatrische Einordnung der Probleme war aufgrund fehlender Informationen nicht möglich. Die Jugendlichen erschienen einsichtig und wirkten sonderbar in ihrem Sozialverhalten. Über die familiären Verhältnisse waren viele Probleme bekannt. In der Schule waren Verhaltensauffälligkeiten und Leistungsschwierigkeiten bekannt, nur in drei Fällen gab es umfassendere Bemühungen zur Integration des schwierigen Schülers. In den übrigen Fällen bestand der Eindruck der Hilflosigkeit.

Diese schwierigen verhaltensauffälligen Schüler planten keine Umsetzung einer Amoktat, hatten aber in allen sozialen Bezügen Probleme. Die Amokdrohungen und das sonstige Verhalten wiesen auf Beschäftigungen mit destruktiven Inhalten hin, es bestand der Eindruck eines Außenseiters, mit dem die meisten Menschen in seinem sozialen Umfeld nichts zu tun haben möchten.

Die Schule allein ist mit der Problemlösung in diesen Fällen überfordert und die psychischen Auffälligkeiten des Schülers bedürfen früher und intensiver professioneller Intervention und Unterstützung. Hilfreich wäre möglicherweise ein besserer Austausch zwischen Familie, Schule und Jugendhilfe. Die Familien sind jedoch häufig Teil des Problems und wirken nicht unterstützend. Ohne Rückkopplung mit behandelnden Psychologen und Psychiatern über das Störungsbild und geeignete Interventions- und Präventionsmaßnahmen scheint aber eine Integration dieser Jungen sehr schwierig.

Fallgruppe 4: *Schwer einschätzbar; Amokgefahr kann nicht abschließend beurteilt werden. Verhaltensauffällige und/oder psychisch auffällige Schüler mit sonderbarem Verhalten und erheblichen Entwicklungsproblemen, Problemen mit Mitschülern, vornehmlich auch mit Mädchen und Frauen und meistens auch mit dem familiären Umfeld. Teilweise Stalkingverhalten. Eine Amokgefahr für die Zukunft war nicht auszuschließen, eine Prognose konnte nicht gestellt werden. Häufig fehlten hier weitere Informationen bei problematischer Persönlichkeitsentwicklung.*

Dieser Fallgruppe wurden 11 Personen zugeordnet. Die männlichen Personen waren überwiegend Deutsche ohne Migrationshintergrund. Das Altersspektrum reichte von 12 bis 20 Jahren. Alle wiesen erhebliche Probleme und Verhaltensauffälligkeiten in allen Sozialbereichen auf. 8 der 11 waren in psychologischer/psychiatrischer Behandlung (gewesen), d.h. psychische Probleme waren schon vor der Drohung vielfach vorhanden. Über die Art des Störungsbildes und die Beziehung zu Therapeuten gab es nahezu keine Informationen, außer der Tatsache, dass es sich nicht um forensische Psychiatrie handelte. Keine dieser Behandlungen beruhte auf einer Unterbringungsentscheidung im Zusammenhang mit Aggressionsdelikten oder Drohungen, sondern erfolgte wegen der psychischen Probleme, die Selbst- oder Fremdgefährdung verursachten oder wegen massiver Entwicklungsstörungen. In keinem Fall gab es eine Einbindung in stützende Strukturen. Die Eltern waren schwer einschätzbar, es herrschte häufig der Eindruck des Gewährenlassens und fehlender Bindung zu den Kindern. Bei den meisten gab es exzessiven Medienkonsum, der auch in Sprache und Äußerungen in der Schule nicht verborgen blieb.

Die Art der Drohungen war verdeckt und mittelbar, aber es gab häufige befremdliche und schwer einschätzbare Äußerungen über Amok und Gewaltphantasien. Diese erfolgten auch meistens über einen längeren Zeitraum, waren aber nur einzelnen Personen bekannt. Zum Beispiel wurde neben diversen Chat-Äußerungen über Amokläufe zu einem Mitschüler gesagt:

„Du bist der Dritte auf meiner Liste“ und derselbe Schüler hatte bereits Monate zuvor in einem Französisch-Aufsatz geschrieben: „Der Tag, an dem ich Amok laufe“. Ein 20-Jähriger hatte 2 Jahre vor der Drohung ein Schulverbot bekommen, weil er mit einer Waffe Schüler bedroht hatte. Er sagte in einer Diskussion mit anderen Schülern über Winnenden, es werde Zeit, an der X-Schule mal aufzuräumen, damit die dort einen klaren Kopf bekämen. Die Bezugnahme auf Amok war indirekt. Bei den meisten waren diese wie auch andere verstörende Äußerungen über Gewalt, Hass, Rache, Töten über einen längeren Zeitraum bekannt, konnten aber nicht eingeschätzt werden. Das Verhalten wurde von Gleichaltrigen wie Lehrern als sonderbar beurteilt.

In zwei Fällen gab es umfassende Bemühungen der Schule zur Integration (Runder Tisch, zahlreiche unterstützende Maßnahmen), es war aber sehr schwierig und problematisch, den Jugendlichen zu erreichen. In den anderen Fällen herrschte der Eindruck der Hilflosigkeit und auch mehrere Schulwechsel mit fehlenden Informationen über die konkreten Schwierigkeiten erschwerten den Umgang mit dem Schüler.

Die Probleme dieser verhaltensauffälligen und psychisch auffälligen Schüler können allein von der Schule nicht gelöst werden. Zudem war eine Einschätzung der Gefährlichkeit über die polizeilichen Maßnahmen nur insoweit möglich, als eine akute Tatplanung mit der Möglichkeit der zeitnahen Umsetzung ausgeschlossen werden konnte. Die Gedanken der Drohenden drehten sich aber sehr um destruktive Handlungen einschließlich Amok. Ihr Verhalten war über einen längeren Zeitraum nicht einschätzbar und es blieb ein deutliches Unbehagen. Von außen betrachtet fehlten hier Informationen, um eine Gefährdung in Zukunft ausschließen zu können. Die Risikoanzeichen für Amok, Suizid und andere fremdaggressive Handlungen waren hoch.

Hilfreich könnte eine bessere Vernetzung in diesen Fällen mit dem Ziel der Integration sein. Schulen haben einen wichtigen Informationsvorsprung in diesen Fällen, weil sie die Probleme des Jugendlichen erkennen und teilweise auch pädagogische Maßnahmen ergreifen. Die Entwicklungsprobleme sind aber derart

ausgeprägt, dass nur im Zusammenwirken mit Familie, Jugendhilfe, Schulpsychologen, Therapeuten sowie Kinder- und Jugendpsychiatrie eine Lösung möglich erscheint. Wie auch in der Fallgruppe 3 wird über die Familien wenig bekannt oder das Erziehungsverhalten scheint passiv und negativ verstärkend.

Fallgruppe 5: *Gefährlich. Amoktat wäre höchstwahrscheinlich ohne Intervention ausgeübt worden.*

In drei Fällen konnte von einer hohen Gefahr der Umsetzung der Drohungen in eine Tat ausgegangen werden. Interessanterweise waren die Fälle unterschiedlich in der Art der Drohung, den Entwicklungen und in der Persönlichkeit der Täter.³⁰ Die Risikofaktoren in Persönlichkeitsentwicklung und Lebenssituation waren bei allen ausgeprägt. Bei allen kam es zu mehreren Schulwechseln und psychiatrischen/psychotherapeutischen Behandlungen. Die Ankündigung der Taten erfolgte auf unterschiedliche Weise, aber mehrfach und teilweise drastisch. Alle haben auch mündliche Drohungen ausgestoßen. In den polizeilichen Vernehmungen wurden die Absichten nur anfangs bestritten.

In diesen Fällen wurden in keinem Fall Schusswaffen vorgefunden, aber ein Arsenal von Stichwaffen, selbst präparierten und veränderten Hieb- und Stichwaffen und diese Waffen wurden zum Teil auch verborgen gehalten. Die Vorbereitung einer Bombenexplosion war durch eine Vielzahl geeigneter Materialien, die in einer Wohnung gefunden wurden, die der Jugendliche zunächst nicht als seinen Wohnsitz angegeben hatte, deponiert. Somit war allein durch die Menge gehorteter Waffen wie auch die Art und Weise der Veränderungen von Waffen ein deutlicher Unterschied zu anderen Fällen vorhanden, in denen ebenfalls Messer und Soft-Air-Waffen gefunden wurden.

Fallgruppe 6: *Sonstiges: Keine Amokdrohung. Gerüchte und Falschbeschuldigungen führten zu einem Amokverdacht.*

Dieser Fallgruppe wurde eine Person zugeordnet, bei der Gerüchte entstanden und Falsch-

beschuldigungen gegen den Betroffenen erhoben wurden.

Schlussfolgerungen – Umgang mit Amokdrohungen an Schulen

Kriterienkataloge wie die Handreichung „Handeln in Krisensituationen“ des Landes Hessen sind nützlich³¹, Probleme gibt es aber an verschiedenen Stellen. Unklar ist, welchen Lehrer/innen und Schulleiter/innen die Handreichung mit Kriterien zur Abklärung einer Drohung inhaltlich bekannt ist. Es entstand der Eindruck, in Schulen werde diese Handreichung vor allem als Leitfaden für den „Ernstfall“, also für Amoktaten, Ausbruch von Feuer und anderem wahrgenommen. Unklar war auch, ob an den Schulen Krisenteams existierten und ob diese Mitglieder besonders geschult waren. Schulen riefen teilweise rasch die Polizei, ohne eine eigene Einschätzung der Drohung vorzunehmen. Nur selten konnte beurteilt werden, ob Schulen die besonders mit Bedrohungssituationen geschulten Schulpsychologen kontaktierten und welche konkreten Maßnahmen ergriffen wurden. Es dürfte klar sein, dass eine definitive Beurteilung der Gefährlichkeit nach Art einer Checkliste niemals möglich sein wird. Man kann keinen Kriterienkatalog erstellen, bei dessen Anwendung am Ende sicher vorausgesagt werden kann, ob eine Tat begangen wird oder nicht. Es bedarf immer einer prognostischen Einzelfallentscheidung, die möglichst viele Kriterien einbeziehen sollte und naturgemäß mit einer gewissen Unsicherheit behaftet ist. Die Fälle zeigen aber, dass eine Einschätzung in den meisten Fällen möglich ist.

Die Analyse der Fälle mit Amokdrohungen an hessischen Schulen zeigte höchst unterschiedliche Fallgestaltungen und Gefahren. Fälle der Fallgruppen 1 und 2 enthalten Drohungen von ungefährlichen kindlichen und jugendlichen Trittbrettfahrern, die sich wichtig machen wollen oder sich unbedacht äußern. Ihre Phantasie wird durch die mediale Darstellung einer Amoktat und/oder die Thematisierung im Unterricht besonders angeregt. In diesen Fällen kann für die Zukunft mehr Gelassenheit empfohlen werden. Lehrer und Polizei erkennen rasch die fehlende Gefahr und können deshalb künftig mit

einem geringeren Ressourceneinsatz reagieren. Die Polizei zu rufen und zuweilen noch die Schule evakuieren zu lassen, ist in diesen Fällen schlichtweg unangemessen und unnötig. Eine Verdeutlichung des Unrechts sollte pädagogisch erfolgen. Hier besteht im Grunde ein typisches Erziehungsproblem, um aggressivem und unflätigem Verhalten entgegen zu wirken. Den drohenden Schülern muss verdeutlicht werden, dass derartige Drohungen nicht akzeptabel sind, genauso wenig wie Fäkalsprache und Beleidigungen. Die Eltern müssten ihre Erziehungsaufgaben in diesen Fällen besser wahrnehmen und ebenfalls auf sozial verträgliches Verhalten und angemessene Kommunikation dringen. In Fällen der Fallgruppe 1 dürfte dieses noch am besten gelingen, weil sonstige Problementwicklungen in der Regel nicht vorhanden sind. Bei den Jungen der Fallgruppe 2 ist dies schon schwieriger, weil sie bereits mit aggressivem und impulsivem Verhalten auffällig waren. Hier geht es also um eine umfassendere Normverdeutlichung und Gewaltprävention, die ebenfalls am besten gelingt, wenn Eltern, Schule und andere Einrichtungen „an einem Strang ziehen“ und Normverletzungen nicht einfach hinnehmen. Normverdeutlichung, Ächtung von Gewalt in jeder Form, Einüben konstruktiven und sozial positiven Verhaltens, Einsatz von Streitschlichtung und Täter-Opfer-Ausgleich sowie Unterbinden von Mobbing/Bullying (Psychoterror) unter den Schülern durch aufmerksame Erwachsene ist hier notwendig. Dauerhafte Strategien in der Schule wie etwa der Einsatz des Olweus-Programmes, eines wirksamen gewaltpräventiven Programmes gegen Bullying an der Schule, versprechen hier Erfolg.³²

Jungen in den Fallgruppen 3, 4 und 5 stellen größere Herausforderungen. Diese sind verhaltensauffällig und/oder psychisch auffällig, eher verdeckt aggressiv, schwer einschätzbar und man kann sie schwer erreichen. Die Amokdrohungen erfolgen vor dem Hintergrund dieser erheblichen Verhaltensauffälligkeiten und psychischen Probleme. Lehrern fallen diese Schüler schon vor der Drohung als problematisch auf. Sie werden nicht gemocht, sind tendenziell Einzelgänger, oft sonderbar in ihrem Verhalten und haben Probleme mit den Leistungsanfor-

derungen, der Schule allgemein und mit Gleichaltrigen. Im Hintergrund sind fast immer auch familiäre Probleme vorhanden, nicht so sehr in der Ausprägung von desolaten und dissozialen Familien (broken-home-Situationen), sondern in fehlender positiver Bindung. Die Eltern lassen die Kinder gewähren und setzen einem nicht altersgerechten intensiven Medienkonsum nichts entgegen. Zuweilen finden sich Mobbingopfer. Gleichaltrige verstärken die Probleme manchmal durch provokantes und gemeines Verhalten. Amokdrohungen durch diesen Personenkreis müssen besonders sorgfältig abgeklärt werden, insbesondere in der Fallgruppe 4 findet die Polizei regelmäßig beunruhigende Indizien, eine Gefährdungseinschätzung ist nicht immer abschließend möglich. In der Regel werden durch Waffenkontrollen und Hausdurchsuchungen Gefahren durch die Möglichkeit einer nahen Ausführung ausgeschlossen. Die hohe Waffenaffinität wird deutlich. Wenn kein Zugang zu Schusswaffen besteht, wird auf andere Möglichkeiten (Hieb- und Stichwaffen, Bombenherstellung) zurückgegriffen. Eltern haben hier eine hohe Verantwortung, ihnen entgeht aber meistens das Gefährdungspotential, das sich zusammen braut und sie decken ihren Sohn nach außen, haben aber keine tiefe emotionale Bindung. Fatal ist das Ableugnen von Vorwürfen bei einer Amokdrohung, wenn sich Gefahrenzeichen häufen und das Zimmer des Jugendlichen ein dominantes Interesse an Gewalt, Waffen und Horror widerspiegelt. Hier fühlen sich Elternteile teilweise persönlich angegriffen und reagieren mit einem kritiklosen Inschutznehmen des Kindes. Geschieht eine Tat, trifft die Katastrophe auch die Familie des Täters in allen sozialen Beziehungen. Eltern sollten sich für ihre Kinder interessieren, deren Interesse an Gewalt, Videospielen, Horrorfilmen, Waffen hinterfragen und kontrollieren und auf keinen Fall einen Zugang zu Waffen ermöglichen.³³ Erfolgt keine längere Intervention durch Unterbringung in einer Einrichtung der Kinder- und Jugendpsychiatrie, muss sich die Schule der Verantwortung der Integration dieser Kinder und Jugendlichen stellen, die grundsätzlich darauf abzielen müsste, diese Jugendlichen in den Schulalltag zu integrieren, Pers-

pektiven und Anerkennung zu vermitteln und in einer auf Vertrauen setzenden Umgebung soziale Fähigkeiten dieser Jungen zu schulen. Dies wird vielfach nur mit Netzwerken gelingen, in denen außer Lehrern andere Personen spezifische Hilfestellungen leisten. Neben der Kinder- und Jugendhilfe und ambulanten therapeutischen Angeboten wäre im Bereich der Schule auch an gezielte Förderung durch unterstützende Mitschüler zu denken (z. B. Buddy-Systeme u. a.). Es fiel die hohe Zahl drohender Schüler mit Behandlungen in Kinder- und Jugendpsychiatrie und bei niedergelassenen Therapeuten auf. Hilfreich wäre eine gegenseitige Information (abgesehen von den intimeren und möglicherweise dem Datenschutz unterliegenden Informationen) über Strategien der Intervention. Man wird überlegen müssen, wie eine besser abgestimmte Reaktion und Förderung der auffälligen Schüler möglich ist.

Anmerkungen:

¹Newman/Fox: Repeat Tragedy: Rampage Shootings in American High School and College Settings, 2002–2008, *American Behavioral Scientist* 2009, 52, Mar 5 2009, online: <http://abs.sagepub.com/cgi/content/abstract/52/9/1286>; Robertz: Nachahmung von Amoklagen. Über Mitläufer, Machtphantasien und Medienverantwortung, in: Hoffmann/Wondrak (Hrsg.): Amok und zielgerichtete Gewalt an Schulen, Frankfurt 2007, 71–85.

²Die Studie wurde vom Hessischen Kultusministerium und dem Verein Weisser Ring e.V. finanziell unterstützt. Ich danke dem Hessischen Ministerium des Innern und für Sport und dem Hessischen Ministerium der Justiz, für Integration und Europa für die erforderlichen Genehmigungen. Der Endbericht ist noch nicht veröffentlicht.

³Auch Sachs: Umgang mit Drohungen. Von Telefonterror bis Amoklauf, Zürich 2009, 107, weist darauf hin, dass Drohungen am Arbeitsplatz selten wissenschaftlich untersucht oder auch nur öffentlich thematisiert werden.

⁴In fast allen Bundesländern wurden nach Winnenden im Jahr 2009 jeweils zwischen 200 und 400 Drohungen mit einer Amoktat an Schulen registriert.

⁵Eine zweite Welle von Erhebungen ist mit einer weiteren Studie geplant.

⁶Vgl. zu empirischen Erkenntnissen über Amoktaten Bannenberg: Amok, Ursachen erkennen – Warnsignale verstehen – Katastrophen verhindern, Gütersloh 2010; Bannenberg: „Amokläufe“ aus kriminologischer Sicht, *Nervenheilkunde* 7–8/2010, 423–429; Bannenberg: So genannte „Amokläufe“ aus kriminologischer Sicht, in: Dölling/Götting/Meier/Verrel (Hrsg.): Verbrechen – Strafe – Resozialisierung, Festschrift für Schöch zum

70. Geburtstag am 20. August 2010, 49–68 mit zahlreichen Nachweisen.

⁷Lösel/Runkel: Störungen des Sozialverhaltens, in: Schneider/Margraf (Hrsg.): Lehrbuch der Verhaltenstherapie. Band 3. Störungen im Kindes- und Jugendalter, Heidelberg 2009, 453–480; Bannenberg: Gewaltphänomene bei Kindern und Jugendlichen. Kriminalpräventive Konsequenzen aus kriminologischer Sicht, in: Landeskommision Berlin gegen Gewalt (Hrsg.): Berliner Forum Gewaltprävention: Kinder- und Jugenddelinquenz, Nr. 36, 2009, 22–46.

⁸Bundeskriminalamt (Hrsg.): Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS) Bundesrepublik Deutschland 2009, 55.

⁹Vgl. schon Bannenberg: Amok, 2010, 25 (Fn. 6).

¹⁰Bannenberg: Amok, 2010, 47 ff. (Fn. 6); Gaertner: Ich bin voller Hass – und das liebe ich. Dokumentarischer Roman, Frankfurt am Main 2009; Newman/Fox/Harding/Mehta/Roth: Rampage. The Social Roots of School Shootings. New York 2004; National Research Council and Institute of Medicine, Moore/Petrie/Braga/McLaughlin (Eds.): Deadly Lessons. Understanding Lethal School Violence. Case Studies of School Violence Committee. Washington D.C. 2003.

¹¹Grossman und DeGaetano führen Amoktaten an Schulen auf das Aufkommen und den Konsum von Videospielen und Ego-Shootern zurück, Stop Teaching Our Kids to Kill, New York 1999.

¹²Vgl. etwa Eisenberg: Amok – Kinder der Kälte. Über die Wurzeln von Wut und Hass, Hamburg 2000, 16 ff.; Hoffmann/Steffes-Enn: Zielgerichtete Gewalt und Amok an Schulen. Aktueller Erkenntnisstand und Ansätze der Prävention, Jugendhilfe (48), 3/2010, 120; Robertz: School Shootings. Über die Relevanz der Phantasie für die Begehung von Mehrfachtötungen durch Jugendliche, Frankfurt 2004; Sachs 2009, 124 (Fn. 3).

¹³Empfehlungen des Deutschen Presserates zur Berichterstattung über Amokläufe 2010.

¹⁴Bannenberg: Amok, 2010, 137 ff. (Fn. 6) mit Hinweisen auf Medienempfehlungen bei Suizid, die bei Amok übertragbar erscheinen; Schaller/Schmidtke: Suizidalität, in: Röhrle/Caspar/Schlottke (Hrsg.): Lehrbuch der klinisch-psychologischen Diagnostik, Stuttgart 2008, 495–512; Schmidtke/Schaller/Müller/Lester/Stack: Imitation von Amok und Amok-Suizid, in: Wolfersdorf/Wedler (Hrsg.): Terroristen – Suizide und Amok, Regensburg 2002, 91–112; Coleman: The Copycat Effect. How the media and popular culture trigger the mayhem in tomorrow's headlines, New York et al. 2004.

¹⁵Schmidtke/Schaller/Müller/Lester/Stack, 2002, 106 (Fn. 14).

¹⁶Zur Identifikation aus theoretischer und analytischer Sicht befassen sich mit dem Phänomen umfassend Böckler/Seeger: Schulamokläufer. Eine Analyse medialer Täter-Eigendarstellungen und deren Aneignung durch jugendliche Rezipienten, Weinheim und München 2010.

¹⁷Robertz/Wickenhäuser: Der Riss in der Tafel. Amoklauf und schwere Gewalt in der Schule, Heidelberg 2007, 73 ff., 94 ff.

¹⁸Robertz/Wickenhäuser, 2007, 93 f. (Fn. 17).

¹⁹Heubrock/Hayer/Rusch/Scheithauer: Prävention von schwerer zielgerichteter Gewalt an Schulen – Rechts-

psychologische und kriminalpräventive Ansätze. Polizei & Wissenschaft 6 (1), 2005, 43–57; Scheithauer, Berliner „Leaking“-Projekt (noch keine Ergebnisse).

²⁰Freisleder: Kriminalität im Kindes- und Jugendalter. Monatsschrift für Kinderheilkunde, Vol. 158, Heft 01/2010, 28–34 (33).

²¹Robertz/Wickenhäuser, 2007, 95 ff. (Fn. 17).

²²Hessisches Kultusministerium/Hessisches Ministerium des Innern und für Sport (Hrsg.): Handeln in Krisensituationen. Ein Leitfaden für Schulen, Wiesbaden 2007, 29 f.

²³Vgl. Bannenberg, Amok 2010, 163 ff., 169 ff. (Fn. 6), sowie die ursprünglichen amerikanischen Empfehlungen von Fein/Vossekui/Pollack/Borum/Modzeleski/Reddy: Bedrohungsanalyse an Schulen: Ein Handbuch zum Management von Bedrohungssituationen sowie zur Schaffung eines sicheren Schulklimas. United States Secret Service und United States Department of Education (Hrsg.), Washington D.C. 2002.

²⁴Landesregierung Baden-Württemberg (Hrsg.): Expertenkreis Amok: Konsequenzen aus dem Amoklauf in Winnenden und Wendlingen am 11. März 2009. Gemeinsam handeln, Risiken erkennen und minimieren. Prävention, Intervention, Rehabilitation, Medienberichte. 2009. Internetquelle: www.schule-bw.de/unterricht/paedagogik/gewaltpraevention/kbuero/amok/index.html. Der Expertenbericht enthält auch zahlreiche Empfehlungen zur Prävention.

²⁵Alle Daten wurden anonymisiert. Auf eine genaue Angabe der Orte wurde ebenfalls verzichtet.

²⁶In dem umfassenden Endbericht, der demnächst veröffentlicht wird, werden alle Fälle skizzenhaft dargestellt.

²⁷Dazu unten, Fallgruppe 5.

²⁸Zwei weitere Fälle mit Erwachsenen werden hier nicht näher dargestellt.

²⁹Außer Grundschulen; in den weiteren Fällen aus 2009, die noch nicht detailliert ausgewertet wurden, fanden sich allerdings auch Drohungen gegen Grundschulen.

³⁰Im Endbericht werden diese Fälle detailliert beschrieben.

³¹Siehe Fn. 22, 23.

³²Olweus: Täter-Opfer-Probleme in der Schule: Erkenntnisstand und Interventionsprogramm, in: Holtappels/Heitmeyer/Melzer/Tillmann (Hrsg.): Forschung über Gewalt an Schulen. Erscheinungsformen und Ursachen, Konzepte und Prävention, 4. Aufl. Weinheim und München 2006, 281–297; Bannenberg Amok 2010, 181 (Fn. 6) mit Nachweisen; Bannenberg/Rössner: Erfolgreich gegen Gewalt in Kindergärten und Schulen, München 2006, mit praktischen Empfehlungen zur Umsetzung durch Grüner, in Bannenberg/Rössner 2006, 81–134.

³³Dazu auch umfassend Langman: Amok im Kopf. Warum Schüler töten, Weinheim, Basel 2009, Kap. 8: Wie man Schulmassaker verhindern kann, 283 ff.; Bannenberg, Amok 2010, 74–80, 175 ff. (Fn. 6).

Kontakt:

www.recht.uni-giessen.de/wps/fb01/home/

Bannenberg

Britta.Bannenberg@recht.uni-giessen.de

■ PROBE-ABO



Den Gießener Anzeiger jetzt kennen lernen!

Überzeugen Sie sich zwei Wochen kostenlos und
unverbindlich von den Vorzügen!

Einfach anrufen unter 06 41/95 04-76



Konrad F. Federlin

Zur Geschichte der Diabetesforschung an der Justus-Liebig-Universität Gießen

Einleitung

Die Anfrage der Schriftleitung der Gießener Universitätsblätter nach meiner Bereitschaft, einen Artikel über die Geschichte der Gießener Diabetesforschung zu verfassen, hat mich erfreut und erstaunt, da ich bereits 1996 emeritiert wurde und meine aktive Gestaltung der Diabetesforschung an der Medizinischen Klinik und Poliklinik III bereits 15 Jahre zurückliegt. Da ein Hauptprojekt aus „meinen“ Jahren in der Diabetesforschung, die humane Inseltransplantation, von meinem Nachfolger Prof. Dr. R. G. Bretzel zunächst noch weitergeführt werden konnte und er auch sonst gemeinsam Begonnenes fortführte, lässt sich die Geschichte der Gießener Diabetesforschung auch über meine Zeit hinaus von mir noch verfolgen. Konkret berichte ich allerdings über die Phase vom 1. 10. 1976 bis zum 30. 9. 1996.

Eine chronologische Beschreibung der Entwicklung der verschiedenen Forschungsbereiche auf dem Gebiet des Diabetes an der Medizinischen Klinik und Poliklinik III der Justus-Liebig-Universität in Gießen muss mit der Situation beginnen, die für die „Neuankömmlinge“ im Oktober 1976 vorlag.

Der dritte Lehrstuhl für Innere Medizin (verbunden mit der Leitung der Medizinischen Klinik und Poliklinik III) war seit 1972 unbesetzt geblieben. Im übrigen Bereich der Inneren Medizin (Medizinische Klinik I und II) waren Endokrinologie und Stoffwechsel nicht vertreten. Nach meiner Berufung nach Gießen zum 1. 10. 1976 folgten mir als Oberärzte die bereits habilitierten Mitarbeiter Privatdozent Dr. Helmut Schatz und Privatdozent Dr. Heiner Laube sowie als Assistenten Dr. Hans-Georg Velcovsky, der sich mit der Antikörperbildung gegen Insulin beschäftigte, der auf dem Gebiet der Rheumatologie tätige Dr. Klaus Helmke und der As-

sistenzarzt Dr. Peter Bürkle, der auf dem Gebiet der diabetischen Nierenschädigung arbeitete. Sechs Monate später wurde die Gruppe durch den Assistenten Dr. Reinhard G. Bretzel vervollständigt. Mit den habilitierten Oberärzten und Privatdozent Schatz und Privatdozent Laube wurde unsere Gruppe von zwei auf dem Diabetesgebiet sehr erfahrenen Mitarbeitern begleitet. Herr Schatz hatte sich über Insulin habilitiert, Herr Laube über die Bedeutung der Kohlenhydrate in der Ernährung bei Diabetes mellitus.

Ein von der Forschung auf dem Diabetesgebiet nicht trennbarer Bereich ist die ambulante Versorgung der Diabetespatienten. Diese waren bis 1976 alleine von der erfahrenen Internistin Frau Dr. Mäser betreut worden, die nun als erstes personelle Unterstützung erfuhr. Die Zahl der Patienten stieg damals ständig und lag zwischen 3.500 und 4.000 Personen. Unter der Leitung von Privatdozent (später Professor) Laube wurden mit weiteren jungen Mitarbeitern in den folgenden Jahren neue Therapiewege beschritten, die sich zur damaligen Zeit international, d.h. auch in Deutschland entwickelt hatten, z. B. die liberalisierte Diät, die Einführung des Insulinpens (Prof. Laube), die Anwendung einer neuen Stadieneinteilung der Zuckerkrankheit, neue Formen der Insulintherapie (intensivierte Insulinbehandlung), Einsatz neuer blutzuckersenkender Präparate etc. Ab 1980 wurden Fortbildungstage/Kongresse auch für niedergelassene Kollegen von der Klinik angeboten und die Blutzuckerselbstkontrollen eingeführt. 1990 erfolgte der offizielle Beginn der Diabetesschulung am Gießener Klinikum, nachdem 1989 ein entsprechendes Schulungshaus dem Klinikgebäude angeschlossen worden war. Zuvor erfolgte über mehrere Jahre die Schulung im Hörsaal der Klinik. Darüber hinaus konnte Jahr für Jahr die Di-

abetes-Arbeits- und Schulungsgruppe gestärkt werden und bestand 1996 aus vier Ärzten, einer Ernährungswissenschaftlerin (Frau Dr. Liersch), einer Diabetesberaterin und einer Ernährungsberaterin.

Etwa parallel zur Erweiterung der ambulanten Betreuung von Diabetespatienten wurden eine Endokrinologische Ambulanz sowie eine Adipositasambulanz eröffnet, weiterhin eine Ambulanz für Insulinpumpenträger, eine erforderliche Neurologische Sprechstunde für die bei vielen Diabetikern ausgeprägte Schädigung des peripheren Nervensystems und schließlich vor wenigen Jahren die besonders wichtige Fußambulanz zur rechtzeitigen Erkennung und Behandlung von Infektionen in diesem dafür sehr gefährdeten Körperbereich.

Entsprechend den Vorgaben der Deutschen Diabetes-Gesellschaft wurde das Thema „Prävention eines Diabetes“ (Ernährung, Sport) in den ambulanten Versorgungsbereich für die Gießener Patienten eingebunden. Zusätzlich erfolgte die Mitbetreuung von Diabetespatienten in anderen Kliniken (Gynäkologie, Dermatologie). Schließlich erfolgte 1995/96 die Anerkennung der Klinik als „Behandlungseinrichtung für Diabetes“, die eine strukturierte Schulung mit Stundenplan bzw. speziellem Lehrplan anbietet.

Forschung

Die Geschichte der eigentlichen Gießener Diabetesforschung, d.h. das Vordringen in wissenschaftliches Neuland, hat ihren Ursprung letztlich an der Universität Ulm. In der dortigen Abteilung für Endokrinologie und Stoffwechsel unter der Leitung von Prof. Dr. E. F. Pfeiffer war zum Teil mit Hilfe des Sonderforschungsbereiches „Endokrinologie“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Bearbeitung zweier größerer wissenschaftlicher Programme mit dem Hauptziel einer besseren Stoffwechsellage – insbesondere für Patienten mit einem Typ-1-Diabetes – zu erreichen, begonnen worden: A) Konstruktion eines künstlichen Pankreas zur Behandlung eines insulinabhängigen Diabetes mellitus (Leitung Prof. Dr. E. F. Pfeiffer), B) Tierexperimentelle Untersuchungen zur Entwicklung einer Diabetestherapie über die Implan-

tion (Transplantation) isolierter Langerhanscher Inseln (Leitung Prof. Dr. K. F. Federlin). Die weltweit starke Zunahme von Diabetespatienten hatte erkennen lassen, dass nur durch bessere Stoffwechselführung die gefährliche Zunahme sog. diabetischer Spätkomplikationen (Erblindung, Nierenversagen, Herzinfarkt etc.) einzudämmen war. Pfeiffer hatte bei einem Besuch in den USA und Kanada die beschriebenen Behandlungsmethoden in den Anfängen gesehen: Die Möglichkeit, mit Hilfe einer über Blutzuckerwerte gesteuerten Insulinzufuhr per Katheter normale Blutzuckerwerte zu erreichen (Prof. Molnar in Edmonton/Kanada) sowie Tierexperimente am Streptozotocin-Diabetes bei der Ratte in Minneapolis (Prof. Lazarow) und St. Louis (Prof. Lacy) als Vorläufer für ein humanes Transplantationsprogramm. Lacy gilt seit seiner Publikation über Inseltransplantation als Diabetestherapie bei Ratten als „Vater der Inseltransplantation“ (1)¹. Die ersten eigenen 1971 in Ulm durchgeführten Transplantationsversuche wurden mit isolierten Langerhansschen Inseln von Wistar-Ratten durchgeführt, die nach Pankreatektomie einen schweren Diabetes entwickelt hatten. Die Spenderinseln stammten vom Pankreas homologer Ratten und waren durch Collagenase nach Lacy und Kostianovsky (1967) isoliert. Die Transplantation von verschiedenen Mengen (100–1.000 Inseln) erfolgte in das subkutane Gewebe der diabetischen Empfänger oder durch Einpflanzung in einer Millipore-Kammer in die Peritonealhöhle der Empfängertiere. Der biologische Effekt bestand in einem vorübergehenden Verschwinden der Glukosurie 1 bis 5 Tage nach der Transplantation (19 von 44 Tieren) und bei Glukosetoleranzstudien wiesen die Empfängertiere in etwa der Hälfte einen Anstieg des k-Wertes auf normale Werte auf. Der biologische Effekt auf den Glukosehaushalt war sowohl bei den subkutan transplantierten Empfängertieren zu beobachten wie bei den Tieren, welche eine Millipore-Kammer transplantiert erhalten hatten. Diese ersten „tastenden“ Versuche mit transplantierten Inseln, einen blutzuckersenkenden Effekt bei diabetischen Tieren zu erzielen, konnte als erste deutsche Mitteilung auf dem europäischen Di-

abetes-Kongress im September 1972 in Madrid vorgestellt werden (2).

Wie eingangs festgehalten, war es mein Ziel, entsprechend den experimentellen Anfängen an der Universität Ulm die Behandlung des insulinabhängigen Diabetes mellitus nicht nur durch die Zufuhr des erforderlichen Hormons Insulin von außen (Injektionen) zu gewährleisten, sondern auch durch die Implantation insulinbildender Betazellen in Gestalt Langerhanscher Inseln. Die Grundlagen für eine in der Zukunft geplante Anwendung einer solchen „Inseltransplantation“ war ein breit angelegter Forschungsplan für ein Kleintiermodell (Ratte), bei dem meine mehrjährige Ausbildung in der pathologischen Anatomie eine wesentliche Hilfe sein sollte. Hierzu mussten die entsprechenden Laborfacilitäten geschaffen werden: Kleintierhaltung, morphologisches Laboratorium, biochemisches Laboratorium, enzymatische Inselisolierung und -kultur, Transplantationstechniken, Überwachung des Glukose- und Insulinstoffwechsels, Beobachtung des langfristigen Effektes transplanteder Inseln auf den

diabetischen Empfängerorganismus etc. Durch Besuch der am Projekt „Inseltransplantation“ arbeitenden internationalen Gruppen, vor allem in den USA, wurde ein Gedankenaustausch über die einzelnen Schritte von der Planung bis zur Durchführung einer Transplantation besonders wichtig. Im Vordergrund standen dabei eine optimale schonende Inselisolierung aus dem Spenderpankreas, die Höhe der Ausbeute sowie die anschließende Kultivierung vor Transplantation.

Die engsten wissenschaftlichen und auch persönlichen Beziehungen entwickelten sich zu dem Begründer der Inseltransplantation, Prof. Dr. Paul Lacy, und seinen Mitarbeitern Dr. David Scharp und Camillo Ricordi an der Washington University in St. Louis. Zwischen dieser Institution und der Gießener Gruppe entfaltete sich eine außerordentlich enge Kooperation mit zahlreichen gegenseitigen Besuchen und dem Austausch wissenschaftlicher Erfahrungen. Bereits 1984 besuchte uns Prof. Lacy in unserem Inseltransplantationslabor (Abb. 1).



Abb. 1: Besuch von Prof. Lacy am 9. 2. 1984 im „Insellabor“. Links: Prof. Federlin; Mitte: Prof. Lacy; rechts: PD Bretzel

Enge Beziehungen bestanden ferner zu dem Department of Surgery der Universität Philadelphia (Prof. Dr. Clyde Barker und Dr. Ali Najj), des Weiteren zu der kanadischen Gruppe in Edmonton unter der Leitung von Prof. Dr. Ray Rajotte, dessen Arbeitsgruppe als erste einen wissenschaftlichen Besuch in Gießen machte (1980). – Eine jahrelange enge Beziehung ergab sich ferner zu der Universität von Miami (Prof. Dr. Daniel Mintz) und seinen Mitarbeitern Dr. Rodolfo Alejandro und später auch Dr. Camillo Ricordi. Der Gießener Mitarbeiter Dr. Matthias Brendel konnte mit einem von dort weitgehend finanziell getragenen zweijährigen Aufenthalt wesentliche Erfahrungen sammeln. – Nach Gründung der AIDSPIT-Gruppe (Artificial Insulin Delivery Systems, Pancreas and Islet Transplantation) 1989 in Amsterdam, die einen Verbund der aktiven europäischen Arbeitsgruppen auf dem Gebiet des künstlichen Pankreas bzw. der Pankreasorgan-Inseltransplantation schuf, ergaben sich neue Beziehungen zwischen Gießen und der Universität Mailand (Prof. Dr. Guido Pozza), der Universität Perugia (Prof. Dr. Paolo Brunetti und Dr. Riccardo Calafiore), der Universität Stockholm (Prof. Dr. Carl Groth) sowie Prof. Dr. A. M. Cohen, Hadassah-Universität, Jerusalem.

Für die Diabetesforschung an der Universität Gießen förderlich war zweifellos die vom 15. bis 17. Mai 1980 in der Kongresshalle stattfindende Tagung der Deutschen Diabetes-Gesellschaft als Abschluss meiner einjährigen Präsidentschaft. Am Vortag (14. 5. 1980) wurde eine Arbeitstagung über Inselisolierung, Kultur und Kryopräservierung (Wiss. Organisation R. G. Bretzel, K. Federlin, H. Schatz) mit 150 Teilnehmern durchgeführt. Die Tagung war ein weiterer „Anschub“ für die Gießener Diabetesforschung mit zahlreichen internationalen Besuchern und Kontakten, die über die folgenden Jahre fortgesetzt werden konnten.

Auf der Jahrestagung selbst wurden folgende wissenschaftlichen Hauptthemen behandelt:

- Der gegenwärtige Stand auf dem Gebiet der künstlichen Pankreas- und der Pankreas-Inseltransplantation
- Diabetes und Autoimmunität
- Diabetes und Virus

Am dritten Kongresstag wurde ferner eine Fortbildungsveranstaltung für Ärzte und Heilhilfsberufe zum Thema „Die ambulante Diabetikerbetreuung“ abgehalten (Vorsitz Teil A: Prof. Laube/Gießen, Vorsitz Teil B: Prof. Petzoldt/Bad Oeynhausen).

Wissenschaftliche Einzelprojekte

In dem Jahrzehnt zwischen 1980 und 1990 hat sich für die Diabetesforschung an der Gießener Klinik eine Reihe von wissenschaftlichen Einzelprojekten als sehr erfolgreich erwiesen. Es handelt sich um jeweils mehrere Jahre bearbeitete Forschungsthemen auf dem Diabetesgebiet, die der Fakultät als Habilitationsschrift vorgelegt wurden. Sie sollen daher hiermit aufgeführt werden einschließlich ihres Abschlussjahres.

1. *„Die Bedeutung immunologischer Reaktionen gegenüber Insulinen in der Therapie des Diabetes mellitus unter besonderer Berücksichtigung der neuen Humaninsuline“* von PD Dr. H.-G. Velcovsky, 1983

Der Autor zeigt, dass bei Typ-1- und Typ-2-Diabetikern mit einem ausgeprägten diabetischen Spätsyndrom, d.h. mit Mikroangiopathie, Retinopathie und Nephropathie kein Zusammenhang zu den im Serum befindlichen Insulinantikörpern besteht. Die Induktion von Antikörpern gegen Humaninsulin ist deutlich geringer als die gegenüber Rinder- oder Schweineinsulin. Die genetische Disposition des Patienten bezüglich der Immunantwort ist für deren Höhe verantwortlich.

2. *„Die nicht-enzymatische Glykosylierung und ihre Folgeprodukte als pathogenetische Faktoren des diabetischen Spätsyndroms“* von PD Dr. H. P. M. Hammes, 1984

Die Arbeit zeigt an einem großen Patientenkollektiv einerseits die wesentliche Rolle der chronischen Hyperglykämie in der Pathogenese des diabetischen Spätsyndroms und andererseits die Möglichkeiten einer subtilen Stoffwechsellkontrolle durch Produkte der nicht-enzymatischen Glykosylierung als Voraussetzung für eine effektive Therapie auf. Experimentelle Studien ergaben, dass die Normalisierung des

Stoffwechsels diabetische Spätkomplikationen nur dann verhindert, wenn sie früh genug erfolgt. Weiter wurde gefunden, dass durch Aminoguanidin die diabetische Retinopathie auch bei nicht normalisiertem Glukosestoffwechsel verhindert wird.

3. *„Untersuchungen zur Bedeutung der Stoffwechselführung beim Diabetes mellitus“ von PD Dr. G. Sachse, 1985*

Die Arbeit befasst sich im ersten Teil mit Zusammenhängen zwischen Stoffwechselführung, sozialem Umfeld, Erbfaktoren, Lebensgewohnheiten, anderen Erkrankungen und dem Verlauf des Diabetes mellitus. Der zweite Teil enthält Untersuchungen zur Bedeutung der glykosylierten Hämoglobine als Kontrollparameter der Stoffwechsellage. Ferner wird die Bedeutung der Stoffwechselführung für das kardiovaskuläre System eingehend erläutert mit den Zusammenhängen von Blutzuckerwerten und Herzfunktionsstörungen. Im dritten Teil werden die Erfahrungen mit der kontinuierlichen Insulinzufuhr (Insulinpumpen) als möglichem therapeutischen Prinzip zur Verbesserung der Stoffwechselführung dargestellt.

4. *„Diabetische Kardiomyopathie – Tatsache oder Fiktion?“ von PD Dr. D. Strödter, 1987*

Die am Max-Planck-Institut für Physiologie in Bad Nauheim unter der Leitung von Herrn Prof. Schaper durchgeführten Untersuchungen weisen in einer sehr ausführlichen Habilitationsschrift erläuterten Resultate eine solche Vielfalt an Stoffwechselstörungen des diabetischen Rattenherzens, auf dass hier nur wenige Stichworte erwähnt werden können. So zeigte sich, dass diabetische Rattenherzen eine reduzierte Hämodynamik aufweisen und eine reduzierte Glukoseutilisation. Neben zahlreichen Resultaten aus Akutstudien, besonders bei 4- und 6-monatigem Diabetes der Tiere waren die durchgeführten eingehenden Untersuchungen von Bedeutung. Es zeigte sich, dass eine Normalisierung von Hämodynamik und Stoffwechsel durch akute Insulingabe am Herzen nicht erreichbar ist. Es müssen somit beim Langzeitdiabetes zumindest dieser Tierart nicht schnell restituerbare Mechanismen eine Rolle spielen.

5. *„Die Insulinitis: Studien zur Pathogenese des Typ-1-Diabetes“ von PD Dr. T. Linn, 1994*

Der Typ-1-Diabetes wurde im Tierexperiment als multifaktorielles Geschehen dargestellt mit den Einflussfaktoren Vererbung, Umwelt, humorale Immunität, zelluläre Immunität, Endothel- und B-Zellen der Langerhansschen Inseln. Im Tierexperiment konnten Effektorzellen, die für die Zerstörung der insulinbildenden Betazellen verantwortlich sind, identifiziert werden. Bei genetischen Typ-1-Diabetes-Modellen (NOD-Maus, BB-Ratte) war eine Insulinitis auch vor Auftreten des Diabetes nachweisbar, so dass eine prädiabetische Phase existiert. Beim humanen Typ-1-Diabetes wird diese unterschiedlich eingeschätzt bezüglich des genauen Mechanismus und des zeitlichen Verlaufs des funktionellen Betazellverlustes der Langerhansschen Inseln. Einerseits könnte ein kontinuierlicher Zerstörungsprozess ablaufen, andererseits könnte der Betazellverlust auch fluktuierend infolge metabolischer und immunologischer Abnormitäten auftreten. Beim Menschen konnte gezeigt werden, dass allein durch den Einsatz einer intensivierten Insulintherapie mit Schulung eine gegenüber konventioneller Therapie signifikant bessere Insulinreserve erzielbar ist.

6. *„Immunisierte Transplantation Langerhansscher Inseln als Prinzip zur Therapie des insulinpflichtigen Diabetes mellitus“ von PD Dr. T. D. C. Zekorn, 1993*

Es handelt sich um ausgedehnte experimentelle Untersuchungen zur Entwicklung eines bioartifiziellen Pankreas, d.h. Transplantation von in künstlichen Membranen eingeschlossenen Langerhansschen Inseln und damit deren Schutz vor Abstoßung ohne eine zusätzliche immunsuppressive Therapie. Es wurden Untersuchungen zur Makroverkapselung (100 bis 1.000 Inseln pro Kapillarmembran) und Mikroverkapselung (1 bis 2 von einer Alginatekapsel eingeschlossene Inseln) durchgeführt. Zwei Konzepte erscheinen durchführbar: 1. Makroverkapselung in Kapillarmembranen mit geringer Packungsdichte der Inseln bzw. Inselzellen. Vorteil: Entfernbare Implantate bzw. Austausch. Nachteil: Beschränkung auf den in-

traperitonealen Transplantationsort und langsame Insulinfreisetzung. 2. Die Mikroverkapselung in sehr dünnwandigen Kapseln ermöglicht eine Transplantation in resektable, besser als die peritoneale Höhle wirkende oxygenierte Kompartimente. Vor Anwendung des Prinzips der immunisierenden Transplantation sind jedoch erfolgreiche Versuche in größeren Tiermodellen erforderlich; insbesondere zur Frage der Insulinfreisetzungskinetik und der Eignung des Prinzips der Immunisolierung von Inseln in größeren Tiermodellen. Die hier vorgestellten Studien am Kleintier mit Inseln verschiedener Spezies stellen jedoch eine sehr interessante Basis für die Frage dar, ob das Prinzip der Inselimmunisolierung Anwendung beim Menschen finden könnte.

7. *„Experimentelle Inseltransplantation und ihr Modellcharakter für die klinische Diabetologie“ von PD Dr. R. G. Bretzel, 1983*

Diese zeitlich bereits früher vorgelegte (1983) umfangreiche Habilitationsschrift wird erst am Ende der Habilitationsliste aufgeführt, da sie am Anfang des Hauptzieles der Gießener Diabetologie, nämlich der Implantation gesunder humaner Langerhansscher Inseln zur Behandlung des menschlichen Diabetes, steht.

In der hervorragenden und mit ausgedehnter Literatur unterlegten Arbeit von Bretzel wird ein durch ein Zellgift induzierter Diabetes mellitus der Ratte (Streptozotocin-Diabetes) dazu benutzt, um zu überprüfen, ob das tierische Modell im Hinblick auf die diabetische Schädigung des gesamten Organismus der Situation beim Menschen ähnlich ist und ob ein biologischer Heilversuch durch Transplantation gesunder Langerhansscher Inseln Erfolge verspricht. Hierzu kommt der Autor zu folgenden Beobachtungen und Schlussfolgerungen in seinem Tiermodell:

1. Das Modell des Streptozotocin-Diabetes der Ratte entspricht in allen untersuchten metabolisch-hormonellen Parametern dem Insulinmangeldiabetes (Typ 1) des Menschen.
2. Das tierische Modell weist typische diabetische Sekundärkomplikationen an verschiedenen Organen auf analog zum Menschen.

3. Es wurden isolierte Langerhanssche Inseln und Mikrofragmente von iso- und heterologen Spendern transplantiert.
4. Isologe Inseln überleben lange in der Leber, aber homologe oder heterologe Inseln werden abgestoßen.
5. Hochrechnungen der für einen Insulinmangeldiabetes der Ratte erforderlichen Inselzahl ergeben ca. 300 Inseln, woraus sich für den Menschen ein Minimum von 100.000 Inseln ergibt.
6. Es wurden bei diabetischen Ratten im Pankreas Neubildungen von Betazellen nach Inseltransplantation beobachtet.
7. Eine frühzeitige intraportale isologe Transplantation von Ratteninseln ließ alle typischen morphologischen Sekundärkomplikationen am Nierengewebe verhindern, sowie einer diabetischen Katarakt vorbeugen.
8. Weiterhin wurden Inselkultur und Kryopräservierung analog der Verhältnisse in der Humansituation behandelt, sowie die der Abstoßungsfragen im homologen oder heterologen System.

Auf weitere Details dieser Schlüsselarbeit muss aus Platzgründen auf die im Pflaum-Verlag/München herausgegebene Monographie verwiesen werden.

The Cohen Diabetic Rat

Ein weiteres, sehr interessantes tierexperimentelles Vorhaben mit Hintergrund in der Humanpathologie verband die Gießener Diabetesforschung über Jahre mit einer israelischen Forschergruppe der Hadassah-Universität in Jerusalem. Der dortige Diabetologe und Stoffwechselforscher Prof. A. M. Cohen hatte festgestellt, dass aus dem Jemen oder Kurdistan nach Israel eingewanderte Juden, in deren Bevölkerung im Heimatgebiet Diabetes unbekannt war, nach einigen Jahren in Israel einen Typ-2-Diabetes entwickelten, der später auch die Form eines Typ-1-Diabetes annehmen konnte und schwere Spätkomplikationen, z. B. an Niere und Auge, hervorrief. Als Ursache für diese Entwicklung wurde der „Western style“ der Ernährung in Israel angesehen. Offen blieb die Frage, ob es sich um eine Betazellerschöpfung

bei diesem Personenkreis handelte oder um eine Ursache im peripheren System. Zur Klärung entwickelte Prof. Cohen bei der Ratte ein Diabetesmodell, bei dem durch Züchtung unter kupferarmer und zuckerreicher Kost ein Typ-2-Diabetes entstand und sich Spätkomplikationen an Auge und Niere entwickelten (sog. upward line).

Die Züchtung erfolgte durch die Zusammenführung einerseits von Tieren mit pathologischer Glukosetoleranz, andererseits von solchen mit normaler Glukosetoleranz. Gruppe B bestand aus Tieren der sog. Elterngeneration, die bei glukosearmer Ernährung keinen Diabetes entwickelten, einen solchen jedoch bekamen unter glukosereicher Kost (sog. parental generation).

Eine dritte Gruppe von Ratten hatte nach entsprechender Auszucht auch bei Fütterung mit Glukose keinen Diabetes entwickelt.

Die Tiere der drei verschiedenen Gruppen wurden von Tel Aviv nach Frankfurt per Flugzeug transportiert, versehen mit den entsprechenden verschiedenen Futtertypen. Inselisolierungen erfolgten aus allen drei Versuchsgruppen mit folgendem Ergebnis: Die intrahepatische Transplantation von Inseln der diabetesresistenten Ratten (Gruppe C) führte bei Tieren der Gruppe A zu einer Normalisierung der metabolischen „Diabeteswerte“ und Stopp bzw. Rückgang der Spätkomplikationen an Niere und Augen. Der Effekt der Inseltransplantation hielt für die gesamte Beobachtungsperiode (d.h. mehrere Monate) an. Die therapeutische Inseltransplantation (1.000 Inseln pro Empfängertier) führte zum gleichen Erfolg, wenn sie aus der diabetesresistenten Linie (C) stammte oder aus der Elterngeneration (B). Damit war nachgewiesen, dass der Typ-2-Diabetes der durch Auszucht gewonnenen diabetischen Ratten (Gruppe A) durch einen Betazelldefekt und nicht durch Störungen im peripheren System bedingt ist. (5)

Diabetesbehandlung durch Inseltransplantation beim Menschen

Wie bereits eingangs kurz erwähnt, war die Behandlung eines Diabetes mellitus mit Hilfe der

Transplantation gesunder Langerhansscher Inseln ein zunächst noch im Bereich tierexperimenteller Forschung befindliches Ziel. Es war bereits in Ulm von den später mit mir nach Gießen übersiedelten Mitarbeitern bearbeitet worden (2, 3). Diesen ersten Studien an der diabetischen Ratte folgte in den nächsten 10 Jahren eine große Zahl von Tierexperimenten, im allgemeinen bei dem mit Streptozotocin behandelten Rattenstamm, um die zahlreichen, für die zur humanen Transplantation erforderlichen Bedingungen bzw. Vorsichtsmaßnahmen zu schaffen und zu beachten. Sie sind in der Habilitationsschrift von R. G. Bretzel zusammengefasst (4).

Zahlreiche methodologische Probleme, vor allem im Zusammenhang mit der optimalen Isolierung Langerhansscher Inseln aus dem menschlichen Pankreas, waren der Grund für häufige internationale Begegnungen zum Erfahrungsaustausch. Auf die besonders engen Beziehungen zwischen der Gießener Klinik und dem Department of Pathology der Washington University in St. Louis unter der Leitung von Prof. Paul Lacy wurde bereits hingewiesen (Abb. 1).

Einen großen Zuspruch mit ausgedehnter internationaler Beteiligung erfuhr der von Gießen aus organisierte internationale Workshop in Bad Nauheim im Juli 1989 („Methods in Islet Transplantation Research“, Guest Editors: K. Federlin, R. G. Bretzel, B. J. Hering) (6). Retrospektiv darf gesagt werden, dass diese internationale Tagung mit der Begegnung zahlreicher Wissenschaftler auf dem Gebiet der Inseltransplantation den Anfang für die in den folgenden Jahren beginnende Behandlung von Diabetespatienten durch den Eingriff einer Inseltransplantation markiert (Einzelheiten hierzu s. auch Gießener Universitätsblätter, Jg. 34/35 2001/2002, R. G. Bretzel: Diabetes mellitus und Inselzelltransplantation – neue Heilungschancen für eine Volkskrankheit?) (8).

Für den Beginn der Inseltransplantation beim Menschen als Behandlungsmethode eines Diabetes war es nicht unwichtig, dass Erfahrungen mit der Transplantation Langerhansscher Inseln in Gießen in Kooperation mit der Klinik für Allgemein- und Thoraxchirurgie (Leiter Prof. Dr. K.

Schwemme) bereits im Jahr 1978 gemacht werden konnten. Bei einem Patienten musste wegen schmerzhafter chronisch-rezidivierender Pankreatitis mit Duodenalstenose eine Duodeno-Pankreatektomie vorgenommen werden. Danach gelang eine Autotransplantation isolierter Langerhansscher Inseln in die Pfortader der Leber des Patienten. Die dadurch mögliche autologe Insulinversorgung erlaubte, dass nur ein geringer Restbedarf an Fremdinsulin zur Regulierung des Stoffwechsels nötig war (7).

Die Phase des Jahrzehnts 1980–1990 darf als die eigentliche Vorbereitungszeit für die klinische Inseltransplantation, d.h. die Verpflanzung von Inseln eines gesunden Spenders (häufig Unfalltote) in die Leber eines langfristig bereits diabetischen und mit Insulin unzureichend behandelten Patienten weltweit bezeichnet werden. Sie wurde in Gießen vor allem durch Dr. B. J. Hering repräsentiert, der nach seiner Promotion im Transplantationsteam (Oberarzt PD Dr. Bretzel) die wesentlichsten Funktionen übernahm. Dies betraf einerseits die Vorbereitung der Patienten für eine Transplantation (zunächst ambulant, später in der Klinik), die Zuweisung eines geeigneten Spenderpankreas von der hierfür zentral tätigen Institution in Leiden/Niederlande, unter Umständen auch den direkten Transport eines Spenderorgans von einer hierfür zuständigen Klinik in Deutschland, wobei Dr. Hering bei der Explantation selbst anwesend war und das für die Transplantation freigegebene Organ persönlich nach Gießen brachte.

Während die ersten zusammenfassenden Ergebnisse von Pankreas-Inseltransplantationen von chirurgischer Seite (D. E. R. Sutherland 1984) gesammelt und publiziert wurden, konnte nach entsprechender Übereinkunft die Registrierung von Patienten mit einer Inseltransplantation nach Gießen lokalisiert werden (eine entsprechende umfassende Darstellung siehe Hering BJ, Browatzki CC, Schultz A, Bretzel RG, Federlin K: Clinical islet transplantation - Registry report, accomplishments in the past and future research needs. *Cell Transplant.* 2, 269–282, 1993) (9).

Es war für Gießen und nach meiner Kenntnis auch für Gesamtdeutschland die erste klinische

Inseltransplantation, als am 26. November 1992 bei einer 37-jährigen Patientin mit langfristigem Diabetes 350.000 isolierte Langerhanssche Inseln transplantiert wurden, wobei die Inseln mittels eines Katheters in Lokalanästhesie transkutan-transhepatisch über das Pfortadersystem in die Leber eingeschwenkt werden konnten. Erfreulicherweise war der postoperative Verlauf günstig und unter immunsuppressiver Therapie konnte nach mehr als einem Jahr die bis dahin erforderliche Injektionsbehandlung mit Insulin beendet werden. Abbildung 2 zeigt die beteiligte Personengruppe am Abend des Transplantationstages in meinem Dienstzimmer. Der Tag darf sicherlich zu Recht als Höhepunkt in der Gießener Diabetesforschung an der Medizinischen Klinik und Poliklinik III bezeichnet werden. Ziemlich genau 20 Jahre waren von der ersten Publikation über eine tierexperimentelle Inseltransplantation bei der Ratte mit folgender Blutzuckersenkung beim Empfängertier auf dem europäischen Diabeteskongress in Madrid im September 1972 und der therapeutischen Anwendung isolierter Langerhansscher menschlicher Inselzellen im November 1992 bei einer diabetischen Patientin verstrichen.

Im folgenden Jahr 1993 konnten vier weitere Patienten in Gießen ein Inseltransplantat erhalten. Hierüber wurde auf einem internationalen Symposium aus Anlass meines 65. Geburtstages berichtet, zu dem der „Vater der Inseltransplantation“, Prof. Paul Lacy, aus St. Louis/USA nach Gießen kam und den Festvortrag hielt (Abb. 3), wobei er mich zum „Vater der Inseltransplantation in Europa“ ernannte. Inwieweit ich diese freundliche Geste tatsächlich verdiente, vermag ich nicht zu beurteilen. Als ich Prof. Lacy am 26. 11. 1992 telefonisch darüber unterrichtete, dass wir in Gießen unsere erste Patientin transplantiert hätten, äußerte er jedenfalls, dass diese Nachricht für ihn die erste von einer Inseltransplantation beim Menschen in Europa sei. Dabei mag mitgespielt haben, dass er als Pionier dieser Behandlungsmethode in den USA nicht nur Freunde hatte. Im Licht der heutigen Erfahrungen, also 20 Jahre später, spricht allein die Tatsache, dass ca. 80 Arbeitsgruppen weltweit an der Weiterent-

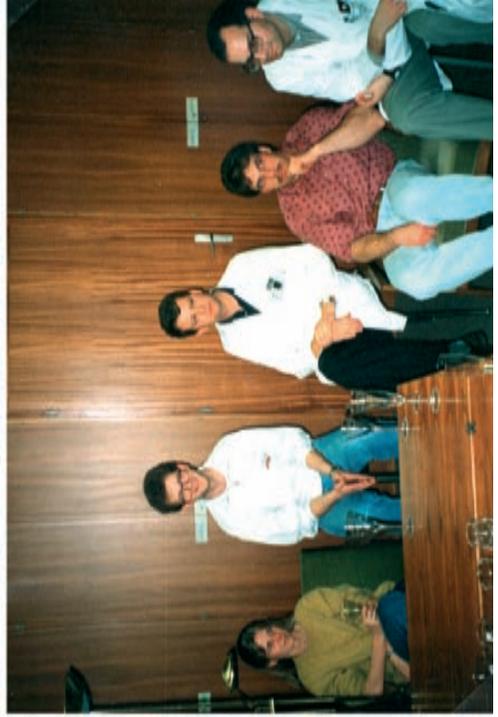


Abb. 2: Das Transplantationssteam der Medizinischen Klinik und Poliklinik III am Abend des 26. 11. 1992 nach der ersten Transplantation isolierter humaner Langerhansscher Inseln in die Leber einer 42-jährigen Typ-1-Diabetikerin in Deutschland. Obere Bildreihe von links nach rechts: Prof. Rau, Prof. Federlin, Prof. Bretzel, Dr. Liu, Dr. Raptis, Dr. Hering, Dr. Bollen, Dr. Wöhrle. Untere Bildreihe von links nach rechts: Dr. Liu, G. Pfeiffer, B. Janczik, B. Blöcher, M. Graf, Dr. Brandhorst, S. Langer, Dr. Zekorn, Dr. Klitscher, Dr. Raptis

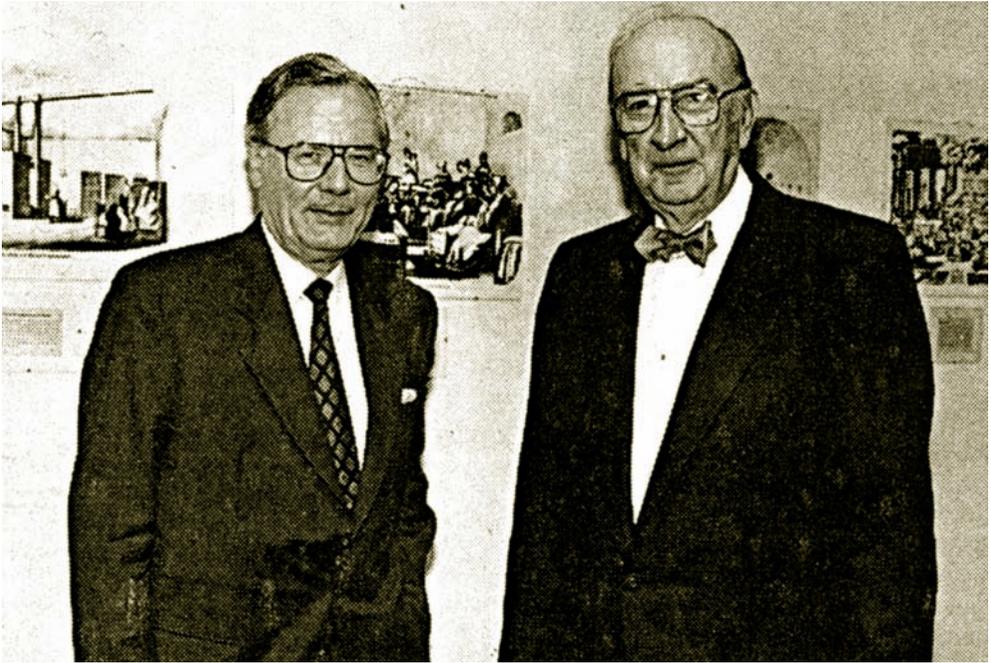


Abb. 3: Prof. Konrad Federlin (links) und Prof. Paul E. Lacy aus St. Louis, der den Festvortrag für den „Vater der Inselzelltransplantation“ in Europa am 17. 9. 1993 hielt.

wicklung dieser Therapiemethode arbeiten, für die Berechtigung seines Ehrentitels.

Erfreulicherweise konnte in den drei folgenden Jahren 1994–1997 in Gießen ein ständiger Anstieg der Transplantationszahlen erfolgen mit einem Höhepunkt im Jahr 1997, an dessen Ende laut International Islet Transplant Registry (ITR) 17 Patienten ein Transplantat erhielten. Es wurden nach November 1992, dem Datum unserer ersten Inseltransplantation, bis zu meinem Ausscheiden an der Medizinischen Klinik und Poliklinik III am 30. 9. 1996 laut International Islet Transplant Registry (ITR) noch 34 Inseltransplantationen in Gießen durchgeführt, in den folgenden Jahren, d.h. 1997–2008, noch 59 Transplantationen, wobei der Hauptrückgang auf nur noch 5 Patienten im Jahr 2000 erfolgte. Ab 2009 konnten keine neuen Transplantationen mehr vorgenommen werden. Rückblickend lag der Höhepunkt für das Gießener Transplantationsteam zwischen den Jahren 1993 und 1997 mit 40 Transplantationen, gefolgt von einem Rückgang von 1998 bis 2008

auf 19 Eingriffe (11). Im Übrigen sei an dieser Stelle mit Nachdruck auf die von R. G. Bretzel, seit 2001 offiziell mein Nachfolger als Lehrstuhlinhaber und Leiter der Medizinischen Klinik und Poliklinik III sowie Direktor der International Islet Transplant Registry (ITR), auf seine frühere Publikation „Diabetes mellitus und Inselzelltransplantation – neue Heilungschancen für eine Volkskrankheit?“ in den Gießener Universitätsblättern, Jg. 34/35 2001/2002, verwiesen (8). Als Anschluss zum damaligen Thema ist vom gleichen Autor 2010 eine hervorragende Arbeit zum Thema „Inselzelltransplantation bei Diabetes mellitus – ein Prototyp translationaler Forschung“ erschienen (10). In ihr wird eine genaue Übersicht über die weltweite Entwicklung der Inselzelltransplantation gegeben und dieser Typ einer biologischen Therapie des Diabetes mellitus der Pankreasorgantransplantation, d.h. Verpflanzung eines intakten Pankreas mit seinen Vor- und Nachteilen, gegenübergestellt. Desgleichen erhält der Leser einen kritischen Überblick über die in Gießen



Adult Islet Allografts

Summary of Adult Islet Allografts According to Institution and Year - 1990 through December 31, 2000

Institution (Transplantation/Isolation)	Year of Transplantation										Σ	
	1990	1991	1992	1993	1994	1995	1996	1997	1998	1999		2000
1. Giessen	-	-	1	5	5	12	11	17	6	4	5	66
2. Milan	4	3	3	4	4	4	1	-	5	5	10	43
3. Miami	4	2	1	1	3	9	5	2	3	5	7	42
4. Pittsburgh	17	6	4	3	4	3	1	-	-	-	-	38
5. Minneapolis	1	4	5	5	2	10	5	1	-	-	3	36
6. Edmonton	2	-	1	-	1	1	-	-	-	5	10	20
7. Geneva	-	-	-	-	1	-	4	2	4	5	4	20
8. St. Louis	3	3	2	4	2	-	-	-	-	-	-	14
9. Brussels	-	-	-	-	1	3	3	3	?	?	?	10
10. Indianapolis	-	-	-	-	-	-	4	5	1	-	-	10
11. Oxford	-	1	1	1	1	3	-	-	1	1	-	9
12. Los Angeles (UCLA-VA)	-	-	3	-	-	-	3	2	-	-	-	8
13. Madrid	-	-	2	1	1	2	2	-	-	-	-	8
14. San Francisco/LA (UCLA-VA)	-	-	-	1	1	3	-	-	-	2	-	7
15. Stockholm/Giessen	-	-	-	-	-	-	2	2	1	2	-	7
16. Grenoble/Geneva (Gragil)	-	-	-	-	-	-	-	-	-	2	3	5
17. Odense/Milan	-	-	-	-	-	5	-	-	-	-	-	5
18. Paris	3	1	-	-	-	1	-	-	-	-	-	5
19. Buenos Aires	-	-	-	-	-	1	1	2	-	-	-	4
20. London (Ontario)/St. Louis	2	1	1	-	-	-	-	-	-	-	-	4
21. Perugia	1	1	-	-	2	-	-	-	-	-	-	4
22. Innsbruck/Milan	-	-	-	-	-	2	1	-	-	-	-	3
23. Leicester	-	2	1	-	-	-	-	-	-	-	-	3
24. Lille	-	-	-	-	-	-	-	-	1	1	1	3
25. Charlestown	-	2	-	-	-	-	-	-	-	-	-	2
26. Lyon (Gragil)	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	2	2
27. Nantes	-	-	-	-	-	-	1	-	-	1	-	2
28. Strasbourg (Gragil)	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1	1	2
29. Berlin RV / Giessen	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1	1
30. Bethesda (NIH)	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1	1
31. Chicago (NWH)	-	-	-	-	-	-	1	-	-	-	-	1
32. Chicago University	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1	1
33. Harvard	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1	1
34. Homburg	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-	-	1
35. Omaha	-	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-	1
36. Padova/Verona	-	-	-	1	-	-	-	2	-	-	-	1
37. Seoul	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1	-	1
38. Syracuse (NYUM)	-	-	-	-	-	-	-	1	-	-	-	1
39. Wuerzburg/Giessen	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-	-	1
40. Zurich	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1	1
Σ	37	26	25	28	29	59	45	38	22	34	51	394
Total number of Adult Islet Allografts from 1974 -1989:												99
												Σ 493

2000 data on file incomplete

Abb. 4: Zusammenfassung der Diabetespatienten nach Inseltransplantation mit Angabe der durchführenden Institutionen und Jahr der Transplantation von 1990 bis 31. 12. 2000. Höchste Gesamtzahl von Transplantationen an der Universität Gießen (n=66). Quelle: International Islet Transplant Registry Newsletter No. 9, Vol. 8, 1 Juni 2001

favorisierte Inseltransplantation als Diabetes-therapie und ihre Erfolgsraten an anderen Diabeteszentren (10).

Wie aus dem Register (ITR) (Abb. 4) Newsletter No. 9 2001 hervorgeht, lag Gießen zu diesem Zeitpunkt mit 66 transplantierten Patienten an der Spitze der größten Transplantationszentren in Europa, USA und Kanada. In den folgenden Jahren hat sich durch einen Rückgang der Transplantationszahlen in Gießen diese Reihenfolge zwangsläufig verändert, wobei hierfür (siehe später) lokale Personalprobleme die wesentliche Ursache darstellten. Der klinische Erfolg der Gießener Transplantationsgruppe für die Patienten ließ durch die hohe Überlebensrate und eine Insulinunabhängigkeit in 41 % der Patienten (8) nach einem Jahr erkennen, dass prinzipiell das Maximalziel der Therapie erreichbar war (zur Diskussion dieser Langzeitwirkung von Inseltransplantaten siehe 10).

Die Gründe für den Rückgang und schließlich Stillstand der Transplantationsaktivitäten in Gießen sind zahlreich, im Zentrum stand die Abwanderung von hochqualifiziertem Personal, wobei als Hauptursache wohl das Ausscheiden von Herrn Dr. Hering aus dem Gießener Team im Sommer 1996 und Übersiedelung in die USA in das Transplantationsteam der Universität Minneapolis anzusehen ist. Sein Engagement, insbesondere auch im Hinblick auf die Verfügbarkeit von Spenderorganen, für deren Bereitstellung bei den entsprechenden Explantationsteams Dr. Hering sich meistens persönlich einsetzte, konnte nicht ausgeglichen werden. Daneben erforderte die zur Vorbereitung und Durchführung einer Inseltransplantation nötige Expertise hochqualifiziertes Personal auf dem medizinisch-technischen Gebiet. Auch aus diesem Bereich erfolgten Abwanderungen in andere Diabeteszentren weltweit, entweder durch das Ablaufen von Verträgen oder bessere finanzielle Bedingungen in anderen, vor allem ausländischen Institutionen. Leider fehlte zur Aufrechterhaltung eines so hoch spezialisierten Arbeitsbereiches im ärztlichen (akademischen) wie medizinisch-technischen Bereich seitens der Fakultät und Universität die nötige Hilfe. Ferner wurden die Drittmittel verschiedenster Art aus Deutschland wie auch aus den USA

nicht mehr zur Verfügung gestellt, obwohl von dort durchaus entsprechende Anerkennung der hohen Transplantationszahlen in Gießen erfolgte. Zeitweise war über Jahre mit einer gewissen Großzügigkeit auch ein günstiges Klima für private Spenden vorhanden. Die nach wie vor, verglichen mit der Organtransplantation eines Pankreas kürzere Überlebensdauer der Inseln im Empfängerorganismus, die bis heute noch konstatiert werden muss, war ein zusätzlicher Mechanismus für die Entwicklung der immer stärker ins Gewicht fallenden Personalknappheit, da der Wunsch nach einer wiederholten Inselspende den Druck auf die stets schwierige „Organbeschaffung“ (anstelle der Pankreasorgantransplantation) wesentlich erhöhte.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass trotz großer Probleme bei der Weiterführung der Transplantationsaktivitäten an der Medizinischen Klinik und Poliklinik III in Gießen die Diabetesforschung weiterhin an zahlreichen Projekten der nationalen und internationalen Diabetologie beteiligt ist, auf die hier im Einzelnen nicht eingegangen werden kann. Die 1976 begonnene Diabetesforschung ist jedenfalls mit der Unterbrechung der Transplantationsaktivitäten nicht inaktiviert. Im übrigen erlebte die Gießener Diabetesforschung mit der 1996 von Prof. R. G. Bretzel organisierten internationalen Tagung (Abb. 5) in der Kongresshalle Gießen ihren Höhepunkt im Hinblick auf die nationale und internationale Anerkennung unserer Alma mater. Die Ausnahmestellung, welche Gießen dadurch unter den überwiegend ausländischen Teilnehmern einnahm, hatte auch ihren Grund in der engen Verbindung von Forschung und klinischer Medizin, d.h. der früher üblichen Bezeichnung „klinisch angewandte Forschung“ (heute: „Translationale Forschung“). Zahlreiche Forscher waren überrascht von der engen Verbindung, in welcher eine große Reihe der Gießener Diabetologen eine klinische Tätigkeit, d.h. Patientenversorgung mit dem Wirken im Labor noch verbinden konnte.

Auch wenn die Inseltransplantation leider nur über etliche Jahre den Mittelpunkt der Gießener Diabetesforschung darstellte, hatte der Rückgang der Forschungsaktivität keine Aus-



Abb. 5: Teilnehmer des Internationalen Symposiums über Endokrine Zelltransplantation und Genetisches Engineering in Gießen vom 16.–19. 6. 1996. Erste Reihe von links nach rechts: Dr. G. Korbitt (mit Krawatte – Edmonton, Kanada), Prof. G. Warnock (Edmonton, Kanada), Dr. B. Hering (Gießen), Prof. A. Najj (Philadelphia, USA), Prof. R. G. Bretzel (Gießen), Prof. K. Federlin (Gießen), Prof. J.-H. Nielsen (Kopenhagen-Gentofte, Dänemark), Prof. F. H. Bach (Boston, USA), Dr. A. El-Ouaghli (Gießen), PD T. Zekorn (Gießen).

wirkung auf die Patientenbetreuung. So ist das Diabetes-Schulungszentrum Gießen als anerkannte Behandlungseinrichtung der Deutschen Diabetes-Gesellschaft (DDG) für Menschen mit Diabetes mellitus Typ 1 und Typ 2 weit über die lokale Region hinaus in der Lage, fachgerechte Hilfe für diabetische Begleiterkrankungen anzubieten, wie beispielsweise die Betreuung durch eine spezielle Diabetes-Fußambulanz, die Betreuung diabetischer Schwangerer und auch die Betreuung von Diabetes-Patienten mit türkischer Muttersprache (mit Typ-2-Diabetes). Sie bietet ferner Einzelberatungen ebenso an wie ambulante Gruppenschulungen und stellt den Kooperationspartner sowohl für niedergelassene Haus- und Fachärzte/innen und den gesamten universitären ärztlichen Versorgungsbereich dar.

Im Übrigen bestehen für die Gießener Diabetesforschung auch ohne derzeit aktive Transplantationsgruppe weiterhin erfolgreiche wissenschaftliche Aktivitäten, wie z. B. von einer großen Arbeitsgruppe unter Prof. Linn, die sich mit den Schädigungsmechanismen an der Langerhansschen Insel als dem Kern der Diabetesentstehung beschäftigt. Weiterhin werden die Beziehungen zu nationalen und internationalen Inseltransplantationszentren gepflegt (10). So konnten in der Transplantationsforschung des letzten Jahrzehnts von 2000–2009 weitgehend aufbauend auf ein Behandlungsprotokoll der Universität Edmonton/Kanada Verbesserungen im Hinblick auf verschiedene Langzeitergebnisse nach Inseltransplantation erzielt werden. Dabei geht es u. a. darum, inwieweit durch die Inseltransplantation eine vollständige Unabhängigkeit von Insulininjektionen erreicht werden kann und wie lange diese anhält, um nur eines von verschiedenen Problemen zu nennen. Auch durch die Anwendung neuer Immunsuppressiva, insbesondere für die länger notwendige Erhaltungstherapie, wurden erfolgversprechende Erfahrungen gewonnen. Trotz des großen Vorteils, den der relativ „kleine“ Eingriff einer Verpflanzung isolierter Inseln in die Leber des Empfängerorganismus im Vergleich zur Transplantation eines gesamten Pankreas darstellt, ist nach wie vor die Überlebenszeit von Inseln in einem verpflanzten Gesamt-

pankreas länger als bei isolierten Inseln. Diese wiederum besitzen den großen Vorteil, dass sie als Methode durchaus wiederholt zur Behandlung eingesetzt werden können. Während im Zeitraum 1999–2009 (10) mehr als 700 Patienten weltweit ein Inseltransplantat erhielten, wird hierdurch deutlich, dass diese Therapiemethode weiterhin im ärztlichen wie im Patienteninteresse als außerordentlich vorrangig gilt. Auch bezüglich der Versuche, Schutzmechanismen für die transplantierten Inseln gegenüber einer immunologisch bedingten Abstoßung herbeizuführen, eröffnet sich möglicherweise unter den moderneren Bedingungen erneut das Modell der verkapselten Schweineinseln, die vor mehr als 15 Jahren an unserer Klinik in Tierexperimenten eingesetzt wurden (Abb. 6).

Da Schweineinsulin den Blutzucker beim Diabetiker ebenso senken kann wie Humaninsulin, wäre mit dem o. g. Modell eine geradezu unerschöpfliche Hormonquelle erschlossen. Bei der praktischen Anwendung haben sich allerdings für eine längerfristige Verkapselung von Inseln bisher zahlreiche Hindernisse ergeben. Das angeführte Beispiel soll lediglich unterstreichen, dass die Gießener Diabetesforschung auch auf diesem kleinen Gebiet mit ihren eigenen früheren Experimenten durchaus noch aktuell ist (12).

Hessische Fachvereinigung für Diabetes

In den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts war seitens der Deutschen Diabetes-Gesellschaft die Bundesrepublik über alle Bundesländer aufgefordert worden, die in ihrem Bereich tätigen Diabetologen sowie Internisten, die auf dem Diabetesgebiet aktiv mit ihrer Patientenschaft tätig waren, zusammenzufassen. Auf dieser Basis wurde von mir im Sommer 1996 gemeinsam mit meinem damaligen Oberarzt Prof. Dr. R. G. Bretzel die Hessische Fachvereinigung für Diabetes in Gießen gegründet. Im Hinblick auf die damals gerade zwanzigjährige Diabetesforschung an der Gießener Klinik gelang es auch, die Diabetologen in Hessen zum Votum für Gießen als Sitz der Fachvereinigung zu gewinnen und über die

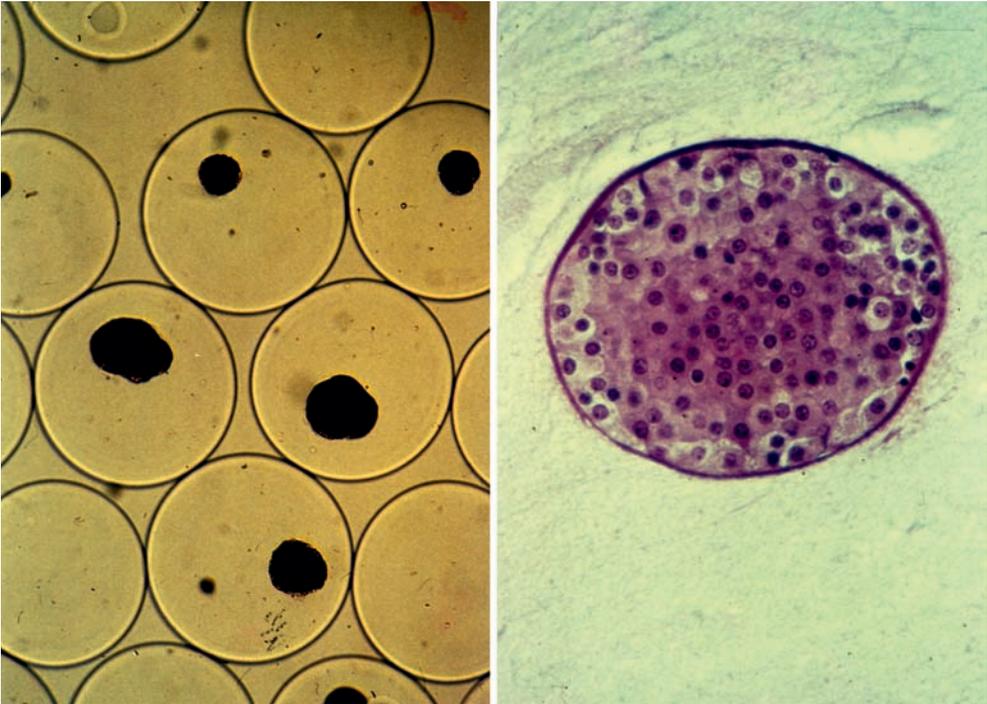


Abb. 6: Links: Alginatkapseln mit jeweils einer eingeschlossenen Insel. Rechts: Isolierte, kultivierte und intakte Schweineinsel (aus: Habilitationsschrift PD Dr. Zekorn).

Geschäftsstelle (Frau Barbara Schultz) die Verbindung zu den Institutionen mit Diabetesdiagnostik und -therapie wie Frankfurt am Main, Darmstadt, Bad Nauheim, Limburg, Wiesbaden, Gelnhausen, Fulda, Kassel etc. zu regelmäßigen Sitzungen und zu einem Jahreskongress zusammenzuführen. Die HFD hat 112 Mitglieder (Stand März 2011) und bietet in Zusammenarbeit mit der Landesärztekammer Hessen und dem Hausärzterverband Hessen vierteljährlich Fortbildungsveranstaltungen für Hausärzte an. Des Weiteren werden in jährlichen, zweitägigen Workshops Studierende der Medizinischen Fakultäten in Hessen an die Diabetologie vor allem bezüglich ihrer praktischen Seite (Diagnostik und Therapie) herangeführt.

Schlussbemerkungen

Abschließend sei nochmals auf die eingangs gestellte Frage nach der Geschichte der Gieß-

ner Diabetesforschung eingegangen. Ihr Beginn fiel einerseits in die Phase des Einsatzes verschiedener neuer Therapierichtlinien und Medikamente, damals begleitet vom Erschrecken vor der enormen Verbreitung der Stoffwechselstörung Diabetes bei allen Altersgruppen, d. h. von Kindern bis zu Greisen. Menschen mit Diabetes mellitus wurden dabei nach und nach von Schülern zu Partnern ihrer behandelnden Ärzte. Die Vielfalt der Schäden im Organismus wurde nach und nach immer deutlicher, insbesondere die der Herzfunktion und der Hirndurchblutung, d.h. generell die Gefährdung des arteriellen Gefäßsystems durch die Stoffwechselstörung. Das Bestreben, die Therapie insbesondere von schweren Fällen von Typ-1-Diabetes zu optimieren und vor allem die große Gefahr der Spätkomplikationen auszuscheiden oder zu minimieren, führte zu der Überlegung einer biologischen Heilung durch die Transplantation der aus einer gesunden Bauchspeicheldrüse (im Allgemeinen von

Unfalltoten) isolierten funktionsfähigen Langerhansschen Inseln. Innerhalb weniger Jahre konnte Gießen auf diesem Gebiet eine weltweit führende Stellung erreichen, die sie leider in den letzten 10 bis 15 Jahren aufgrund fehlender finanzieller Mittel und Abwanderung von hochspezialisiertem Personal verlor. Gegenwärtig bleibt nur zu hoffen, dass der klinische und wissenschaftliche Stellenwert dieser Therapie in der medizin-wissenschaftlichen Förderung wieder erkannt und unterstützt wird.

Anmerkung:

¹ Die in Klammern gesetzten Zahlen verweisen auf die durchnummerierten Literaturangaben.

Literatur:

- ¹ Ballinger, W.F./Lacy, P.E.: Transplantation of intact pancreatic islets in rats, *Surgery* 72 (1972), S. 175–186.
- ² Federlin, K./Helmke, K./Slijepcevic, M./Pfeiffer, E.F.: Transplantation of isolated islets of Langerhans into pancreatectomized rats, *Diabetologia* 9 (1973) Abstr., S. 66.
- ³ Federlin, K./Bretzel, R.G./Schmidtchen, U.: Islet transplantation in experimental diabetes of the rat V. Regression of glomerular lesions in diabetic rats after intraportal transplantation of isogenic islets. Preliminary results. *Horm Metab Res* 8 (1976), S. 404–406.
- ⁴ Bretzel, R.G.: Inseltransplantation und Diabetes mellitus. Experimentelle Grundlagen und klinische Versuche, Pflaum, München 1984, S. 1–644.
- ⁵ Federlin, K./Wiegand, S./Bretzel, R.G./Fritsch, D./Kaiser, R./Hammes, H.P./von Tempelhoff, W./Cohen, A.M.: Islet

transplantation in the Cohen diabetic rat, in: Cohen, A.M./Rosenmann, E. (eds): *The Cohen diabetic rat*, Basel, Karger 1990, S. 184–200.

- ⁶ Federlin, K./Bretzel, R.G./Hering, B.J.: *Methods in Islet Transplantation Research*. International Workshop Bad Nauheim, June 1989. Thieme Verlag Stuttgart – New York.
- ⁷ Dobroschke, J./Schwemmler, K./Langhoff, G./Laube, H./Bretzel, R.G./Federlin, K.: Autotransplantation von Langerhansschen Inseln nach totaler Duodenopankreatektomie bei einem Patienten mit chronischer Pankreatitis. *Deutsche Medizinische Wochenschrift* 103 (1978), S. 1905–1910.
- ⁸ Bretzel, R.G.: Diabetes mellitus und Inselzelltransplantation – Neue Heilungschancen für eine Volkskrankheit?, in: *Gießener Universitätsblätter* Jg. 34/35 (2001/2002), S. 13–34.
- ⁹ Hering, B.J./Browatzki, C.C./Schultz, A./Bretzel, R.G./Federlin, K.: Clinical islet transplantation. Registry report, accomplishments in the past and future research needs. *Cell Transplant* 2 (1993), S. 269–288.
- ¹⁰ Bretzel, R.G.: Inseltransplantation bei Diabetes mellitus – ein Prototyp translationaler Forschung. *Diabetologie* 5 (2010), S. 232–241.
- ¹¹ Alejandro, R./Barton, F.B./Hering, B.J./Wease, S.: Collaborative Islet Transplant Registry Investigators. Update from the Collaborative Islet Transplant Registry. *Transplantation* 86 (2008), S. 1783–1788.
- ¹² Zekorn, T.D.C.: Immunsolierte Transplantation Langerhansscher Inseln als Prinzip zur Therapie des insulinpflichtigen Diabetes mellitus. Habilitationsschrift Gießen 1993.

Kontakt:

Prof. em. Dr. med. Konrad Federlin
Ehrsamer Weg 21B
35398 Gießen

Linus Hauser

Neomythen – ein Mosaikstein zu einer Theorie der Moderne

1. Tithonos und die scientologischen Thetanenräume

Dieser Beitrag stellt die grundlegende Denkfigur meines zentralen Forschungsprojektes über die neomythische Vernunft der Moderne vor. Es wird darin davon ausgegangen, dass sich in der Neuzeit und speziell in der Moderne eine neue Art der Anthropologie und damit zusammenhängend der Religiosität entwickelt, der das Thema der möglichen autonomen und vollendeten Selbstgestaltung inne wohnt.

Die Vereitelung vollendeten vortodlichen Lebens illustriert etwa der antike Mythos von Tithonos. Hellanikos von Lesbos (480–ca. 400 v. Chr.) schreibt über den sagenhaften Tithonos¹: „Hämera, die Göttin des Morgens, wurde heftig von Tithonos geliebt, dem Sohn des Laomedon, Bruder des Priamos, woraus der Sohn Memnon hervorging. Nachdem jener nach einem langen Leben aufgerieben (verschrumpelt) war, änderte die Göttin jenen selbst in eine Zikade“.²

Tithonos ist in der griechischen Sagentradition der Geliebte der Morgenröte. Einst bat er Zeus um Unsterblichkeit und vergaß dabei, zugleich um ewige Jugend zu bitten. Als Tithonos alt und grau wird, meidet Eos sein Lager, ernährt ihn aber weiter mit Nektar und Ambrosia und legt endlich den immer mehr schrumpfenden Gemahl in eine Wiege. Dort schrumpft er weiter, bis er zu einer Zikade wird. Im klassischen Mythos bedarf es noch eines von überirdischen Mächten zur Verfügung gestellten Mittels, etwa eines Zauberringes, durch Götter gewährte Wünsche oder eines Butts, damit der Mensch versuchen kann, übermenschlich zu werden und sich seiner Endlichkeit zu entledigen, wie es Tithonos versucht hat.

Im Neomythos sieht dies anders aus. In ihm spiegelt sich die Situation von Menschen, die

selbst zu kosmischen Schöpfern und Vernichtern zu werden scheinen. Schon vor dem Bericht des CLUB OF ROME über *Die Grenzen des Wachstums*³ wird die Menschheit deutlich nicht nur auf die „Begrenztheit des von ihr bewohnten Planeten“ und darauf, dass das „Raumschiff‘ Erde endlich ist“⁴, hingewiesen. Im Appell namhafter Wissenschaftler vom 9. Juli 1955 an die Staatsoberhäupter der Welt unter der Führung Albert Einsteins (1879–1955) heißt es: „Es besteht die sehr reale Gefahr, dass die menschliche Rasse durch Staub oder Regen aus radioaktiven Wolken vertilgt würde, ... die Gefahr, dass auf der ganzen Welt der Tod kommen wird – plötzlich nur für eine Minderheit, für die Mehrheit jedoch in langsamer Tortur durch Krankheit und Verfall“.⁵

Wer – so legt sich dann eine Deutung nahe – außer Menschengöttern kann einen ganzen Planeten vernichten?

Am deutlichsten bringt diese Mentalität die neomythische Gruppierung SCIENTOLOGY auf den Punkt. Ihr therapeutisches Ziel ist der autonome *Operating Thetan*. Wer es – wie etwa Tom Cruise (*1962) – zum Thetanendasein gebracht habe, der sei durch folgende Qualifikationen charakterisiert: „Seit Tausenden von Jahren haben Menschen den Zustand vollkommener geistiger Befreiung vom endlosen Zyklus der Geburt und des Todes gesucht und haben die eigene Unsterblichkeit gesucht, einschließlich vollständigen Bewußtseins, Erinnerungen und Fähigkeit, als ein vom Fleische unabhängiger Geist zu existieren. ... Wir nennen diesen Zustand ‚Operierender Thetan‘ ... Die Definition des Zustandes Operierender Thetan ist ‚wesentlich und willentlich Ursache über Leben, Gedanken, Materie, Energie, Raum und Zeit‘“.⁶ Die geschichtliche Möglichkeit der Bestimmung menschlichen Lebens als möglichen



Abb. 1: Scientology Berlin

Thetanendaseins kommt erst mit der Moderne auf und soll von mir nun begrifflich als Neomythos gefasst werden. Dazu werde ich zunächst drei Beispiele aus dem Kreis der Wissenschafts- und High-Tech-Eliten vorstellen, einen Blick auf die allgemeine religiöse Situation in der abendländisch geprägten Lebenswelt werfen und anschließend im Ausgang von einer Reflexion auf anthropologische Grundbestimmtheiten die Begriffe *Mythos* und *Neomythos* erörtern. Eine Begriffsbestimmung von *Neomythos* beendet dann die Darlegungen.

2. Beispiele stellvertretend für viele Gedankenspieler aus dem Kreis der High-Tech-Eliten

Betrachten wir am Anfang dieser Darstellung drei hochgeschätzte naturwissenschaftliche Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts. Diese Beispiele sind keine Ausnahmefälle innerhalb technisch-wissenschaftlicher Intelligenzelen, sondern markieren im Gegenteil häufig ver-

trete und damit kulturgestaltende Standpunkte.

Hermann Oberth (1884–1989)

Beginnen wir mit Hermann Oberth. Er ist einer der Raumfahrtpioniere, auf deren Riesenschultern alle heutige Raumfahrtwissenschaft steht. Mit seinem Buch über *Die Rakete zu den Planetenräumen* (1923) schuf Oberth die Ausgangsbasis vor allem für die deutsche und über Wernher von Braun (1912–1977) in die USA importierte US-amerikanische Raumfahrtwissenschaft.

Von Oberth stammt das fortschrittsorientierte Wort: „Auch der göttliche Plato hätte von einem heutigen Mittelschüler wohl mehr lernen können, als der von ihm ...“⁷, eine selbstbewusstere Absolutsetzung naturwissenschaftlicher Bildung ist kaum vorstellbar. Spuren Oberths findet man an unterschiedlichen Orten in Deutschland. Wer den großartigen Wissenschaftler Oberth kennen lernen möchte, der sollte in der Pfnzig-



Abb. 2: UFO

straße 12–14 in Feucht bei Nürnberg das HERMANN-OBERTH-RAUMFAHRT-MUSEUM besuchen.

Wer aber in der Nähe von Wiesbaden wohnt, der ist vielleicht schon einmal über Plakatschläge auf den Namen Oberth in anderen Kontexten, nämlich im Hinblick auf dessen ufo-spiritistische Interessenlage gestoßen. Sein Name steht hier in enger Verbindung zur DUIST. Die DEUTSCHE UFO/IFO-STUDIENGEMEINSCHAFT ZUR VERBREITUNG DER WAHRHEIT ÜBER WELTRAUMSCHIFFE mit Sitz in Wiesbaden-Schierstein gilt sogar in Ufologenkreisen als Hort religiösen Sektierertums.

Die Tragweite der Gedankenwelt der DUIST zeigt sich 1967 auf dem 7. INTERNATIONALEN KONGRESS DER UFO-FORSCHER in Mainz, auf dem eine Resolution verabschiedet wird, die auch das „Ehrenmitglied Prof. Dr.-Ing. h.c. Hermann Oberth“ unterschreibt: „Die während der vier Kongreßtage vorgetragenen Tatsachen, Ergebnisse, persönlichen Sichtungen, die vorgelegten Foto-Dokumente, Dias mit den vorgeführten Filmen erbrachten den unwiderleglichen Beweis der realen Existenz der Flying

Saucers und anderer Typen wie Mutterschiffe und Telemeterscheiben, deren Herkunft nicht als irdisch, sondern von außerhalb unserer Erde kommend, anzusehen ist“.⁸

Wir nehmen hier eine deutliche Spannung wahr zwischen dem hochwissenschaftlichen Genie und seiner fantastischen Hoffnung, die Existenz von UFO-Wesen nachweisen zu können. Ist Hermann Oberth nur ein Einzelfall? Keineswegs.

Francis Crick (1916–2004)

Francis Harry Compton Crick klärt zusammen mit James Dewey Watson die Raumstruktur der DNS. Für diese Jahrhundertleistung erhält er zusammen mit Watson 1962 den Nobelpreis. Crick ist Starredner auf Kongressen der um Erich von Däniken entstandenen ANCIENT ASTRONAUT SOCIETY.

Francis Crick greift Ideen des schwedischen Physikers und Astronomen Svante Arrhenius (1859–1927) auf, der 1903 den Nobelpreis für Chemie bekam. Für Svante Arrhenius entstand

das Leben nicht auf der Erde, sondern wurde durch Mikroorganismen aus dem All auf die Planeten getragen. Svante Arrhenius nannte seine Auffassung „Panspermie“. Zusammen mit Lesley Orgel hat Francis Crick seine Theorie der gelenkten Panspermie schon vorher publiziert in einer Zeitschrift, die unter dem Namen IKARUS als Zeitschrift für den Weltrauminteressierten von Carl Sagan herausgegeben wird.

Der Gesichtspunkt der Panspermie sowie der gelenkten Panspermie ist nicht ganz neu. Sie wurde seit 1954 schon öfter skizziert. Francis Crick erhebt aber den Anspruch, als erster diese Theorie ausführlich ausgearbeitet zu haben. In der Ausarbeitung seiner Theorie der gelenkten Panspermie geht Crick von der Voraussetzung einer Urknall-Theorie aus. Vom Alter des Kosmos und der Entwicklung der chemischen Elemente her betrachtet, sei es durchaus plausibel, dass sich schon vor vielen Milliarden Jahren auf einem fernen Planeten intelligentes Leben entwickelt haben könnte. Dieses intelligente Leben habe dann eines Tages den Stand von Wissenschaft und Technologie erreicht, der „alles übertrifft, was wir erreicht haben“.⁹

Diese „frühen Technokraten eines anderen Planeten“¹⁰ seien von der Voraussetzung ausgegangen, dass es viele, für das Leben geeignete

Planeten in der Milchstraße gebe. Es handle sich hier um Planeten, die Land und Meere hätten, in denen eine Ursuppe sich entwickeln könne, deren Bestandteile von anderen, Leben bergenden Planeten kommen müssten. Diese Wesen hätten zugleich gewusst, dass auf ihrem Heimatplaneten das Leben begrenzt sei. Irgendwann würde auch ihr Stern aufhören, Energie zu spenden, wie es auch mit unserer Sonne der Fall sein wird. Um nun ihr Leben weitergeben zu können, hätten sie Mikroorganismen ihres Planeten auf die weite, kosmische Reise geschickt. Mit unbemannten Raumschiffen, die die Organismen vor extremen Außenbedingungen schützen sollten, gelangten diese Bakterien nach ihrer langen kosmischen Reise auf die Erde. „Die Lebenskeime wuchsen und gediehen in der irdischen Ursuppe und entwickelten sich durch die Evolution zu den Arten, wie wir sie heute kennen“.¹¹

Frank Tipler (*1947)

Frank J. Tipler lehrt seit 1987 mathematische Physik an der TULANE UNIVERSITY in New Orleans. Er gehört zu den bekanntesten Kosmologen der Welt.

Tipler schreibt 1994 den Bestseller *Physik der Unsterblichkeit*. Obwohl dieses Buch schwer zu lesen ist, sieht man es im Erscheinungsjahr

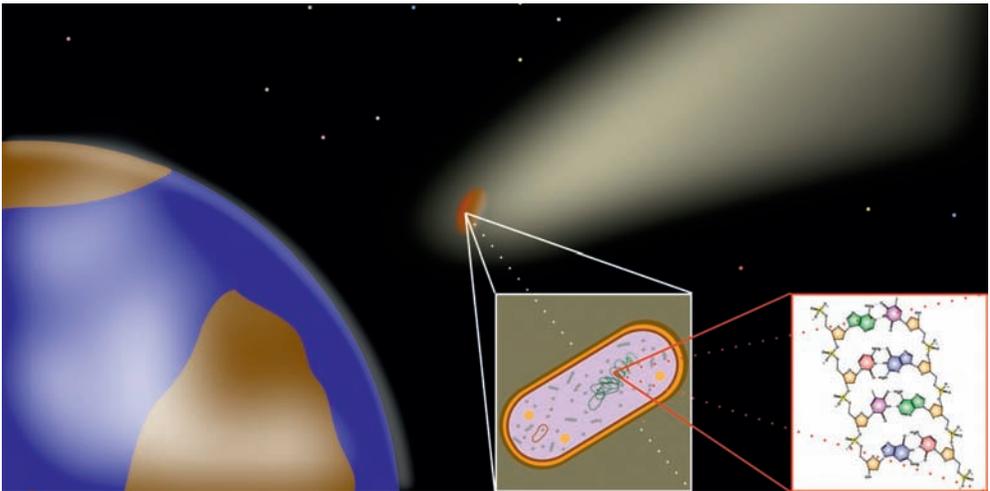


Abb. 3: Panspermiehypothese

in deutschen Bahnhofsbuchhandlungen vom Boden her aufgestapelt ausliegen. Fünfzehn Wochen hält es sich auf der Bestsellerliste des „Spiegels“. Tipler erhebt den Anspruch, Wissenschaft und Religion zu versöhnen.¹² Dies erfordere allerdings einen Paradigmenwechsel. Theologie müsse „zu einem Spezialgebiet der Physik erklärt“¹³ werden.

Tipler interessiert sich zwar in erster Linie für die Eschatologie, doch weiß er sich auch für die großen Fragen der Menschheit nach Gott, Freiheit, Unsterblichkeit und der Welt im Ganzen zuständig. Diese Grundprobleme der Metaphysik sind für Tipler lösbar, wenn man sie im Bereich der Physik bearbeitet. Beispielsweise könne man zukünftig die Eigenschaften Gottes und die Wahrscheinlichkeit der Auferstehung berechnen wie die Eigenschaften eines Elektrons.¹⁴

Die allgemeine Auferstehung wird nach Tipler eine Emulation, d.h. eine perfekte Simulation in einem gigantischen göttlichen Quantencomputer sein. Mit Zunahme der Rechen- und Speicherkapazität der Computer in der fernen Zukunft werde es möglich sein, auch Menschen und ganze Universen wieder existieren zu lassen.¹⁵ Es werde bei dieser Emulation durch den Omegapunkt schließlich auch nicht darauf ankommen, ob ein Mensch oder ein Universum oder eine Parallelwelt jemals überhaupt existiert hätten: „Nicht nur Tote werden wieder auferweckt, sondern auch Menschen, die nie gelebt haben“.¹⁶ Auch das Mögliche sei als verdickte Quanteninformation „existent“.

Im Blick auf diesen letzten Gesichtspunkt fühlt man sich an Schlegels Wort erinnert, wonach die zukünftige neue Mythologie das „künstlichste aller Kunstwerke“¹⁷ sein müsse. Die Erlösung des Kosmos wird nach Tipler die künstlichste aller Erlösungen sein, weil sie nicht nur die realen Endlichkeiten aufhebt, sondern auch fiktive Wesen erlöst. Der Himmel wird auf diese Weise zum postmodernen Panoptikum. Im Erlösten – „emulierten“ – tiplerischen Kosmos müssten folgerichtig nicht nur Petrus, Immanuel Kant und alle Menschen, die je gelebt haben, Hosanna singen, sondern wir könnten dort nicht nur auf den joyceschen

Leopold Bloom und den homerischen Odysseus, sondern auch auf die intelligenzbegabte Micky Maus stoßen, die erlöst Halleluja singend neben Rotkäppchen sitzt – nicht zu reden von den Erlösungsinteressierten aus der Menge aller möglichen Welten.

Demnach versucht auch Tipler, ausgehend von der eigenen Spezialdisziplin, globale Problemzusammenhänge zu erfassen und zu lösen.

Wenn wir das Muster, gemäß dem Oberth, Crick und Tipler vorgehen, explizit zu bestimmen versuchen, stoßen wir auf den Komplex einer auf einem wissenschaftlichen Weltbild basierenden wissenschaftlichen Weltanschauung, die zu religionsförmigen Neomythen führt.

Der Eindruck, den diese Beispiele hinterlassen, trügt nicht: Hier und – wie wir sehen werden – seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert beginnt sich ein neues Weltbild zu artikulieren, das in der Nachkriegszeit breitenwirksam wird, obwohl es auf älteren Grundlagen fußt, etwa auf der spätantiken Theurgie oder auf der Grundlage der Renaissance und des ihr eigenen Vermischens magischer und naturwissenschaftlicher Sichtweisen.

3. Was glauben heute viele?

Zwar halten sich zwei Drittel der Westeuropäer für religiös, doch ist diese Religiosität mehrheitlich nicht mehr die christliche.¹⁸ Schon die Teilnahmezahlen am sonntäglichen katholischen Gottesdienst sprechen eine deutliche Sprache – sie gehen kontinuierlich seit 1950 um ungefähr ein halbes Prozent jährlich von damals über fünfzig Prozent zurück.

Die regelmäßigen Kirchgänger – und unter diesen eher die Katholiken als die Protestanten – sind diejenigen, die sich oft dadurch auszeichnen, dass sie Glaubensvorstellungen unterschiedlicher religiöser Traditionen miteinander synkretistisch kombinieren. Diese Tendenz zeigt sich etwa darin, dass sie relativ gleichgewichtig verschiedene – teilweise in starker Spannung zueinander stehende – Gottesbilder vertreten oder sogar mehr noch als Konfessionslose an Reinkarnation glauben und zudem noch ein Drittel der Mitglieder-

schaft okkultur und esoterischer Gruppen stellen. Aus einer Allensbach-Umfrage von 2002 geht hervor, dass ein Drittel der Deutschen den Dalai Lama als weisesten Menschen der Welt ansehen. Bei den deutschen Katholiken steht der Dalai Lama in höherem Ansehen als der Papst.

Über ein Drittel der Menschen in Westeuropa versteht sich atheistisch oder agnostisch. An einen deistischen Gott glauben von denen, die an Gott glauben, doppelt so viele wie an einen theistischen Gott. Ein solcher deistischer Gott mischt sich in die Schöpfung nicht ein, wendet sich den Menschen nicht als Mitperson zu.

Der theistische Gottesbegriff, der Gott als eine persönlich den Menschen ansprechende Person fasst, hat seine Akzeptanz bei der Mehrheit der Menschen in Westeuropa eingebüßt. Damit schließt, sozusagen in beschleunigter Auflösung des christlichen Gottesbegriffs, die überwiegende Mehrzahl – auch der Kirchgänger – eine persönliche Gotteserfahrung im christlichen Sinne aus.

Diese Situation gilt in Deutschland allerdings nicht für die neuen Bundesländer, deren Bevölkerung – einzigartig unter den früheren sowjetisch beeinflussten osteuropäischen Ländern – zu gut fünfzig Prozent definitiv ein Leben nach dem Tode ablehnt und auch nur halb

so viele Astrologie- und Reinkarnationsgläubige aufweist und somit eine deutsche Region zum Weltzentrum des *Atheismus einer beruhigten Endlichkeit* macht.

Die Mehrzahl derer, die in Europa an Gott glauben, behauptet also die Existenz eines fernen, gleichsam antik-leidenschaftslosen Gottes, dem sie in dieser Welt nicht mit ihren Lebenserfahrungen begegnen können, wenn man den Gedanken an einen Schöpfer, der alles geschaffen hat, und die ihm entsprechende mögliche Erfahrung der Schöpfung als Schönheits- und Ordnungszusammenhang einmal ausklammert.

Bemerkenswert dabei ist, besonders im Hinblick auf das zunehmende Interesse am UFO-Glauben und am Neuheidnischen, dass auch die Moderne die traditionelle Kompensation des Glaubens an einen fernen Gott (*deus otiosus*) dergestalt mitmacht, dass sie dessen Fehlen in der Welt durch den Glauben an Mittelmächte auszugleichen versucht. Nicht nur im apokalyptischen Denken des Frühjudentums tauchen mit dem Fernwerden Gottes die Engelchöre auf. In Umfragen wird bei bis zu achtzig Prozent der Befragten in Westdeutschland ein Schutzengelglaube festgestellt. Dreißig Prozent der Befragten sagen weiterhin, dass sie versuchen, mit diesem Schutzengel



Abb. 4: Guru Osho fährt vorbei

Kontakt aufzunehmen. Vielleicht ist die Erfahrung des Ausfalls personaler Gotteserfahrung in der Moderne und das Fernwerden Gottes im Deismus auch ein Grund für das neue polytheistische Interesse – ungefähr zwanzig Prozent der Deutschen schließen Polytheismus für sich als Glaubensmöglichkeit nicht aus.

Andererseits werden langsam neue Glaubensinhalte und Bruchstücke für neue Weltbilder sichtbar, zu denen es aber leider bisher nur wenige hinreichend informative Umfragen gibt.

Die größte Aufmerksamkeit hat in der Öffentlichkeit der abendländische Reinkarnationsglaube gefunden, der sich neben dem Auferstehungsglauben etabliert hat. Der Reinkarnationsglaube boomt, an einer Auferstehung von den Toten zweifelt heute hingegen gut ein Drittel der westeuropäischen Christen. Ungefähr zwanzig Prozent der Menschen in Europa, den USA und Kanada sympathisieren mit dem Reinkarnationsgedanken, sie liebäugeln mit der Idee einer Folge weiterer Leben, wobei Reinkarnation primär als Weiterleben eines substanzialen Ichkerns in verschiedensten Körpern verstanden wird. Unter praktizierenden Christen verbreitet sich dieser Glaube sogar in höherem Maße als bei Konfessionslosen.

Eher unerkannt breitenwirksam sind aber auch andere Zukunftshoffnungen und neue religiöse Glaubensgehalte, die schon in den oben angeführten Beispielen sichtbar wurden. Je ferner ein Mensch zur Kirche steht, desto größer ist sein Interesse an Raumfahrt. Schätzungsweise jeder fünfte Deutsche glaubt des Weiteren heute an UFOs. Eindeutig abgesicherte Ergebnisse liegen allerdings nur für die USA vor.

In einer Gallup-Umfrage von 1996 wurden erwachsene US-Bürger über ihren UFO-Glauben und über ihre Ansichten zur Möglichkeit außerirdischen Lebens telefonisch befragt. Vergleichend können die Zahlen auf zwei Umfragen, die 1978 und 1990 stattgefunden haben, bezogen werden. Die Umfrage von 1996 zeigt, dass sich der UFO-Glaube in den USA seit gut zwanzig Jahren auf einem gleich hohen Level von ungefähr fünfzig Prozent hält. Der Glaube an außerirdisches Leben nimmt hingegen deutlich zu. Glaubten 1978 siebenundfünfzig Prozent der erwachsenen US-Bürger an extrater-

restrisches Leben, so sind es 1996 zweiund-siebzig Prozent, wobei 1996 achtunddreißig Prozent zusätzlich dabei von der Voraussetzung ausgehen, dass dieses Leben dem irdischen ähnlich sei.

Thomas Gray, ein Psychologe der kanadischen Concordia-University, hat Studenten aller Fakultäten an seiner Universität in eine Umfrage¹⁹ einbezogen, die sich auf den Glauben an außersinnliche Wahrnehmungsweisen, an UFOs, an Astrologie, an Reinkarnation und an die durch Erich von Däniken bekannt gewordenen Thesen über einen außerirdischen Ursprung unserer Zivilisation bezieht.

Dabei stellt sich heraus, dass sechzig Prozent der Studierenden an UFOs glauben und Dänikens Thesen zur Präastronautik stimmen etwa fünfunddreißig Prozent zu. Astrologie bejahen ungefähr fünfzig Prozent als Methode der Vorhersage und an außersinnliche Wahrnehmungen glauben fast achtzig Prozent der Studenten.

Studenten aus den USA, aus den Bundesstaaten Texas, Kalifornien und Connecticut, hat Luanne Hudson zu diesem Themenkreis befragt.²⁰ Ungefähr dreißig Prozent meinen, dass Außerirdische die Erde in der Vergangenheit besucht haben und meinen weiterhin zu etwa zwölf Prozent, dass sie einen Teil der antiken Monumentalbauten errichtet haben. Ungefähr siebenzig Prozent glauben an intelligentes Leben auf anderen Planeten, gut dreißig Prozent halten den nordamerikanischen Bigfoot für wirklich und ebenfalls gut dreißig Prozent denken, dass Atlantis einst als Sitz einer Hochkultur existiert habe. An Hellsehen glauben ungefähr fünfundfünfzig Prozent und an Reinkarnation gut zwanzig Prozent. Die Vorhersagekraft der Astrologie bestätigen knapp zwanzig Prozent.

Vor dem Hintergrund derartiger Zahlen ist die anhaltende Nachfrage nach neureligiösen Institutionen, informellen esoterischen Kreisen und den Mystery-Serien im Fernsehen nicht verwunderlich.

Versuchen wir das im Hintergrund dieser verschiedenen Längeren Gedankenspiele schwebende neomythische Interesse nun philosophisch zu fassen. Dazu setzen wir bei der Be-

stimmung des Begriffs der Weltanschauung an, weil dieser das universe of discourse der zur Beschreibung von „Neomythos“ relevanten Begriffslagen bildet.

4. Der Ausgangspunkt: Mythos

Kontingenzbewusstsein und Religiosität

Alle Weltanschauungen beziehen sich auf zwei anthropologische Grundbestimmtheiten: auf die Erfahrung menschlicher Endlichkeit (*Kontingenzbewusstsein*) und auf die Geneigtheit nicht endlich sein zu wollen (*Religiosität*). Religiosität (terminologisch aus anderer weltanschaulicher Sicht auch fassbar als Hoffnung: Ernst Bloch; Leidenschaft für das Absurde: Jean Paul Sartre; duhka, Lebensdurst: Buddhismus) weckt in jedem Menschen Phantasien über eine Aufhebung seiner Endlichkeit. In der Religiosität meldet sich zunächst nur das Interesse, nicht endlich zu sein. Wie sich dieses Interesse an der Aufhebung der eigenen Endlichkeit weltanschaulich entfaltet, bleibt also noch offen – selbstverständlich kann dieses Bedürfnis auch als anthropologisch nicht sinnvolle Illusion erklärt werden. Mythen bebildern diese Sehnsucht einer

Aufhebung von Endlichkeit im Kontext einer Weltanschauung und schärfen zugleich das Kontingenzbewusstsein.

Weltanschauung als bewusst ergriffenes „Credo“ und als „Längeres Gedankenspiel“

Bilder dieser möglichen Vollendung oder ihrer Unmöglichkeit stellt uns unsere Kultur zur Verfügung und wir können und müssen sie weiter bearbeiten. Diese Arbeit ist Arbeit an unserer Weltanschauung.

Jeder Weltanschauung eignet eine offene Zeitlichkeit, die es verwehrt, dass man eine Weltanschauung verbindlich aufarbeiten und hinsichtlich ihrer zukünftigen Gestalt vorprägen könnte. Die Weltanschauung wird deshalb auf zweierlei Weise von jedem Menschen vollzogen. Sie ist sein bewusst ergriffenes, verantwortetes *Credo* und zugleich ein *Längeres Gedankenspiel*. Ist das *Credo* das eher „konservativ“ auf bestimmten Prinzipien beharrende Element, so ist das Längere Gedankenspiel der Freiraum, in den sich ein Mensch mit einer gewissen Unverbindlichkeit und doch dem Ernst des Spiels eintragen kann. Somit ist das Längere Gedankenspiel der Ort, an dem sich das weltanschaulich neue, epochal Zukünftige ankündigt, ohne dass dies bewusst sein muss. Mythen sind Spielmaterial für Längere Gedankenspiele und eine Versuchung, sie als *Credo* zu verdinglichen.



Abb. 5: Steinkreis

Der Mythos macht aus Angst Furcht

Wenn man nach einem empirisch durch Evolutionsbiologie und Frühgeschichte abgesicherten Begriff vom Anfang des Menschseins sucht, so stößt man auf die Verbindung des *Absolutismus der Wirklichkeit* mit dem der Angst (Hans Blumenberg).

Absolutismus der Wirklichkeit bedeutet, dass der Mensch in keiner Weise am Beginn seines Menschseins über die Bedingungen seiner Wirklichkeit verfügt. Er ist hineingeschleudert in einen Kosmos von Unbegreiflichkeiten, die begriffen werden müssen, geworfen in ein Meer von Meinbarem, das vermeint werden muss, damit nicht aus prinzipiell jeder Richtung Todbringendes kommen kann. Die Angst ist die Reaktion auf dieses zunächst ganz unbestimmte Chaos von Gefahren. Am Uranfang fürchtet sich der Mensch vor allem.

Um nun diese Hilflosigkeit angesichts der Bedrohung aus allen Richtungen zu beherrschen, muss aus der Angst *Furcht* werden. Die Angst muss eine Richtung auf ein benennbares Bedrohliches bekommen. Aus der Vielfalt der Wirklichkeit müssen einzelne Bedrohungen ausgesondert werden, damit der Rest der Wirklichkeit nicht mehr bedrohlich ist, sondern in den Bereich dessen gerät, was verfügbar wird. In mythischen Denkweisen kann so das Angsterregende als ein Furchtbare bearbeitet und handhabbar gemacht werden. Die Endlichkeit des Menschen lässt diesen die Welt mit Furchterregendem und

mit Mächten, die das Furchterregende bewältigen helfen, bebildern.

Mit Namen wird Sicherheit beschworen. Deshalb steht am Anfang des Menschseins auch die Magie der Namensgebung. Mythologie wird zur intellektuellen Schutzzone des frühen Menschen. Später kann man darüber in Philosophien des Magischen nachdenken. Gab es – so vermutet man – vor dem Sündenfall eine vollkommene Sprache, in der Gott und Mensch so verbunden waren, dass Adam der Wirklichkeit vollkommen entsprechen konnte, indem er sie aussprach? Kann man diese Sprache wieder finden?

Durch das magische Nennen von Gefährlichem wird die Angst überwunden und das Gefährliche in der Furcht wird beherrschbar durch seine Benennung. Zum Wesen der mit dem archaischen Bewusstsein in Verbindung gebrachten Magie gehört die *Allmacht der Gedanken* (Freud). Durch den Mythos wird die Welt verlässlicher und es kann im Mythos darüber nachgesonnen werden, wie mächtig Menschen werden können. So sind die Poesie des Übermenschlichen und der Schrecken über die eigene Machtlosigkeit im Mythos unentscheidbar miteinander verflochten.



Abb. 6: Druiden ante Stonehenge

Diesem Zwiespalt des Mythischen entspricht auch die *mythologische Apperzeption* (Walter F. Otto), das heißt die symbolische Nacherzählung der Welt in der Form des Mythos durch die *Fantasie*. Sie hat ihre Grundlage in der *Kontrastharmonie* zweier grundlegender Elemente am Mysterium des Menschenlebens. Das hinter dem Menschen aufscheinende *Mysterium*, das *Heilige* ist *tremendum* als schlechthinnige Übergewalt und *fascinum*, als eigentümlich Anziehendes. Beide Aspekte werden im Mythos zusammen erzählt und damit auch bewältigbar gemacht. Diese Grundreaktion auf das ganz Andere der menschlichen Wirklichkeit führt auch dazu, dass Menschen ihre Welt nicht nur bebildern und dadurch nicht nur begreifbar, sondern auch instrumentalisierbar machen wollen. Aus dieser Versuchung resultiert im Abendland die seit der Antike vertraute Spannung von Mythos und aufklärerischem Logos. Mit dem Bewusstsein des Verfertigtseins von Mythen und ihrer Instrumentalisierbarkeit, das der Logos konstatiert, wird der Mythos immer mehr bewusst nutzbar, wobei sein Nutzen vor allem in seiner Bedeutung als Allegorie von Gedanken liegt. Der Mythos wird zum untergeordneten Gehilfen des Logos. Die abendländische Geistesgeschichte erscheint so zunächst als dauernder Entmythologisierungsprozess, der am Schluss auch noch das Christentum erfasst und auflöst.

5. Was sind Neomythen?

Metaphysische Orientierungsaufgaben der Moderne als Anlass für Neomythen

Dass die Moderne eine entmythologisierte Spätphase sei, gilt für die Mythologen, die sich nur den alten Mythen zuwenden und ausschließlich diese als Mythen gelten lassen wollen. Wer hingegen auch auf die epochal neue Art abgründiger Angst und die furchterregenden Orientierungsprobleme sieht und die diesen entsprechenden, sich vortastenden Längeren Gedankenspiele, entdeckt die *Neomythen*.

Neomythen sind eine Reaktion auf die *metaphysischen Orientierungsaufgaben* der Moderne, die zu einer *kollektiven Überraschung* geführt haben und die die letzten zweihundert Jahre zu einer *kulturellen Inkubationszeit* von Neomythen werden lassen.

Die *kopernikanische Orientierungsaufgabe* konfrontiert mit dem Problem, dass die Erde nicht mehr der räumliche Zentralort des Kosmos ist und als ein Staubkorn inmitten eines gewaltigen Wirbels von Sonnen und möglichen Trabanten dieser Sonnen erscheint.

Die *darwinische Orientierungsaufgabe* macht die zeitliche Unübersichtlichkeit der Herkunft und den zumindest auch tierischen Charakter des Menschen bewusst.

Die *freudianische Orientierungsaufgabe* macht sichtbar, dass die unauslotbar dunklen Tiefen des Selbst unbewusste Selbstanteile sind, die nicht einfach in eine Teufelsfigur außerhalb des Menschen projiziert werden können.

Die *androidische Orientierungsaufgabe* vermittelt das Bewusstsein, dass ein möglicher Androide nicht nur den Lebensatem des Menschen, sondern noch dazu mehr Fähigkeiten als der Mensch haben könnte.

So findet sich im Bewusstsein des modernen Menschen eine vierfach gestaltete quantitative Unendlichkeit – die des quantitativ unüberschaubaren kosmischen Raumes, der quantitativ unüberschaubaren zeitlichen Herkunft, der abgründigen psychischen Dimensioniertheit und des möglichen unabsehbaren Mehr an androidischen Fähigkeiten gegenüber denen des Menschen. Aufgrund dieses Bezuges auf eine Form von Unendlichkeit, die zwar nicht die des metaphysisch Transzendenten, sondern des prinzipiell empirisch Quantifizierbaren ist, die aber wegen dieser Analogie des Unendlichen metaphysische Probleme aufwirft, spreche ich hier von den *vier metaphysischen Orientierungsaufgaben* der Moderne. Insofern diese „quantifizierbaren Unendlichkeiten“ das Bewusstsein der Anthropozentrik in eine Krise führen, sind sie damit zugleich die *metaphysischen Orientierungsaufgaben* des modernen Menschen.

Die Angst, die diese Orientierungsprobleme hervorrufen, versuchen u.a. die Neomythen

zu bebildern, um sich vor der Moderne nur noch fürchten zu müssen. Neomythen sind anschauliche Orientierungsversuche, die den auf sich gestellten modernen Menschen als Neugott in den Blick nehmen, indem sie die *radikale Endlichkeit* des Menschen und/oder dieses Kosmos bestreiten.

Die neomythische Bestreitung der radikalen Endlichkeit als anthropologischer Grundbestimmtheit

Das oben beschriebene Kontingenzbewusstsein und die Religiosität setzen zunächst nur das unbestimmte Bewusstsein von menschlicher Endlichkeit voraus. Eine – bis zum Auftauchen von Neomythen – von allen weltanschaulichen Positionen geteilte anthropologische Prämisse ist die der Radikalität menschlicher Endlichkeit.

Radikal heißt dabei, dass es keinen menschlichen Aspekt gibt, der nicht durch Endlichkeit geprägt ist. Die Endlichkeit gehört zum Wesen des Menschen. Radikal endlich ist der Mensch dadurch, dass er in diese Existenz *geworfen*

(Martin Heidegger) wurde. Radikal endlich ist der Mensch in allem, was er tut. Jeder Mensch trägt seine ausgeschlossenen Lebensmöglichkeiten wie einen Schatten mit sich. Alles wird letzten Endes in Frage gestellt durch den Tod. Das Nichts des Grabes tritt in den Blick und diese Erfahrung des *Nichts* (Bernhard Welte) muss gedeutet werden. Der Standpunkt der *Religion(en)* und der ihrer Bestreitung (Atheismus) haben beide diese Ausgangssituation gemeinsam (Hermann Schrödter).

Die Neomythen negieren eine gemeinsame Voraussetzung beider Standpunkte. Sie akzeptieren nicht die Voraussetzung der Radikalität menschlicher Endlichkeit, weil sie die *wissenschaftsfundierte Technik* um der Bewältigung der metaphysischen Orientierungsaufgaben der Moderne willen verabsolutieren.

Bis zum Beginn der Moderne gab es Technik primär als *Erfahrungstechnik*. Erfahrungstechnik muss sich den materiellen Strukturen notwendig anpassen, um sie zu nutzen. Seit der Industrialisierung beginnt mit dem Ende des 18. Jahrhunderts ein Zeitalter der *wissenschaftsfundierten Technik*, die die naturgegebenen

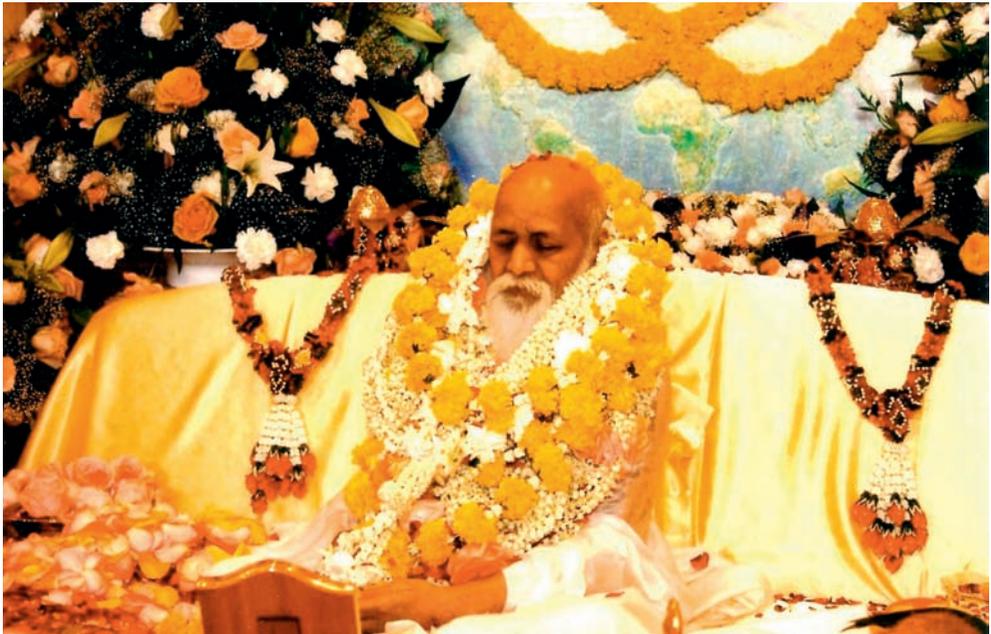


Abb. 7: Der tote Maharishi

Bestände, auf die sich die Technik stützt, strukturell ihren Zwecken anpasst und damit die Natur in ihren Grundstrukturen umzugestalten versucht. Durch diese eine *kollektive Überraschung* mit sich bringende Entwicklung gerät der Mensch in eine neuartige Schöpferrolle, die ängstigt und zugleich Allmachtsphantasien hervorruft. Die daraus resultierende Spannung bearbeitet der neomythische Standpunkt durch längere Gedankenspiele, weil die Aufarbeitung dieser Situation eine längere kulturelle Inkubationszeit erfordert.

Was ist ein Neomythos? Eine Begriffsbestimmung

An diesem Punkt können wir nun den Begriff des Neomythos bestimmen:

Neomythen sind ein Symbolisieren von menschlicher Endlichkeit ohne Akzeptanz ihrer Radikalität und im Bewusstsein der realen Aufhebung derselben durch das Handeln des Menschen oder anderer innerkosmischer Vollzüge.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. dazu den Artikel „Tithonos“ von Wüst 1937. Zum Motiv des zusammenschrumpfenden Alten vgl. auch die nordische Sage vom König Aun im Heimskringa 1922, 52f.
- ² Jacoby 1957, 140 Nr. 140 (Übersetzung L. H.).
- ³ Meadows 1972, 170.
- ⁴ Dolch 1986, 223.
- ⁵ Aufruf, 1955.
- ⁶ Ron Hubbard Library 1996, 65-67 in Auszügen.
- ⁷ Oberth 1966, 46.
- ⁸ Ufo-Nachrichten Nr. 136 vom Dezember 1967, 3.
- ⁹ Crick 1985, 82.
- ¹⁰ Crick 1985, 83.
- ¹¹ Crick 1985, 85.
- ¹² Tipler 1994, 13; 29; 30.
- ¹³ Tipler 1994, 13; 19; 26.
- ¹⁴ Tipler 1994, 13.
- ¹⁵ Tipler 1994, 258.
- ¹⁶ Tipler 1994, 277.
- ¹⁷ Schlegel II, 1/312f.
- ¹⁸ Zulehner 1993, 18 und vor allem Zulehner u.a., 2001, bes. 73-87.
- ¹⁹ Gray 1995, 25.
- ²⁰ Hudson 1995, 49-67.

Bibliographie:

Aufruf namhafter Wissenschaftler, in: Münchener Merkur vom 11. Juli 1955.
Blumenberg, H.: Arbeit am Mythos, Frankfurt 1981.

Bochinger, C.: „New Age“ und moderne Religion. Religionswissenschaftliche Analysen, Gütersloh 1994.
Crick, F.: Gelenkte Panspermie, in: Fiebag, J./Fiebag, P.: Aus den Tiefen des Alls – Wissenschaftler auf den Spuren extraterrestrischer Eingriffe, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1985¹, S. 81-85.
Crick, F.: Das Leben selbst, München 1983.
Dolch, H.: Eine zweite kopernikanische Wende? Eine Erwägung zur gegenwärtigen Situation, in: Ders.: Grenzgänge zwischen Naturwissenschaft und Theologie. Gesammelte Aufsätze, Paderborn 1986, S. 214-229.
Gray, T.: Educational Experience and Belief in Paranormal Phenomena, in: Harrold, F.B./Eve, R.A.: Cult Archaeology and Creationism. Understanding Pseudoscientific Beliefs about the Past, Iowa City (Iowa) 1995, S. 21-33.
Heimskringa (Hrsg. und Übers. Niedner, V.F.), Jena 1922.
<http://search.gospelcom.net/tmattingly/col.01.15.97.html>
<http://www.exosci.com/ufo/news/8.html>
Hudson, L.: East is East and West is West? A Regional Comparison of Cult Belief Patterns, in: Harrold, F.B./Eve, R.A., Cult Archaeology and Creationism. Understanding Pseudoscientific Beliefs about the Past, Iowa City (Iowa) 1995, S. 49-67.
Inglehart, R.: Kultureller Umbruch. Wertwandel in der westlichen Welt, Frankfurt/New York 1989.
Jacoby, F.: Die Fragmente der griechischen Historiker, Teil 1. Leiden 1957.
Küenzlen, G.: Der Neue Mensch. Zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne, München 1994.
L. Ron Hubbard Library, L. Ron Hubbard: Der Philosoph. Die Wiederentdeckung der menschlichen Seele, o. O. 1996.
Meadows, D.: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, Stuttgart 1972.
Oberth, H.: Die Rakete zu den Planetenräumen, München 1923.
Oberth, H.: Katechismus der Uraniden, Wiesbaden-Schierstein 1966.
Otto, R.: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen (1917¹), München 1963.
Sagan, C.: Contact, München 1997.
Schlegel, F.: Kritische Ausgabe (Behler, E., Hrsg. unter Mitwirkung von Anstett, J.-J./Eichner, H.), München/Paderborn/Wien 1958.
Schrödter, H. (Hrsg.): Die neomythische Kehre. Aktuelle Zugänge zum Mythischen in Wissenschaft und Kunst, Würzburg 1991.
Tipler, F.: Die Physik der Unsterblichkeit. Moderne Kosmologie, Gott und die Auferstehung der Toten, München 1994.
Wüst, E., Artikel: Tithonos, in: Kroll, W./Mittelhaus, K. (Hrsg.): Paulys Real-Enzyklopädie der classischen Altertumswissenschaft, 2. Reihe, 6. Band. Stuttgart 1937, S. 1512-1519.
Zander, H.: Geschichte der Seelenwanderung in Europa. Alternative religiöse Traditionen von der Antike bis heute, Darmstadt, 1999.
Zeitschrift: Ufo-Nachrichten (Wiesbaden)
Zulehner, P.: Wandlungen im Auferstehungsglauben und ihre Folgen, in: Kochanek, H. (Hrsg.): Reinkarnation oder Auferstehung. Konsequenzen für das Leben, Freiburg 1994, S. 196-212.

Zulehner, P./Denz, H.: Wie Europa lebt und glaubt. Europäische Wertestudie, Düsseldorf 1993.

Zulehner, P./Denz, H./Beham, M./ Friesl, C.: Vom Untertan zum Freiheitskünstler. Eine Kulturdiagnose anhand der Untersuchungen „Religion im Leben der Österreicher 1970–1990“ – „Europäische Wertestudie – Österreichteil 1990“, Wien 1991.

<http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/b/b6/Ritualcircle.jpg> (Abb. 5)

http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/ff/f8/Druids_celebrating_at_Stonehenge_%280%29.png (Abb. 6)

http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a0/Maharishi_5_jan_2008.JPG (Abb. 7)

Bildnachweis:

http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a6/Berlin_Scientology_Church.jpg (Abb. 1)

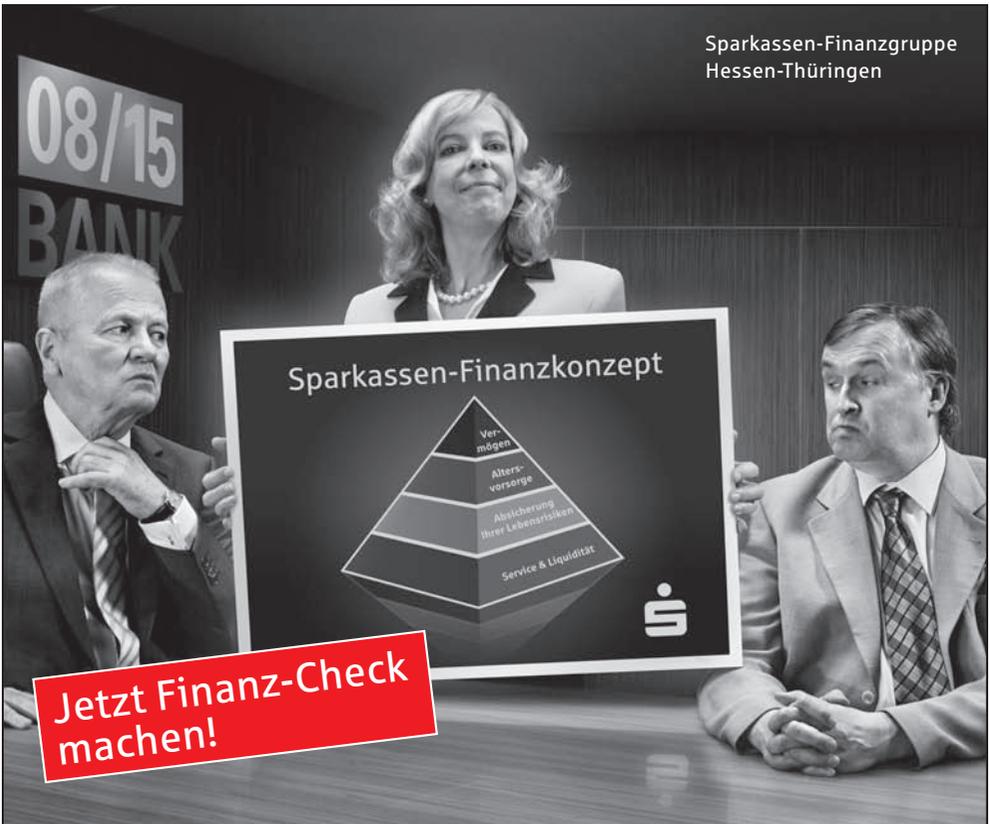
<http://commons.wikimedia.org/wiki/File:UFO-Meersburg.jpg> (Abb. 2)

<http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/thumb/4/48/Panspermie.svg/2000px-Panspermie.svg.png> (Abb. 3)

http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/e/e1/Os-ho_Drive_By.jpg (Abb. 4)

Kontakt:

Prof. Dr. Linus Hauser
Justus-Liebig-Universität Gießen
Fachbereich 04
Institut für Katholische Theologie
Karl-Glöckner-Straße 7
35394 Gießen
Mail: Linus.Hauser@theologie.uni-giessen.de



**Jetzt Finanz-Check
machen!**

Das Sparkassen-Finanzkonzept: ganzheitliche Beratung statt 08/15.

Service, Sicherheit, Altersvorsorge, Vermögen.



Geben Sie sich nicht mit 08/15-Beratung zufrieden – machen Sie jetzt Ihren individuellen Finanz-Check bei der Sparkasse. Wann und wo immer Sie wollen, analysieren wir gemeinsam mit Ihnen Ihre finanzielle Situation und entwickeln eine maßgeschneiderte Rundum-Strategie für Ihre Zukunft. Mehr dazu in einer unserer Filialen oder unter www.sparkasse-giessen.de.

Wenn's um Geld geht – Sparkasse.

Anja Klöckner

Museum – Lernort – Forschungsstätte. Die Antikensammlung der Universität Gießen

Über die Antikensammlung der Universität Gießen wurde an dieser Stelle schon mehrfach berichtet.¹ Dies liegt nicht nur an dem besonderen Rang dieser traditionsreichen Einrichtung, die zu den ältesten ihrer Art in ganz Mitteleuropa zählt, sondern auch an den zahlreichen, häufig von der Hochschulgesellschaft geförderten Aktivitäten in und um die Sammlung, die sie zu einem Brückenkopf der Universität in die Stadt haben werden lassen. Den konkreten Anlass für diesen Beitrag bilden nun die erfreulichen Entwicklungen der letzten Zeit, die für den Fortbestand und den weiteren Ausbau der wertvollen Sammlung von größter Bedeutung sind.

In den über 200 Jahren, in denen in Gießen Klassische Archäologie gelehrt wird, bildete die Antikensammlung schon immer einen Dreh- und Angelpunkt für Lehre und Forschung. In ihrem Grundstock reicht sie allerdings noch deutlich weiter zurück, nämlich in das beginnende 18. Jahrhundert. Von Anfang an wurde

sie als Instrument akademischer Ausbildung und wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns genutzt. Diese enge Bindung an den universitären Betrieb fand ihren Ausdruck in dem Namen *Akademisches Kunstmuseum*, der der Sammlung 1826 verliehen wurde. Schon früh war die Sammlung aber auch der interessierten Öffentlichkeit zugänglich. Als mit dem Umzug der Universität in das heutige Hauptgebäude in der Ludwigstraße fast das komplette Erdgeschoss für die Präsentation der Sammlungsbestände genutzt wurde, steigerte dies deren Bekanntheitsgrad noch weiter. Trotz schwerer Kriegsverluste, die hauptsächlich die bedeutende Abgußsammlung betrafen, gelang vor allem durch den großen Einsatz von Hans-Günther Buchholz seit 1969 ein Neuanfang. Die Bestände wurden in mühevoller Kleinarbeit und zum Teil auf abenteuerlichen Wegen wieder zusammengetragen und konnten nun nach langer Unterbrechung endlich wieder für Forschung und Lehre genutzt werden.

Im Jahre 1987 nutzte Wolfgang Martini die Gunst der Stunde und überführte die Sammlung aus den Instituträumen in das Wallenfels'sche Haus am Kirchenplatz, mitten in Gießen. In dieser Einrichtung des Oberhessischen Museums genießt die Sammlung seitdem dank des großzügigen Entgegenkommens des Museumsleiters, Friedhelm Häring, Gastrecht. Mit diesem Ortswechsel war auch eine neue Präsentation der Objekte verbunden; galt es doch nun, die Erfordernisse einer Lehr- und Studien-



Abb. 1: Das Wallenfels'sche Haus am Kirchenplatz mit der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen
Foto: Matthias Recke

sammlung mit denen einer musealen Dauer- ausstellung zu verbinden. Die Sammlung hat seitdem die Aufgaben eines öffentlichen Museums mit übernommen und wendet sich ganz bewusst auch an ein breites, nicht-akademisches Publikum.

Mit einer solchen, öffentlich zugänglichen Sammlung originaler Antiken besitzt die Justus-Liebig-Universität ein Alleinstellungsmerkmal in Hessen. Trotz des Alters, der Bedeutung und nicht zuletzt auch des Werts der Sammlung war aber bis vor kurzem ein großes Manko zu beklagen: die von der Professur für Klassische Archäologie betreute Sammlung war weder mit einem Sachmittel- noch mit einem Personaletat ausgestattet. Dadurch war die Sorgfaltspflicht für die kostbaren Bestände akut gefährdet, denn antike Objekte bedürfen nicht nur im Moment ihrer archäologischen Bergung und anschließenden Restaurierung fachmännischer Behandlung, auch die dauerhafte Konservierung erfordert eine permanente professionelle Pflege. Museumsvitrinen

schützen zwar vor Dieben, nicht jedoch vor dem Zahn der Zeit. Auch die Möglichkeiten für die wissenschaftliche und didaktische Arbeit in der Sammlung waren durch die fehlende Ausstattung beträchtlich eingeschränkt. Dieser unbefriedigenden Ausgangslage zum Trotz konnten im Jubiläumsjahr 2007 gleich zwei Sonderausstellungen eröffnet werden. Dies ist vor allem der großen Begeisterungsfähigkeit und Motivation der Studierenden der Klassischen Archäologie zu verdanken, die nicht nur im Rahmen museumsdidaktischer Seminare, sondern auch weit darüber hinaus an der Umsetzung der Ausstellungskonzeption und allen anfallenden Vorbereitungen beteiligt waren.

Unter dem Titel *Wahre Helden? Daumier und die Antike* wurde im April 2007 eine Ausstellung eröffnet, die 40 originale Lithographien des französischen Künstlers auf ihren Antikenbezug untersuchte und die besonderen Pointen und versteckten Anspielungen auf die antike Mythologie, Geschichte und Kunst herausarbeitete. Im Zusammenspiel mit den ausgestellten antiken Originalwerken ergaben sich spannungsreiche Beziehungen. Als Band 1 der neu gegründeten Reihe *AKAMAS (Arbeiten zur Klassischen Archäologie – Mitteilungen aus der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen)* erschien ein Katalog, der erstmals die Antikenrezeption bei Daumier thematisiert und der im Rahmen des 200. Geburtstages des Künstlers 2008 deutschlandweit große Verbreitung fand. Die Gießener Ausstellung selbst wurde im Folgenden von anderen Museen übernommen und an verschiedenen Standorten gezeigt.

Mit der im Oktober 2007 eröffneten Ausstellung *Gönner, Geber und Gelehrte* konnte nicht nur die enge Verbindung und Bedeutung der Antikensammlung für die Geschichte der JLU verdeutlicht, sondern auch die von Anfang an existente und bis heute fortbestehende Vernetzung mit dem Gießener Bürgertum sowie die Bedeutung der Sammlung für die öffentliche Wahrnehmung der Universität klar herausgestellt werden. Für ihren erfolgreichen Einsatz wurden die an der Ausstellung beteiligten Studenten im Rahmen des akademischen Festaktes 2008 vom Präsidenten der Universität,



Abb. 2: Universitätspräsident Stefan Hormuth bei der Eröffnung der Ausstellung „Wahre Helden?“ (2007)

Foto: Matthias Recke



Abb. 3: Antike und moderne Kunst im Dialog: Werke von Donald von Frankenberg in der Antikensammlung (2008) Foto: Matthias Recke

Prof. Dr. Stefan Hormuth, mit einer „Anerkennung für Arbeiten zur Geschichte der JLU“ ausgezeichnet.

Auch nach den Jubiläumsfeierlichkeiten ließen die Aktivitäten in der und um die Sammlung nicht nach. Im Jahr 2008 gab es erneut gleich zwei Ausstellungen. Bei der Präsentation der Werke des Kieler Künstlers Donald von Frankenberg stand der Aspekt der zeitgenössischen Antikenrezeption im Vordergrund. Die Ausstellung *Antike – Fische – Teller* war zum einen den antiken Fischtellern des 4. Jhs. v. Chr. gewidmet, zum anderen wurden mit den Stücken aus der Sammlung Neumann auch zeitgenössische Fischteller gezeigt. Präparate von Fischen und anderen Meeresbewohnern als Leihgabe des zoologischen Instituts der JLU ergänzten die Ausstellung und vermittelten einen Eindruck von der überraschend hohen Naturtreue der antiken Darstellungen.

Alle diese Ausstellungen fanden zahlreiche Besucher. Neben einem treuen Stammpublikum konnte dabei, je nach Thema, jeweils auch ein recht unterschiedliches Zielpublikum angesprochen werden; dies hat dazu geführt, dass nun

ganz neue Besucherkreise für die Sammlung erschlossen sind.

Für alle Beteiligten bedeuteten die Ausstellungen, jede für sich, allerdings auch einen großen Kraftakt, der sich unter den geltenden Bedingungen nicht auf Dauer wiederholen ließ. Die Frage, wie es mit der Sammlung weitergehen sollte, stellte sich immer akuter. Für die universitäre Lehre und Forschung in den Altertumswissenschaften war sie unverzichtbar, für die Außendarstellung der Universität hatte sie sich eine immer größere Rolle erworben, und für die Werterhaltung der kostbaren Bestände war dringend eine professionelle Betreuung erforderlich. All diese Aufgaben können von der Professur für Klassische Archäologie, zusätzlich zu den regulären Dienstaufgaben, nicht auf Dauer gewährleistet werden. Auch das Einwerben von Drittmitteln hilft hier nur bedingt weiter: auf diesem Wege lassen sich zwar temporäre Projektkosten abdecken, eine kontinuierliche Kuratierung ist damit aber grundsätzlich nicht zu finanzieren.

Einrichtung der Kustodenstelle

Es ist dem damaligen Universitätspräsidenten Stefan Hormuth hoch anzurechnen, dass er in dieser Situation die Initiative ergriffen und kurzfristig Abhilfe geschaffen hat. Alle anderen vergleichbaren Universitätsmuseen in Deutschland werden von einem wissenschaftlichen Kustos betreut, zum 1. Januar 2009 wurde nun endlich auch in Gießen für zunächst vier Jahre zumindest eine halbe Stelle eingerichtet. Als Kustos konnte Dr. Matthias Recke gewonnen werden, der bereits umfangreich zur Sammlungsgeschichte und den Gießener Beständen publiziert hatte und der an allen Ausstellungsprojekten der letzten Jahre maßgeblich beteiligt war. Mit dieser personellen Ausstattung ist für die Gießener Antikensammlung nun erstmals eine gewisse Kontinuität im Hinblick auf Sammlungspflege, Öffentlichkeitsarbeit, Ausstellungsprojekte und akademische Lehre gegeben. Die im Jubiläumsjahr geschaffene Tradition von zwei Sonderausstellungen pro Jahr konnte damit nahtlos fortgesetzt werden. Alle diese Ausstellungen wurden eigens

am Institut konzipiert, von einem studentischen Team unter Leitung von Dr. Matthias Recke realisiert und in der Regel von einem gedruckten Katalog begleitet. An dieser Stelle soll eine Auflistung der Titel genügen:

- *ErhaltenSwert. Archäologische und bibliophile Schätze für die Zukunft bewahren* (1. Juli–9. August 2009)
- *PANTastisch – HAP Grieshaber und die Antike* (28. 10. 2009–22. 2. 2010)
- *Kult-Tisch. Kyprische Keramik im Kontext* (16. 1.–12. 4. 2010)
- *Herakles & Co. Götter und Helden im antiken Griechenland. Antike Kunst aus den Sammlungen der Universitäten Jena und Gießen* (29. 4.–18. 7. 2010)
- *Kein Krieg in Troja. Ein Bilderzyklus von Alfred Georg Seidel* (3. 11. 2010–30. 1. 2011)



Abb. 4: Ein göttliches Begrüßungskomitee bei der Eröffnung von „Herakles und Co.“ (2010)
Foto: Frank-Oliver Docter

Nimmt man die Besucherzahlen als Bewertungsgrundlage, war *Herakles & Co.* die bislang erfolgreichste Ausstellung. Besonders Schulklassen aller Jahrgangsstufen nutzten die Gelegenheit, sich in der Antikensammlung über Götter und Helden im antiken Griechenland informieren zu lassen. Es versteht sich von selbst, dass ein solch dichtes Führungsprogramm ohne die Kustodenstelle nicht angeboten werden kann. Das Gleiche gilt für die Organisation des museumsdidaktischen Veranstaltungsprogramms, das von dem Kustos koordiniert wird. Diese Veranstaltungen richten sich bewusst an ein möglichst breites Publikum, auch an Kinder. Besonderen Zuspruch fanden hier die beiden Termine mit der bekannten Kinderbuchautorin und Archäologin Elke Böhr, die aus ihren Werken zu Herakles und Odysseus im Rahmen der jeweils entsprechenden Ausstellungen vortrug und dabei

auch die gezeigten Objekte mit einbezog.

Impulse für die Forschung

Die Ausstellungen in der Antikensammlung verfolgen nicht nur didaktische Ziele, sondern vermitteln häufig auch konkrete neue Forschungsergebnisse, die durch die Arbeit mit den Objekten am Institut für Altertumswissenschaften erzielt wurden. Als Beispiel sei die Ausstellung *Kult-Tisch. Kyprische Keramik im Kontext* genannt, in der mit Funden vom 8. Jahrtausend v. Chr. bis in die römische Kaiserzeit des 1. Jh. n. Chr. ein umfassender Überblick über die unterschiedlichen Gattungen und Formen der verschiedenen Epochen gegeben wurde. Der wissenschaftlich anspruchsvolle Katalog

wurde in Kooperation mit der Universität Brüssel verfasst. Diese ausgesprochen fruchtbare Kooperation mündete im Frühjahr 2011 in eine gemeinsame Ausgrabung beider Institute auf Zypern.

Zu Stücken der Gießener Sammlung wird aber nicht nur hier vor Ort, sondern in zunehmendem Maße auch von auswärtigen Wissenschaftlern geforscht. Mit der gestiegenen Bekanntheit der Einrichtung werden immer häufiger fachspezifische Auskünfte zu Sammlungsbeständen erbeten. Die kompetente Beantwortung solcher Anfragen erfordert einen nicht zu vernachlässigenden Zeitaufwand, führt aber zu einem wertvollen Informationsfluss, der letztlich wieder der Sammlung zugute kommt. Auf diese Weise konnten anhand der Analyse von Objekten aus der Gießener Sammlung neue Erkenntnisse zu bestimmten Gattungen und Epochen gewonnen und auch für den internationalen kulturwissenschaftlichen Diskurs fruchtbar gemacht werden.

Museum als Lernort

Der Umgang mit originalen antiken Objekten bildet eine Grundlage des Studiums der Klassischen Archäologie. Nur auf diese Weise lassen sich unverzichtbare Kenntnisse der Material-, Objekt- und Bildanalyse vermitteln. Übungen, in denen dieses Wissen in direkter Anschauung vermittelt und im wahrsten Sinne des Wortes begreifbar gemacht wird, finden regelmäßig in der Sammlung statt. Über diese traditionellen Lehrveranstaltungsformen hinaus ist die Sammlung jedoch auch in einem erweiterten Sinne zentral für die Lehre. Das nunmehr an der Justus-Liebig-Universität seit fünf Jahren praktizierte Konzept, Studierende von Anfang an systematisch in die praktische Museumsarbeit einzubinden, hat sich bestens bewährt; es ist deutschlandweit einzigartig für die akademische Ausbildung in den Altertumswissenschaften. Hier werden über die traditionellen Lehrinhalte hinaus Kompetenzen vermittelt, die im Zuge eines späteren Berufseinstiegs im allgemeinen Kulturbereich von enormem Wert sind. Bei der Realisierung der Ausstellung werden nicht nur Erfahrungen in der Öffent-

lichkeits- und Pressearbeit, sondern auch praktische Kenntnisse etwa im Leihverkehr, in Versicherungsfragen, aber auch im Vitrinenaufbau erworben. Gleichzeitig werden Fertigkeiten im Medieneinsatz gefördert, etwa bei der graphischen Gestaltung von Plakat und Katalog. Durch die Mitarbeit bei den Ausstellungsprojekten erhalten die Studierenden auch die Befähigung, wissenschaftlich fundierte Informationen für eine breite Öffentlichkeit in Schriftform aufzubereiten und zu verfassen oder im Rahmen von öffentlichen Führungen, nicht nur für Schulklassen, zu vermitteln. Auch über die Archäologie hinaus wird die Antikensammlung mittlerweile in dieser Hinsicht als Lernort angenommen, was die im Juli 2010 eröffnete Präsentation *Troja, Texte, Traditionen* belegt, die im Rahmen eines philologischen Seminars erarbeitet und in Zusammenarbeit mit dem Kustos umgesetzt worden war.

Somit bietet die Antikensammlung eine ideale Möglichkeit, berufsbildende Kompetenzen in zentralen Bereichen während der Ausbildung zu erwerben. Wie sehr dieses Konzept von den Studierenden geschätzt wird, zeigt sich daran, dass im Herbst 2009 auf ihren Vorschlag hin Dr. Matthias Recke für sein Vorbereitungsseminar zur Ausstellung *PANtastisch – HAP Grieshaber und die Antike* den Wolfgang-Mittermaier-Preis für hervorragende Leistungen in der akademischen Lehre verliehen bekam.

Die Antikensammlung als Botschafterin der JLU – Ausstellungen außerhalb Gießens

Der künstlerische und wissenschaftliche Rang der Gießener Bestände findet seinen Ausdruck unter anderem auch darin, dass andere Museen immer wieder darum bitten, Objekte aus Gießen für Sonderausstellungen ausleihen zu dürfen, um damit eigene Bestände zu ergänzen. Dass die Sammlung durch die zahlreichen Aktivitäten der letzten Zeit über Gießen hinaus immer bekannter wird, zeigt sich auch an dem deutlichen Anstieg solcher Anfragen. Mittlerweile sind Stücke aus der Gießener Antikensammlung ständig überregional präsent, sowohl gedruckt in zahlreichen Publikationen als auch ganz real

in unterschiedlichsten Ausstellungen. Trotz aller damit verbundenen Koordinations- und Verwaltungsaufgaben bedeutet dies einen großen Gewinn für die Außendarstellung der Universität. So waren beispielsweise etliche der originalen Schliemann-Funde aus Troja, die seit 1903 als kaiserliche Schenkung in Gießen sind, 2009 in der Ausstellung *Kaiser Wilhelm II.* in Frankfurt zu sehen. Andere Stücke ergänzten die in Bonn, Xanten und Kalkriese gezeigte Ausstellung *Marcus Caelius*, die anlässlich des 2000-jährigen Jubiläums der Varusschlacht gezeigt wurde. Nicht nur Einzelobjekte, sondern gleich ganze Ausstellungen gehen ebenfalls immer wieder auf Reisen. So wurde etwa die Daumier-Ausstellung auch im Martin-von-Wagner-Museum Würzburg und im Museum Schloß Hohentübingen in Tübingen gezeigt; im Herbst 2011 wird die 2010 bereits in Gießen präsentierte Ausstellung *Herakles & Co.* im Stadtmuseum Jena zu sehen sein.

In der Folge solcher Leihgaben und Auswärtspräsenzen entwickelt sich teilweise eine ganz eigene Dynamik. Bereits 2006 hatte das Deutsche Medizinhistorische Museum in Ingolstadt Gießener Vasen mit Darstellungen antiker Mischwesen als Ergänzung zu ihrer Frankenstein-Ausstellung erbeten. Aus diesem Kontakt erwuchs der Plan für eine umfassende, eigenständige Sonderausstellung Gießener Antiken in Ingolstadt, die 2008 unter dem Titel *Kulturelle Anatomie. Etruskische Körperteil-Votive aus der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Giessen (Stiftung Ludwig Stieda)* im Deutschen Medizinhistorischen Museum zu sehen war. Erstmals wurde hier eine komplette, von Anfang an für eine auswärtige Präsentation konzipierte Sonderausstellung Gießener Antiken in einem anderen Museum gezeigt. Thema waren die etruskischen Körperteilvotive, die der Königsberger Anatom Ludwig Stieda um 1900 in Veji bei Rom erworben hatte und die eine einzigartige Sammlung medizinischer Darstellungen aus der Antike bilden. Die wissenschaftliche Bedeutung der seit 1913 im Besitz der Antikensammlung befindlichen Kollektion ist enorm. Die Ausstellung in Ingolstadt fand überregional weite Beachtung; sie hat die Aufmerksamkeit nicht nur der Fachöf-

fentlichkeit auf die Gießener Sammlung gelenkt. Seitdem häufen sich die Anfragen, Teile der anatomischen Votive für große Sonderausstellungen weltweit auszuleihen, etwa in Mannheim, im Berliner Pergamonmuseum, und sogar in New York.

Aber nicht nur international, auch in der Region ist die Antikensammlung Gießen in zunehmendem Maße präsent. Eine intensive Kooperation besteht mit dem Museum im Spital in Grünberg, wo 2009 die Ausstellung *Monster – Menschen – Abenteuer* gezeigt wurde. Gießener Studierende waren hier auch für das museumsdidaktische Rahmenprogramm verantwortlich. Der Erfolg dieses Experiments war so überzeugend, dass 2010 am selben Ort eine wesentlich umfangreichere Ausstellung gezeigt wurde, die anhand exemplarischer Stücke einen Überblick über die Gießener Bestände geben sollte: *ANTIKE KUNST aus der Sammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen*. Von Originalfunden aus Troja über Funde aus Mykene illustrierte die Ausstellung rund 2000 Jahre antikes Kunsthandwerk, darunter zahlreiche Meisterwerke aus dem klassischen Athen und aus dem hellenistischen Pergamon, aber auch Funde der Etrusker und eine kostbare Auswahl fragiler römischer Gläser. Auch zu dieser Ausstellung wurde wieder eine museumsdidaktische Begleitung durch Gießener Studierende angeboten. Die für Grünberg konzipierte Schau wird, in leicht veränderter Gestalt, im Herbst 2011 im Städtischen Museum Wetzlar zu sehen sein. Solche Aktionen machen die Sammlung im Gießener Umland in breiteren Kreisen bekannt; sie regen aber auch nachweislich zu einem Besuch im „Stammhaus“ am Kirchenplatz an.

Bestandserhaltung und Sammlungspflege

Längst nicht hinreichend bewusst ist die Tatsache, dass die wertvollen Objekte eines Museums nicht nur sicher verwahrt, sondern kontinuierlich gepflegt und konserviert werden müssen. Durch eine permanente Betreuung lassen sich beginnende Schäden schon früh erkennen und abwenden, wodurch aufwändige nachträgliche Restaurierungsmaßnahmen vermeidbar sind.

Dank der neu eingerichteten Kustodenstelle können diese wichtigen Aufgaben nun systematisch angegangen werden. Wie wichtig es ist, hierbei professionell vorzugehen, zeigt das Beispiel von Schutzmaßnahmen, die vor etlicher Zeit in guter Absicht, aber ohne hinreichende wissenschaftliche Grundlage und konservatorische Kenntnisse dilettantisch durchgeführt worden sind. Sie stellen heute eine erhebliche Gefahr für die Antiken dar. Besonders deutlich wurde dies anhand der rund 4000 Stücke umfassenden Münzsammlung, deren aktueller Zustand dringende Konservierungsmaßnahmen erfordert. Diese konnten nunmehr, dank eines substantiellen Zuschusses des Präsidiums und des Fachbereichs, in die Wege geleitet werden. Sie

sind nicht nur für den Erhalt, sondern auch für die geplante wissenschaftliche Erschließung der Münzsammlung dringend erforderlich. Erste Erfolge sind bereits zu verzeichnen, die im Rahmen einer für Herbst 2011 geplanten Sonderausstellung im Museum Grünberg der Öffentlichkeit vorgestellt werden sollen.

Es handelt sich hier keineswegs um Marginalien oder kosmetische Retuschen: bei etlichen Objekten kamen die Konservierungsmaßnahmen gerade noch rechtzeitig. Ohne die fachmännische Behandlung wären diese Zeugnisse der Vergangenheit verloren gewesen. Hierbei geht es neben beträchtlichen ideellen und kulturellen nicht zuletzt auch um handfeste materielle Werte: die Bestände der Gießener Antikensammlung stehen immerhin für einen mehrstelligen Millionenbetrag.

Die Konservierung und Bewahrung von Kulturgut wird in der Gießener Antikensammlung allerdings nicht nur praktiziert, sondern auch öf-

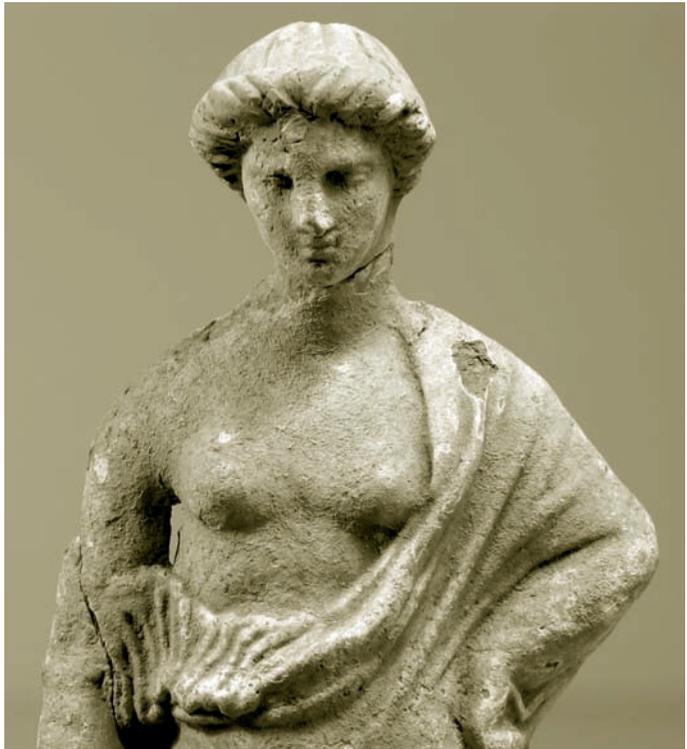


Abb. 5: Tonstatuette einer jungen Frau (4. Jh. v. Chr.)

Foto: Matthias Recke

fentlich thematisiert. Hierzu diente bereits 2009 die in Kooperation mit der Universitätsbibliothek veranstaltete Sonderausstellung *ErhaltenSwert*. Sie wurde anlässlich der Konservierung des wohl bedeutendsten Papyrus der Gießener Papyrus-sammlungen, der so genannten *Constitutio Antoniniana* veranstaltet, die dank einer großzügigen Spende der Gemeinnützigen Stiftung der Sparkasse Gießen ermöglicht worden war. Eindrucksvoll konnten in der Ausstellung die akuten Gefahren dokumentiert werden, die eine langsame Zerstörung der Bestände hervorrufen, etwa unsachgemäße Lagerung, Schädlinge, Korrosion und Salzausblühungen. Mittelpunkt war der einzige erhaltene Text der allgemeinen Bürgerrechtsverleihung aus dem Jahr 212 n. Chr. durch den Kaiser Caracalla – ein Dokument von welthistorischem Rang, das auf einer Stufe mit der Magna Charta oder der Amerikanischen Unabhängigkeitserklärung steht. Durch einen Wasserschaden in den Nachkriegsjahren war die

Substanz des Papyrus bereits angegriffen und drohte von Schimmel und Wurmfräß komplett zerstört zu werden. Seine erfolgreiche Rettung bot die Gelegenheit, auf weitere Gefahren für die kostbaren Kunstwerke der Antikensammlung und die Handschriften der Universitätsbibliothek hinzuweisen, gleichzeitig aber auch Wege und Methoden zu ihrer Rettung aufzuzeigen.

Erweiterung der Bestände

Zu den expliziten Aufgaben eines Museums gehört auch die Erweiterung seiner Bestände. Seitdem eine professionelle Betreuung der Bestände durch einen wissenschaftlichen Kustoden gewährleistet ist, nehmen die Zuwendungen an die Sammlung deutlich zu. Dabei handelt es sich zum Teil um Geldspenden, sowohl von Gießener Bürgern als auch etwa der Gemeinnützigen Stiftung der Sparkasse Gießen, der Deutsch-Griechischen Gesellschaft und von Zonta International, mit denen die Sammlung eigenständig Neu-

erwerbungen vornehmen kann. Zum überwiegenden Teil handelt es sich bei den Zuwendungen allerdings um Antiken aus Privatbesitz, die von den Eigentümern der Sammlung übergeben werden. Zuletzt kam 2010 eine prachtvolle attisch-schwarzfigurige Lekythos mit Darstellung eines Herakles-Abenteuers als Schenkung der Nachkommen von Adolf Schulten, Ausgräber von Numantia 1905–1912, in die Antikensammlung. Einen Sonderfall bildet eine Übereignung von rund 500 Objekten seitens des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst im Sommer 2010. Eine solche Menge an bislang vollständig unerschlossenem Material bringt umfangreiche Dokumentations- und Klassifikationsaufgaben mit sich, die der Kustos der Sammlung, Dr. Matthias Recke, gemeinsam mit den Studierenden nun in den nächsten Monaten systematisch vornimmt; hierzu wurden auch bereits Qualifikationsarbeiten vergeben. Neben römischen Münzen handelt es sich in erster Linie um antike Keramik. Von besonderem

Interesse ist eine Sammlung von 16 so genannten *Donaufreileiefs* – figürlich verzierte Bleireliefs, die während der römischen Kaiserzeit im Donauraum als Votivgaben gestiftet wurden. Teile dieser vom Umfang und von der Qualität her einzigartigen Kollektion sollen als Leihgaben anlässlich einer Ausstellung zu Mithras und anderen Mysterienreligionen auf der Saalburg gezeigt werden. Die Übereignung der Stücke bildet zudem den Anlass für eine im Herbst 2011 geplante Sonderausstellung im Wallenfels'schen Haus, die sich mit der Problematik von Raubgrabungen und illegalem Antikenbesitz befasst und die im Rahmen mehrerer Lehrveranstaltungen im Sommer 2011 vorbereitet wird.



Abb. 6: Neu in der Gießener Antikensammlung: ein Weihgeschenk für die „Danubischen Reiter“ (3. Jh. n. Chr.)
Foto: Matthias Recke

Gründung des Fördervereins „Freunde der Antikensammlung Gießen e. V.“

Ein weiterer Meilenstein für die Entwicklung der Sammlung war die Gründung eines Fördervereins im Juni 2009, der die Antikensammlung in ihren Arbeiten unterstützen und weiter bekannt machen soll. Vorsitzender der *Freunde der Antikensammlung Gießen e.V.* ist der Vorstandsvorsitzende der Sparkasse Gießen, Wolfgang Bergenthum. Im Vorstand des Vereins sind Vertreter der Universität und der örtlichen Wirtschaft aktiv. Die inzwischen rund 100 Mitglieder wirken als Multiplikatoren, nicht nur in der Gießener Öffentlichkeit. Sie genießen etliche Vorzüge, zum Beispiel exklusive Führungen in der Antikensammlung und Vorzugspreise für die zahlreichen Publikationen, aber auch attraktive Sonderveranstaltungen wie etwa die Lesung *Mach uns bloß keine Schande*. Die bekannten Rezitatoren Rudolf Guckelsberger und Benedikt Schregle (Stuttgart) trugen zur Moderation des Gräzisten Peter von Möllendorff Texte vor, die das wechselhafte Schicksal Achills, des ersten und bekanntesten Helden der europäischen Literatur, von der Antike bis in die Gegenwart verfolgen. Dank der Mitgliedsbeiträge und der dem Förderverein zufließenden Spenden besitzt die Antikensammlung nun erstmals eine gewisse finanzielle Planungssicherheit. Selbst in dem derzeitigen, noch durchaus bescheidenen Umfang eröffnet dies ganz neue Gestaltungsspielräume, nicht nur im Hinblick auf Ausstellungen und Projekte, sondern auch auf Drittmittelvorhaben. Wenn die Mitgliederzahl der Vereinigung wie bislang stetig zunimmt, wird dies der Arbeit in der und für die Sammlung einen wesentlichen Schub verleihen (weitere Informationen unter <http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb04/institute/altertum/klassarch/antikensammlung>).

Aktuelle Projekte

Die Antikensammlung ist in allen klassischen Aufgabenfeldern eines Museums – sammeln, bewahren, forschen und vermitteln – aktiv. Einiges, wie die von einer Ausstellung begleitete Aufarbeitung der Neuerwerbungen und die Restaurierung der umfangreichen Münzbe-

stände, wurde oben schon genannt. Die Datenbank mit dem Bestandskatalog der Antikensammlung soll in absehbarer Zeit online zur Verfügung gestellt werden. Das Pilotprojekt hierzu setzt bei den bereits erwähnten Münzen an. Nach und nach sollen dann weitere Bestände für die Online-Recherche frei geschaltet werden. Für August 2011 ist ein Museumstag mit einem attraktiven, abwechslungsreichen Programm für alle Altersgruppen geplant. Den Höhepunkt des Jahres wird aber sicher im Herbst die Eröffnung der Ausstellung zu griechischen Jenseitsvorstellungen bilden, die gemeinsam mit dem Berliner Pergamonmuseum konzipiert wird. Auch andere große Antikensammlungen haben zahlreiche Leihgaben zugesagt. Im Umfeld werden – in Zusammenarbeit mit dem Verein der Freunde – weitere Veranstaltungen wie etwa Lesungen stattfinden. Die Antikensammlung Gießen hat sich in den vergangenen Jahren im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Forschung, akademischer Lehre und Öffentlichkeitsarbeit zu einem lebendigen kulturellen Zentrum entwickelt, das mittlerweile auch zum festen Bestandteil der regionalen Museumslandschaft gehört. Diese Akzeptanz an der JLU sowie in Stadt und Region – und darüber hinaus – noch zu steigern ist das erklärte Ziel der zahlreichen Aktivitäten in der und um die Sammlung, für die die Förderung durch die Universität und den neu gegründeten Freundeskreis einen tragenden Pfeiler bildet.

Anmerkung:

¹ M. Recke, Vom Nil an die Lahn: Die Ägyptica der Ludoviciana, Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 37, 2004, 31–39; A. Klöckner, Fern Sehen. Antike Kulturen im Blick archäologischer Forschung, Gießener Universitätsblätter 57–62; M. Recke, Daumier und die Antike – ein Werkstattbericht, ebenda 125–127; ders., Gelebtes Mäzenatentum – Gönner, Geber und Gelehrte in der Gießener Antikensammlung, ebenda 129–131.

Kontakt:

Prof. Dr. Anja Klöckner
Institut für Altertumswissenschaften der JLU
Klassische Archäologie/Antikensammlung
Otto-Behaghel-Straße 10D
35394 Gießen
Telefon 0641/99-28050 oder 28051 (Sekretariat)



Musterring

Drehstuhl,
Leder ab

je **491,-**



ROSARIO – Supermoderne, geschwungene Formen geben diesem Modell das gewisse Etwas. Bänke in verschiedenen Breiten, auch als Eckbank lieferbar. Stühle auf Beinen oder mit Drehplatte. Der formschöne Esstisch ist wahlweise quadratisch oder in Bootsform lieferbar. Durch verschiedene Holzöne passt er sich perfekt Ihrem Geschmack an.

Tisch 8L, Glasplatte bootsförmig, Gestell Eiche wengefarbig, 195 x 195 cm, H 75 cm: **1798,-**

Drehsessel SE, mit Armlehnen und Sitzverstellung, B 47, H 99, T 61 cm: **Leder Bronco 651,-**

Drehstuhl 1F, B 47, H 99, T 61 cm: **Leder Bronco 491,-**

21140020-00



Musterring ... so macht Wohnen Spaß!

MR 2000 – Bequemes Essplatzsystem nach Maß. Eckbank oder freistehende Bankteile, mit oder ohne Armteil und Rücken. Sessel als Freischwinger oder Sessel mit unterschiedlichen Rückenhöhen.

Eckbank MR 2000, ohne Armlehnen in Leder, ca. 168 x 240 cm, H 87, T 61 cm: **Leder ab 2275,-**

Freischwinger, Rücken hoch, je **493,-**

Sessel, Rücken hoch, je **735,-**

GENUA-DESIGN Tisch 9890, mit fester Platte in Nussbaum furniert, geölt und gewachst, Sockel Nero Africa poliert, 180 x 90 cm, H 73 cm: **1426,-**
03620026-00



MR 2000 Freischwinger,
Leder ab

493,-

Wenn's einer hat...
MÖBELSTADT
Sommerlad

www.sommerlad.com

Gießen • Schiffenberger Tal • Öffnungszeiten: Montag – Freitag 9.30 – 19.00 Uhr • Samstag 9.30 – 18.00 Uhr
Petersberg/Fulda • Pacelliallee 42-46 • Öffnungszeiten: Montag – Freitag 9.30 – 19.00 Uhr • Samstag 9.30 – 18.00 Uhr

FMC 2011 · www.flotho.de



Sabine Heymann

Dem medialen Wandel auf der Spur

Struktur- und Forschungsprofil des Zentrums für Medien und Interaktivität (ZMI) der Justus-Liebig-Universität Gießen

Wir befinden uns heute inmitten eines gewaltigen medien- und kulturtechnischen Umbruchs. Technologische Innovationen wie Computer und Internet verändern sämtliche Bereiche des öffentlichen und privaten Lebens. „Mein Kopf kommt nicht mehr mit“, schreibt Frank Schirrmacher in seinem Buch „Payback“ angesichts der kaum noch zu bewältigenden Informationsmengen und der Tatsache, dass wir unsere zwischenmenschlichen Beziehungen inzwischen zunehmend über digitale soziale Netzwerke organisieren. Die „digitale Revolution“ hat wesentliche Auswirkungen auf Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur und nicht zuletzt auch Wissenschaft.

Das ZMI

Das Zentrum für Medien und Interaktivität (ZMI) der JLU ist kein Medieninstitut im engeren Sinne und bietet auch weder eine Ausbildung zum Informatiker noch Computerkurse. Das ZMI ist ein interdisziplinäres medienkulturwissenschaftliches Forschungszentrum, das sich mit dem Begriff der Interaktivität und den vielfältigen Aspekten interaktiver digitaler Medien auseinandersetzt. Es ist ein institutionalisiertes Netzwerk von Forschungsbereichen innerhalb der Gießener Universität, die sich mit anwendungsorientierter und praxisnaher Grundlagenforschung zu medienbezogenen Fragestellungen befassen.

Geschäftsführender Direktor des ZMI ist Prof. Henning Lobin, Professor für Angewandte Sprachwissenschaft und Computerlinguistik, sein Stellvertreter Prof. Frank Bösch, Professor für Fachjournalistik Geschichte. Geschäftsführerin ist seit der Gründung Sabine Heymann M.A. Das ZMI wurde im Jahr 2001 gegründet. Neben Prof. Lobin war der Politikwissenschaftler Prof. Claus Leggewie Mitbegründer des ZMI, der bis 2007 auch als geschäftsführender

Direktor fungierte. Kooperationspartner des ZMI sind universitäre und außeruniversitäre Forschungs- und Bildungseinrichtungen, Stiftungen, politische und administrative Institutionen, Medien- und andere Unternehmen im In- und Ausland. Organisatorisch und thematisch gliedert sich das ZMI in fünf Sektionen:

- Sektion 1: E-Business E-Politics E-Government
- Sektion 2: Medien und Didaktik
- Sektion 3: Educational Linguistics
- Sektion 4: Medien und Geschichte
- Sektion 5: Kunst und Medien

Der Begriff der Interaktivität

Zum Zeitpunkt der Gründung war die Fokussierung der Forschungsaktivitäten des ZMI vor allem auf neue Medien und das Phänomen *Interaktivität* etwas völlig Neuartiges. Dazu aus dem „Mission Statement“:

„Interaktivität ist *kein* einfaches Medienphänomen, das als Modebegriff die Übergangsphase von den elektronischen alten zu den digitalen neuen Medien anzeigt und nach einer Beruhigung der Technologieentwicklung wieder verschwindet. Vielmehr legen die Befunde der unterschiedlichen Beiträge die Vermutung nahe, dass das Aufkommen interaktiver Kommunikationsräume tatsächlich einen qualitativen Sprung der Medienevolution darstellt. Die zunehmende Verwachsung vormals getrennter, vielleicht benachbarter ‚Medienformate‘ zu immer komplexer strukturierten ‚Medienumgebungen‘ bleibt nicht ohne Folgen für die Disposition gesellschaftlicher Kommunikation. Die Besonderheit der Trennung von ‚realem‘ und ‚kommunikativem‘ Körper fügt sich in dieses Bild – es gibt nicht nur neue Medienumgebungen, auch die darin befindlichen Akteurspopulationen sind in Veränderung begriffen. In-



Das ZMI in der Ludwigstraße 34/Ecke Goethestraße in Gießen.

Quelle: Franz Möller

nerhalb dieses Gefüges erhält die Berührungsfläche von Raum und Körper, das *Interface*, ein besonderes Gewicht. Diese Kontaktschwellen zwischen Mensch, Medium und Maschine regeln offenbar maßgeblich die Wahrnehmung von ‚Interaktivität‘ und damit in einem zweiten Schritt auch die Möglichkeiten und Grenzen zur Rekonfiguration gesellschaftlicher Kommunikation. Allein durch den Blick auf eine sich entwickelnde Vielfalt medialer Formen, Inhalte und Strukturen kann der Begriff der ‚Interaktivität‘ also gar nicht entwirrt und bestimmt werden – viel wichtiger sind die non-medialen, man könnte auch sagen: die sozialen Rückwirkungen im interaktiven Zusammenspiel von *Raum, Körper und Interface*.“

Die Anfänge

Etwa 1998 trafen sich erstmals Lehrende der Gießener Universität aus verschiedenen Fachbereichen, die in der einen oder anderen Form mit kommunikations- und medienwissenschaftlichen Fragen befasst waren. Aus dem universi-

tären Alltag heraus entstand die Idee, diese Aktivitäten zu bündeln. Die Leitung der Justus-Liebig-Universität mit dem damaligen Uni-Präsidenten Prof. Stefan Hormuth hat diese Initiative gerne aufgegriffen und sich zu eigen gemacht. Nach knapp dreijährigem Planungsvorlauf wurde am 1. April 2001 das ZMI gegründet. Die Arbeit an den ersten Forschungsprojekten wurde im Mai 2001 aufgenommen. Die etwa 50 Mitglieder des ZMI hatten eines gemeinsam: das Interesse an allen Fragen, die sich aus dem Einsatz und der Nutzung von Medien, und insbesondere der digitalen, über Computer vermittelten Kommunikation ergeben hatten. Es wurden Fragestellungen der individuellen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, rechtlichen, politischen und künstlerischen Gestaltung und Wirkung von Medien jeweils besonders unter dem Gesichtspunkt der Interaktivität behandelt. Daneben initiierte und koordinierte das ZMI Aktivitäten in Lehre, Fort- und Weiterbildung sowie Wissenschaftstransfer. Partner des ZMI waren von Anfang an universitäre und außeruniversitäre Forschungs- und Bildungseinrichtungen,

politische und administrative Institutionen, Medien- und andere Unternehmen. Im Frühjahr 2005 erstellte das ZMI ein Grundlagenpapier mit dem Titel „Das ZMI im Umbruch“, in dem neue Zielsetzungen und Arbeitsweisen festgelegt wurden und das ein Jahr später in neuen Zielvereinbarungen seinen Niederschlag fand. Zielsetzung war in dieser zweiten Phase nun nicht mehr eine behutsame Konzentration aller medienbezogenen Lehr- und Forschungsaktivitäten an der JLU mit regionaler und nationaler Ausstrahlungskraft und internen wie externen Dienstleistungsaktivitäten, sondern die dauerhafte Etablierung avancierter Grundlagenforschung zum Generalthema „Interaktivität“ mit interregionaler Kooperation und internationaler Ausstrahlung. Die für das ZMI zunächst als „Marke“ entwickelten interaktiven Plattformen wurden nur weitergeführt, sofern sie thematisch mit dem zentralen Thema verbunden waren und/oder in aufbereiteter Form empirische Daten lieferten.

Forschungsinteressen heute

Zwei Themen bestimmen das Forschungsinteresse des ZMI, seit im Jahr 2008 zwei große Forschungsverbünde ihre Arbeit aufgenommen haben: die Auswirkungen der Medialisierung auf kommunikative Kulturtechniken wie Lesen und Schreiben im Projekt „Kulturtechniken und ihre Medialisierung“ und die Folgen der Digitalisierung für die Wissenschaftskommunikation in „Interactive Science – Interne Wissenschaftskommunikation über digitale Medien“.

Kulturtechniken und ihre Medialisierung

Kommunikative Kulturtechniken wie das Lesen und Schreiben bilden die Grundlage einer jeden komplexen Gesellschaft. Der über das Forschungsförderungsprogramm „LOEWE – Landes-Offensive zur Entwicklung Wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz“ des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst mit knapp 3 Millionen Euro geförderte Schwerpunkt „Kulturtechniken und ihre Medialisierung“ thematisiert das Phänomen, dass sich Kulturtechniken

als Prozesse verändern, sich diese Veränderung auf „kulturelle Produkte“ auswirkt und dabei die gesellschaftlichen Praktiken des Umgangs mit ihnen ständig angepasst werden. Methodisch wird dies aus der Perspektive der Medialisierung erforscht, wobei sprach-, kultur- und geschichtswissenschaftliche Herangehensweisen miteinander kombiniert werden.

Der LOEWE-Schwerpunkt befasst sich mit den Folgewirkungen, die mediale Veränderungen auf Kulturtechniken ausüben – insbesondere mit den kommunikativen Techniken des Lesens und Schreibens und den darauf aufbauenden Kulturtechniken, dem Recherchieren und Archivieren, dem Interpretieren, der Digitalisierung von Information, der Vernetzung ihrer Übermittlungswege und multimedialen Formen des Interagierens mit dem Computer. Neben der theoretischen Beschäftigung mit Phänomenen der Medialisierung geht es auch um mögliche Anwendungs- und Praxisbezüge von theoretischen Forschungsergebnissen.

Die interdisziplinäre Ausrichtung des Forschungsprogramms erfolgt vor allem im Hinblick auf die Verbindung linguistischer, literatur- und kulturwissenschaftlicher, historischer, didaktischer und kognitionspsychologischer Ansätze, die in modell- und theoriebildender Weise genutzt werden. Sowohl an der Justus-Liebig-Universität Gießen als auch am Herder-Institut Marburg (einem Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft) und der Technischen Hochschule Mittelhessen wurden zur Erreichung der im Forschungsprogramm gesetzten Ziele intensive Diskussionen zur generellen Forschungskonzeption geführt, um die Vernetzung innerhalb des Projektverbundes zu erhöhen und das Alleinstellungsmerkmal weiter zu entwickeln. Entsprechend kooperierte der LOEWE-Schwerpunkt mit weiteren Zentren, Projekten und Initiativen der JLU (insbesondere mit dem *International Graduate Centre for the Study of Culture*, dem Projektverbund „Interactive Science“, der Arbeitsstelle Holocaustliteratur und dem Graduiertenkolleg „Transnationale Medienereignisse“). Dabei fügt sich der LOEWE-Schwerpunkt in die langfristige Strategie zur Förderung des kulturwissenschaftlichen Schwerpunkts der JLU Gießen ein und bildet

einen wesentlichen Anteil an dem Zukunftskonzept der Universität „Translating Science“.

**Die Teilprojekte:
*Blickbewegungen und Informationsverarbeitung beim Lesen in unterschiedlichen Medien***

Lesen und Schreiben findet im digitalen Zeitalter scheinbar selbstverständlich am Computer statt. Verglichen mit dem Lesen auf gedrucktem Papier wird das Lesen am Bildschirm jedoch von vielen Menschen als verlangsamt und anstrengend empfunden. Dies ist kaum verwunderlich. Schließlich sind unser visuelles System und die Schrift insgesamt nicht sonderlich gut aufeinander abgestimmt. Obwohl die Erfindung der Schrift bereits mehrere tausend Jahre zurückliegt, ist sie menscheits- und evolutionsgeschichtlich betrachtet eine relativ neue Errungenschaft. Die Evolution unseres visuellen Systems vollzog sich demgegenüber innerhalb von Millionen von Jahren. Das Teilprojekt unter der Leitung des Psychologen Prof. Karl Gegenfurtner widmet sich diesem Phäno-

men. Untersucht wird, wie sich Leseprozesse in verschiedenen Medien unterscheiden und ob sich Leseleistungen erhöhen lassen, wenn Umgebungen geschaffen werden, die besser an das visuelle System des Menschen angepasst sind. Ziel ist es herauszufinden, ob das Lesen mittels moderner Lesegeräte, mit denen z. B. E-Books gelesen werden können, annähernd so komfortabel gemacht werden kann wie das Lesen klassischer Druckmedien. Mit Hilfe eines so genannten Eye-Tracking-Verfahrens lässt sich beobachten, dass die Leseleistung grundsätzlich dann erhöht werden kann, wenn die Anzahl so genannter Sakkaden – d.h. der ruckartigen Blicksprünge, die den Blick gezielt von einem Wort zum nächsten lenken – möglichst gering ist und bei jeder einzelnen Sakkade möglichst viel Information aufgenommen wird.

Schreib- und Textroutinen: Kultur-, fach- und medienbezogene Perspektiven

Die Kulturtechniken Lesen und Schreiben verändern sich im digitalen Zeitalter unter anderem in der Hinsicht, dass sie sich tendenziell von linea-



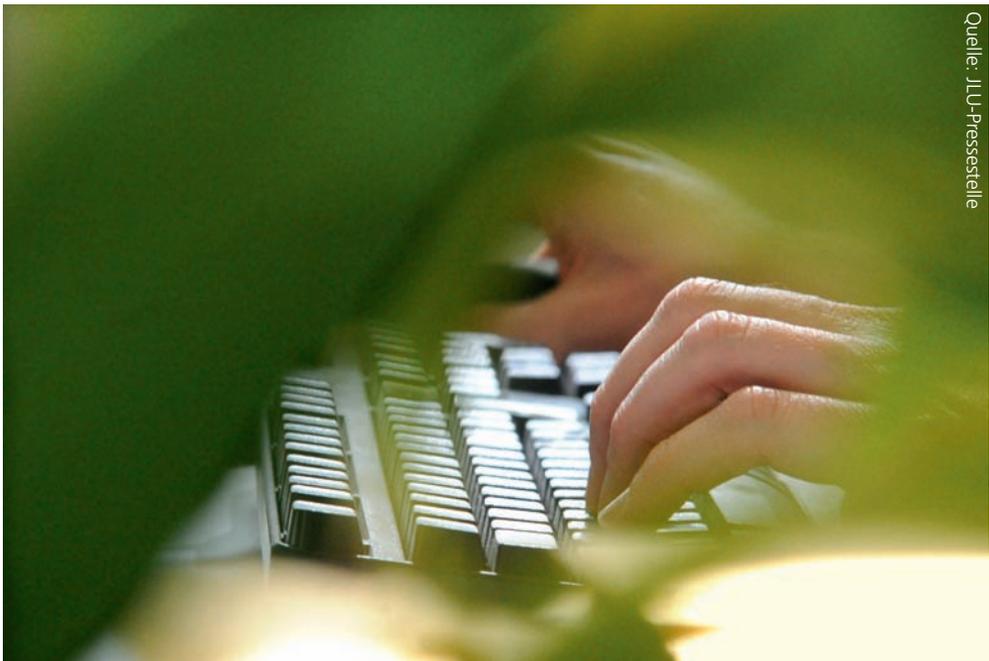
Quelle: JLU-Pressstelle

ren zu verstärkt nichtlinearen Prozessen entwickeln. Die Hypertextstruktur des Internets erlaubt es beim Lesen in Sekundenschnelle von einer Webseite zur nächsten und wieder zurück zu springen. Beim Schreiben am Computer können – anders als beim Schreiben per Hand oder per Schreibmaschine – Textelemente beliebig verschoben, entfernt oder wieder hergestellt werden. Computer und Internet verändern jedoch nicht nur die Textproduktion an sich, sie schaffen auch neue Möglichkeiten, was die wissenschaftliche Untersuchung und die Vermittlung von Schreibkompetenzen betrifft. Hier setzt das Teilprojekt unter der Leitung von Prof. Helmuth Feilke und Prof. Katrin Lehnen an. Was ist unter Schreib- und Textroutinen zu verstehen? Jede Art von Text, insbesondere jedoch wissenschaftliche Texte greifen auf bestimmte Schreib- und Textroutinen zurück. Schreib- und Textroutinen sind typische sprachliche „Bausteine“ von Texten. Routinen wie diese müssen gelernt werden, werden aber kaum gelehrt. Im Teilprojekt wird deshalb eine webbasierte Lernumgebung entwickelt, die Studierende beim Erwerb solcher Textroutinen unterstützt und

gleichzeitig die Erforschung von Routinen in der Produktion von Texten ermöglicht.

Die Ordnung von Wissen in Texten – Textgliederung und Strukturvisualisierung als Quellen natürlicher Wissensontologien

Wenn Menschen Texte lesen, schlussfolgern sie weit mehr aus dem Geschriebenen als tatsächlich dort steht – sie beziehen ihr Hintergrundwissen mit ein. Beispielsweise stellt es kein Problem dar, in einem Text die Überschrift zu identifizieren und daraus zu schließen, worum es im Kern innerhalb eines Textes gehen wird. Die Überschrift erschließt sich dem Menschen intuitiv, da sie meist über eine größere Schrift verfügt oder fettgedruckt ist. Was der Mensch völlig automatisch macht, muss einer Software in Einzelschritten „beigebracht“ werden. Für die Software reicht die Optik allein nicht aus, um eine Überschrift als solche zu identifizieren. Sie erkennt lediglich einen „fettgedruckten Text in der Schriftgröße 16 pt“. Damit eine Software „versteht“, was der jeweilige Text „bedeutet“,



Quelle: JLU-Pressstelle

muss eine Art „Hintergrundwissen“ für sie geschaffen werden. Dieses Hintergrundwissen für Softwares nennt man „Ontologie“ oder auch „formales Begriffssystem“. Mit Ontologien beschäftigt sich das Teilprojekt „Die Ordnung von Wissen in Texten“ unter der Leitung von Prof. Henning Lobin und der auf langjähriger computerlinguistischer Erfahrung basierenden wissenschaftlichen Mitarbeit von Dr. Harald Längen. Das Teilprojekt widmet sich der Frage, wie sich Wissensordnungen der verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen in Textgliederungen manifestieren. Ermittelt werden soll, wie sich disziplinspezifische Konzepte in Gliederungen wissenschaftlicher Texte widerspiegeln und wie sie sich in sprachlichen Formulierungen äußern. Praktisches Ziel ist es, einen Prototyp für eine computergestützte Anwendung zu entwickeln, der es ermöglicht, aus formalen Gliederungsstrukturen inhaltliche Informationen zu erschließen, indem Ontologien aus Gliederungen wissenschaftlicher Texte abgeleitet werden.

Praktiken des Suchens und Findens

Computer und Internet verändern nicht nur die fundamentalen Kulturtechniken des Lesens und Schreibens. Sie schaffen darüber hinaus neue Möglichkeiten für die komplexeren kommunikativen Kulturtechniken des Archivierens, des Editierens und des Recherchierens. Im digitalen Zeitalter stehen nicht nur scheinbar unbegrenzte Speicherkapazitäten zur Verfügung, sondern durch das Internet ergeben sich auch neue Darstellungs- und Präsentationsmodi. Und nicht zuletzt erlauben Suchmaschinen wie Google eine schnelle und unkomplizierte Recherche von jedem beliebigen Ort aus. Praktiken des Recherchierens haben von der Spurensuche unserer steinzeitlichen Vorfahren bis hin zur Google-Recherche fundamentale Bedeutung. Es sind technische und symbolische Handlungen, die als Instrumente der Erkenntnis dienen. Dies bedeutet auch, dass Suchaktivitäten in unbekanntem Bereichen ablaufen. Hier verläuft die Suche ähnlich einer kriminalistischen Spurensuche: Das Ziel konkretisiert sich erst in der Suche. Wie ein Detektiv baut der Rechercheur auf Vermutungen, sammelt dann

mögliche Hinweise und wertet sie aus. Vermutungen beeinflussen auch die Praktiken eines Archivars: Annahmen über die Relevanz der Dokumente entscheiden über deren Erhalt im Archiv oder deren Vernichtung. Wichtig sind Vermutungen aber auch im Kontext einer Edition. In der Aufbereitung von nicht vollständig überlieferten Texten treten hermeneutische Operationen auf, in denen verschiedene Deutungen möglich sind. Das Teilprojekt unter der Leitung von Prof. Peter Haslinger und Prof. Uwe Wirth beschäftigt sich mit diesem Phänomen sowohl anhand klassischer Archive als auch anhand der Annotationen (Aufzeichnungen) von Internetinhalten und Internetsuchmechanismen.

Multimedialisierung der Chronik des Gettos Łódź/Litzmannstadt

Unter der Leitung von Prof. Peter Haslinger, Prof. Uwe Wirth und Prof. Rainer-Bernd Voges wird in dem Teilprojekt eine interaktiv gestaltete Online-Version der Łódźer Getto-Chronik erstellt. Das Material wird dazu nicht nur digitalisiert, sondern auch zu einem multimedial gestalteten Informationsportal ausgebaut. In diesem Portal wird es durch die Entwicklung interaktiver Tools möglich sein, spezifische Nutzergruppen gezielt durch das Informationsangebot zu führen und dabei zusätzliche Informationsangebote aus dem Internet einzubinden. Ziel des Projektes ist es, ein historisches Thema von höchster Relevanz mit neuesten Webtechnologien zu verknüpfen, wie sie durch Web 2.0 und Social Media Tools nutzbar sind. Was liegt dabei näher, als diejenige Generation in die Entwicklung einzubeziehen, die als so genannte „Digital Natives“ mit Computer und Internet aufgewachsen sind?

Narrative Kompetenz und ihre Medialisierung

Durch das Internet stehen Informationen immer und überall zur Verfügung. Mittels mobiler Endgeräte wie Laptops und Smartphones ist es möglich, eigene Dateien, z. B. Texte, Bilder und Videos von jedem beliebigen Ort aus ins Internet zu stellen. Doch nicht nur die Mobilität des

einzelnen Nutzers, auch die weltweite Kommunikation und Vernetzung der Nutzer untereinander werden durch Computer und Internet in bisher unbekanntem Maße befördert. Neue Medienformate wie Social Media Networks und Weblogs sind entstanden, über die Menschen weltweit miteinander in Kontakt treten und kommunizieren – als Einzelpersonen, als Firmen oder als Institutionen. Das von Prof. Ansgar Nünning geleitete Teilprojekt widmet sich diesen neuen Medienformaten aus der Perspektive des Erzählens. Älter als die Kulturtechniken des Lesen und Schreibens, aber im Laufe der Kulturgeschichte immer enger mit ihnen verknüpft, ist die Fähigkeit, Geschichten erzählen und verstehen zu können. Sie ist ein anthropologisches Grundbedürfnis des Menschen. Darüber hinaus ist das Erzählen ein wichtiges Mittel zur Sinn- und Identitätsstiftung. Daraus ergibt sich die Frage, wie das Erzählen in Weblogs und Social Media-Plattformen zur Identitätsbildung und Selbstdarstellung von Einzelpersonen, aber auch von Firmen genutzt wird. Untersucht wird außerdem, wie neue Erzählformen im Internet wiederum auf

das Erzählen im klassischen Roman zurückwirken. Damit beschäftigt sich das Teilprojekt am Beispiel des E-Mail-Romans als neues literarisches Genre.

Audiovisuelle Geschichtsschreibung. Fernsehnarrative in Ost- und Westeuropa

Das Erzählen steht auch im Mittelpunkt des von Prof. Frank Bösch und Prof. Peter Haslinger geleiteten geschichtswissenschaftlichen Teilprojekts „Audiovisuelle Geschichtsschreibung. Fernsehnarrative in Ost- und Westeuropa“. Seit Jahren haben Fernsehformate wie Dokumentationen, Fernsehserien oder Fernsehfilme Konjunktur und tragen dazu bei, dass bestimmte Themen in der gesellschaftlichen Wahrnehmung besondere Aufmerksamkeit erlangen. Die audiovisuelle Geschichtsdarstellung greift dabei zahlreiche Kulturtechniken bisheriger historischer Darstellungen in neuen Formaten auf – man denke nur an das mündliche Erzählen durch Zeitzeugen, die visuelle Darstellung historischer Stätten oder historischer Dokumente. Darüber hinaus bildet die audiovisuelle



Quelle: JLU-Pressstelle

Geschichtsdarstellung jedoch auch eigene Erzähl- und Darstellungsformen aus. Das Teilprojekt widmet sich dem Übergang von der vornehmlich mündlich und schriftlich geprägten Geschichtsvermittlung zur audiovisuellen Geschichtskultur und fragt danach, wie das Fernsehen die Geschichtsdarstellung veränderte.

Englisch als „lingua franca“ in der Wissenschafts- und Wirtschaftskommunikation

In Folge der weltweiten Kommunikation und Vernetzung durch Computer und Internet entstehen nicht nur neue Medienformate. Gestärkt wird darüber hinaus die Position des Englischen als kulturübergreifendes Kommunikationsmittel. An internationalen Handelsplätzen wie Häfen und Märkten verständigten sich Menschen seit jeher nicht nur mit „Händen und Füßen“, sondern auch mit vereinfachten Varianten der jeweils vertretenen Sprachen. Die verschiedenen Sprachen wurden miteinander vermischt, mit dem Ziel, sich dem Gegenüber so gut wie möglich verständlich zu machen. Aufgrund des ursprünglich vorhandenen hohen romanischen Anteils wurden diese Sprachen „lingua franca“ genannt. Im Laufe der Zeit wurde der Begriff „lingua franca“ auch auf Sprachkreationen übertragen, die auf nicht-romanischen Sprachen basieren, z. B. dem Englischen. Zwar ermöglicht es die virtuelle Welt des Internets, mit Menschen aus aller Welt problemlos in Kontakt zu treten, die Suche nach geeigneten Wegen, um sich zu verständigen, geht jedoch weiter. Als kleinster gemeinsamer Nenner der Sprecher unterschiedlichster Herkunft dient vor allem die englische Sprache. Das Teilprojekt unter der Leitung von Prof. Joybrato Mukherjee trägt dieser Tatsache Rechnung. Im Fokus der linguistischen Untersuchungen des Teilprojekts stehen Weblogs, Diskussionsforen und Wikis aus dem Bereich der Medizin, die vor allem Nichtmuttersprachlern dazu dienen, sich über medizinische Themen auszutauschen. Mit Hilfe eines umfangreichen webbasierten Korpus werden im Teilprojekt Mehrworteinheiten in verschiedenen Internetgenres nicht nur beschrieben, sondern

auch aus verschiedenen Perspektiven bewertet, unter anderem in Hinblick auf Abweichungen vom muttersprachlichen Gebrauch – mit der Zielsetzung, weitere Aufschlüsse über das Englische als lingua franca in spezifischen Kontexten der Online-Kommunikation zu erhalten.

Electronic Literacy im Geschichts- und Fremdsprachenunterricht

Nicht zuletzt ermöglicht die weltweite Kommunikation und Vernetzung durch das Internet die Entwicklung von sprach- und kulturübergreifenden Lernprojekten. So erforscht das Teilprojekt unter der Leitung von Prof. Vadim Oswald und Prof. Dietmar Rösler unter anderem am Beispiel der virtuellen Plattform „Second Life“ die Auswirkungen von Computer und Internet auf Lernprozesse und entwickelt neuartige sprachübergreifende didaktische Konzepte. Second Life ist eine virtuelle Welt mit Ländern, Städten, Unternehmen, öffentlichen Institutionen und einer eigenen Währung. Einst galt Second Life als die Zukunft des World Wide Web. Inzwischen haben sich viele einstige Second-Life-Bewohner zurückgezogen. Dafür sind andere, insbesondere Kultur- und Bildungseinrichtungen, neu hinzugekommen und ergreifen die Chance, fiktive Welten zu errichten, aber auch reale Orte nachzubilden und – selbstverständlich virtuell – zu bereisen. So dient das Teilprojekt Second Life für ein neuartiges Didaktikkonzept: In kleinen Gruppen begehen polnische Deutsch-Lernende und zukünftige muttersprachliche Deutsch-Lehrende gemeinsam historische Orte und sprechen in Gestalt ihrer Avatare über ihre Eindrücke in der virtuellen Welt. Nahezu spielerisch erweitern sie dabei ihre mündlichen und schriftlichen Kenntnisse der deutschen Sprache und lernen gleichzeitig Kultur und Geschichte des anderen Landes kennen. Ziel des Teilprojektes ist es herauszufinden, inwiefern durch den virtuellen Begegnungsort und das Zusammentreffen von Sprachlernern und künftigen Sprachlehrern geschichtsbezogene Landeskunde stattfinden kann. Dies geschieht wiederum über eines der fundamentalen Bedürfnisse des Menschen: das Erzählen von Geschichten.

Interactive Science

Der Forschungsverbund „Interactive Science – interne Wissenschaftskommunikation über digitale Medien“ verbindet in multidisziplinärer Perspektive linguistische, medien-, informations- und sozialwissenschaftliche, wissenschaftshistorische und theaterwissenschaftliche Sichtweisen auf dieses Phänomen und fokussiert dabei das interaktive Potenzial der Informations- und Kommunikationstechnologien anhand zweier bislang wenig erforschter Aspekte: der kollaborativen und der performativen Dimension wissenschaftlicher Binnenkommunikation. Das Forschungsvorhaben wird mit 990.000 Euro im Rahmen des Programms „Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften“ durch die Volkswagen-Stiftung gefördert. Partner des Verbundes sind die Universität Trier, die Universität Konstanz und das Institut für Technikfolgenabschätzung/Österreichische Akademie der Wissenschaften.

Viele der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien, darunter das World Wide Web, sind im akademisch-universitären Bereich konzipiert und entwickelt worden. E-Mail-Kommunikation, Web-Portale, digitale Präsentationen, Newsletter, Diskussionsforen, Bibliotheken und Repositorien, neuerdings auch Fach-Weblogs und kollaborative Formate der Texterzeugung („Wikis“) stellen für viele Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen heute eine Selbstverständlichkeit dar. Damit affizieren „neue Medien“ sämtliche Bereiche und Phasen des Er-

kenntnisprozesses – von der Generierung über die Primärverteilung, Bearbeitung und Publikation bis hin zur Archivierung wissenschaftlichen Wissens. Für den gegenwärtigen Stand der Entwicklung sind dabei zwei Aspekte charakteristisch. Einerseits werden derzeit in vielen Bereichen Nutzungsformen digitaler Wissenschaftskommunikation erprobt und dynamisch weiterentwickelt, wodurch ein wachsender Pool von Kommunikationsformaten entsteht, aus dem zukünftige Anbieter und Nutzer schöpfen können. Andererseits lassen sich im Hinblick auf die Form und den Umfang der Nutzung dieses Potenzials unterschiedliche



Quelle: Franz Moller

Kommunikationskulturen erkennen, die mit der spezifischen Wissenschaftskultur eines Faches oder einer Fächerzone zusammenhängen und sich auch in unterschiedlichen Einschätzungen des Potenzials, der Barrieren und der Probleme bei deren Nutzung zeigen.

Die Teilprojekte:

Kollaboratives Wissensmanagement und Demokratisierung von Wissenschaft

Das Teilprojekt gibt auf Basis von Literaturrecherchen, Dokumentenanalysen, Online-Umfragen und Experteninterviews einen Überblick über die laufenden Entwicklungstendenzen im Bereich „Interactive Science“. Im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen neue Formate von Social Software, wie etwa (Micro-)Blogging, Soziale Netzwerke und Wikis, aber auch weitere relevante Plattformen (z. B. Suchmaschinen). Diese und andere werden mit Blick auf die an sie geknüpften Erwartungen egalitärer und demokratisierender Wissensproduktion analysiert. „Interactive Science“ wird dabei auch im Blick auf wissenschaftshistorische Vorläufer kontextualisiert, konstatiert bereits vollzogene Übergänge von Science zur Cyberscience und greift Fragestellungen auf, die aus der Weiterentwicklung des Internet bedingt sind (Stichwort Web 2.0). (Prof. Claus Leggewie, Prof. Rainer Kuhlen, Dr. Christoph Bieber, Dr. Michael Nentwich).

Wissenschaftliche Präsentationen – Textualität, Struktur und Rezeption

Das Teilprojekt untersucht mit textlinguistischen und medienwissenschaftlichen Methoden die rhetorische und performative Dimension wissenschaftlicher Kommunikation, wie sie in Präsentationsformen mit Unterstützung von Präsentationssoftware zutage tritt. Wissenschaftliche Präsentationen, verstanden als eine Kombination der Projektion einer Foliensequenz und einer Rede in einer bühnenartigen Aufführungssituation, werden dabei einerseits als komplexe multimodale Texte (Produktanalyse) und aus der Perspektive der Rezipienten (Rezeptionsanalyse) betrachtet. Zentral für die Untersuchungen ist die Fragestellung, inwiefern die

neuartige Form der Wissenschaftskommunikation zum Kommunikationserfolg und zur Optimierung der Wissensvermittlung beiträgt (Prof. Henning Lobin, Prof. Hans-Jürgen Bucher).

Der wissenschaftliche Vortrag und seine digitale Dokumentation und Distribution

Nachdem Vorträge bislang im Wesentlichen als Texte tradiert und publiziert worden sind, entstehen im Internet gegenwärtig zahlreiche Vortragsdatenbanken. Im Rahmen von E-Learning, auf projektbezogenen Websites, auf Plattformen wie Youtube oder Yovisto finden sich Vorträge erstmals in großer Zahl als Performances dokumentiert. Zugleich tritt das Internet auch im Hinblick auf die Entwicklung und Durchführung von Vorträgen als Produktionsmittel in Erscheinung: In WLAN-gestützten Vorträgen entsteht mittels Kommentarwand ein Feedbackkanal für das Auditorium; Koreferenten werden online zu Live-Vorträgen hinzugeschaltet; die Übergänge zwischen „Live-Lecture“ und „Online-Lecture“ werden fließend. Das Forschungsprojekt untersucht, wie sich die Performance des Vortragens durch das Internet verändert bzw. in Zukunft verändern kann: Vorträge werden zu einem interaktiven Format kollektiver Wissensvermittlung und Wissensproduktion (Dr. Sibylle Peters).

Wissenschaftliche Information, Kritik und Kontroverse in digitalen Medien

Neuere Entwicklungen digitaler Technologien haben für die Praxis wissenschaftlicher Kommunikation Veränderungen angestoßen, die in ihrer Größenordnung vergleichbar sind mit der Revolution der Wissenschaftskommunikation, die durch die Einführung von wissenschaftlichen Zeitschriften in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ausgelöst wurde. Als Beobachter und Historiker der Wissenschaftskommunikation sind wir heute in der glücklichen Lage, den Fortgang der Entwicklung von digitalen Wissenschaftsmedien und Kommunikationsformen detailliert mitverfolgen zu können. Das Teilprojekt zielt darauf, eine Übersicht über die Anwendung digitaler Formate in der Wissen-

schaftskommunikation zu gewinnen und die tatsächlichen kommunikativen Aktivitäten in verschiedenen Formaten sowie die Entwicklung dieser Formate zu analysieren, insbesondere in Bezug auf Mailinglists, Weblogs, Rezensionenportale und digitale Open-Review-Zeitschriften. Es soll dabei das Potenzial der verschiedenen Formate untersucht werden, es sollen die Auswirkungen der Nutzung dieser Medien auf die Form und die Qualität von wissenschaftlicher Forschung und Kommunikation analysiert werden und es sollen Probleme und Barrieren bei der Nutzung dieser Medien diagnostiziert werden (Prof. Gerd Fritz, Prof. Thomas Gloning).

Aktivitäten des ZMI

Das ZMI ist eine Begegnungsstätte für Wissenschaftler, Künstler und eine an den Forschungsschwerpunkten des ZMI interessierte Öffentlichkeit. Das Spektrum der Aktivitäten des ZMI reicht von Konferenzen und Tagungen mit internationaler Beteiligung über Workshops, Kolloquien, Vorträgen, regelmäßig stattfindenden Veranstaltungen für Studierende und Nachwuchswissenschaftler bis zu thematischen Film-

reihen. Ein Highlight war der im Jahr 2007 ausgelobte Gießener Preis für wissenschaftliche Präsentation und Lecture Performance „Performing Science“. In diesem Jahr lobt das ZMI den Preis zum zweiten Mal aus. Performing Science würdigt innovative Formen der Wissenspräsentation: wissenschaftliche Vortragskunst ebenso wie forschungsorientierte Lecture Performance oder virtuosen Medieneinsatz. Eingedenk der Geschichte der Justus-Liebig-Universität wird sich Performing Science im Jahr 2011, dem Jahr der Chemie, mit neuen Formen des Experimentaltvortrags beschäftigen.

Kontakt:

Sabine Heymann M.A.
Geschäftsführerin
Zentrum für Medien und Interaktivität
Justus-Liebig-Universität
Ludwigstraße 34
35390 Gießen
Telefon: +49 641 99-16350
Telefax: +49 641 99-16359
E-Mail: Sabine.heyman@zmi.uni-giessen.de
www.zmi.uni-giessen.de



GRÜNER
STROM
LABEL

NATURA - Unser neues Ökostromangebot

Ökostromangebote gibt es viele - und nicht überall,
wo Ökostrom draufsteht, ist auch Ökostrom drin.

Bei unserem NATURA können Sie sicher sein:
Er ist nach den Kriterien des Grüner Strom Label e.V.
zertifiziert!

Tragen Sie aktiv zur Energiewende bei und
beziehen Sie jetzt NATURA Ökostrom!

IHR LEBEN - UNSERE ENERGIE

Stadtwerke Gießen
SWG



Andreas Langenohl

Öffentliche Reaktionen auf das Schweizer Referendum über Minarettbau und auf „Deutschland schafft sich ab“ *

Einleitung: Mehrheitsgesellschaften und ihre Minderheiten

Der Denomination der Professur für Soziologie mit Schwerpunkt Allgemeiner Gesellschaftsvergleich, auf die ich in diesem Jahr berufen wurde, Rechnung tragend, widmet sich mein heutiger Vortrag dem Vergleich von Gesellschaften im gegenwärtigen Europa. Diese Gesellschaften könnte man in gegenwartsdiagnostischer Absicht als „kulturalisierte Mehrheitsgesellschaften“ bezeichnen. In den meisten von ihnen gibt es zurzeit relativ stark ausgeprägte Vorstellungen davon, wer zum gesellschaftlichen Mainstream gehört und wer nicht. Zugleich bewegen sich diese Vorstellungen innerhalb eines kulturalistischen Idioms, in dem von unterschiedlichen „Sitten“, „Mentalitäten“, „Kulturen“ oder neuerdings „Religionen“ die Rede ist. Im Folgenden stehen die gegenwärtigen Verhältnisse zwischen diesen Mehrheitsgesellschaften und ihrer Minderheit der Muslime am Beispiel zweier europäischer Gesellschaften, der Schweiz und Deutschland, im Vordergrund.

Mein Vorhaben ist ein politisch-soziologisches ebenso wie ein kultursoziologisches. Es geht um die Frage, wie gegenwärtige europäische Gesellschaften sich selbst beschreiben und welche Konsequenzen dies für die politisch-soziale Integration dieser Gesellschaften hat – wie zum Beispiel die Bedingungen aussehen, die denen gesetzt werden, die anerkannte Mitglieder dieser Gesellschaften sein wollen, die aber aus welchen Gründen auch immer in der und für die Mehrheitsgesellschaft eine „Minderheit“ bilden.

Jene Bedingungen sind nicht nur rechtlicher oder staatsbürgerschaftlicher Natur. Gegenwartsgesellschaften beschreiben sich in öffentlichen Debatten, die in den Massenmedien ausgetragen werden. Dies sind nach wie vor die klassischen Medien Rundfunk und Zeitung. Das Internet hat zwar die *veröffentlichte* Meinung pluralisiert, aber auch dazu beigetragen, dass die Herrschaft der offiziellen Medien über die *öffentliche* Meinung bestärkt wurde. Nicht alles, was veröffentlicht wird, gilt als öffentlich. In etablierten Demokratien ist heute entscheidender denn je, wer und was es nicht nur auf eine ominöse Internetseite schafft, sondern wer und was zu den offiziellen Publikationsorganen der politischen Öffentlichkeit zugelassen wird. Die öffentliche Meinung wird nicht dem Pluralismus der Webseiten überlassen, und auch eifrige Internet-User verlassen sich meist immer noch auf die Webseiten von Zeitungen, TV-Kanälen und Nachrichtenagenturen.¹ Öffentliche Debatten hat man sich in der politischen Theorie, etwa bei Jürgen Habermas oder Hannah Arendt, oft als Diskussionen zwischen eindeutig identifizierbaren Akteuren in einem klar umgrenzten Raum vorgestellt.² Dieses Modell politischer Öffentlichkeit beruft sich auf die *agora* der altgriechischen Stadtstaaten, auf der anlässlich wichtiger Ereignisse (oft ging es um Krieg) im öffentlichen Plenum freier Bürger beraten wurde, was zu tun sei. Öffentliche Debatten der Gegenwart unterscheiden sich von dieser Konstellation nicht zuletzt dadurch, dass ihnen die Ereignisse, anhand derer sie sich kristallisieren, nicht äußerlich sind. In gegenwärtigen Gesellschaften, die sich im Medium der öffentlichen Debatte selbst beschreiben, haben viele der Ereignisse, die zu Kristallisationspunkten von Debatten werden, selbst Debattencharakter. So kann die Publikation eines Buchs, das beansprucht, Teil der öf-

* Der folgende Text gibt in leicht umgearbeiteter Form die Antrittsvorlesung des Verfassers an der Justus-Liebig-Universität Gießen am 15. Dezember 2010 wieder.

fentlichen Debatte zu sein, selbst zu einem Ereignis werden. Dies weist darauf hin, dass Ereignisse nicht einfach eintreten wie Vorkommnisse oder Begebenheiten. Der Historiker Michel Foucault hat den Begriff der *événementialisation* gebraucht, um den Umstand zu benennen, dass Ereignisse nicht einfach vorliegen, sondern dass sie mit Bedeutung angereichert und gegenüber Nicht-Ereignissen und ihrer eigenen Kontinuität mit der Geschichte hervorgehoben werden.³ Nimmt man hier Reinhart Kosellecks Bestimmung des Ereignisses als einer Darstellungsweise des Geschichtlichen hinzu, in welcher ein Vorher von einem Nachher unterschieden wird,⁴ gelangt man zu der Überlegung, dass Ereignisse *verfertigt* werden. Ein Ereignis wird verfertigt, indem Bedeutung und Bedeutsamkeit um einen bestimmten Zeitpunkt herum konzentriert und anhand dieses Zeitpunkts ein Vorher von einem Nachher unterschieden wird. Das Ereignis ist also nicht einfach gegeben wie ein Vorkommnis oder eine Begebenheit. Wenn Vorkommnisse zu Ereignissen aufgestuft und mit einem Mehr an Bedeutung ausgestattet werden, ist dies auch die Folge öffentlicher Debatten, die sich an solchen Ereignissen ebenso entzünden wie sie sie erzeugen.

Die Öffentlichkeiten der Schweiz und Deutschlands haben in der jüngeren Vergangenheit Vorkommnisse zu Ereignissen gemacht, die unmittelbar mit der Frage zusammenhängen, wie die Verhältnisse zwischen der Mehrheitsgesellschaft und der muslimischen Minderheit sind bzw. sein sollten: das erfolgreiche Schweizer Referendum gegen den Bau weiterer Minarette im Land am 29. November 2009 sowie die Publikation des Buchs „Deutschland schafft sich ab“ von Thilo Sarrazin am 30. August 2010. Angesichts der Gemachtheit von Ereignissen lautet meine Vergleichsfrage somit: wie wurden die Ereignisse des Anti-Minarettbau-Referendums und der Publikation von Sarrazins Buch als Einschnitte konstruiert, die Bedeutung für das Verhältnis zwischen Mehrheitsgesellschaft und muslimischer Minderheit haben? Für wen hatten diese verfertigten Ereignisse Bedeutung? Und welche Rückschlüsse erlauben diese Analysen auf Regelmäßigkeiten im Ablauf öffentlicher Debatten?

Einige Bemerkungen zur Methode. Ich folge einer qualitativ strukturierenden Inhaltsanalyse, welche das erhobene Material nach Kriterien, die zuvor theoretisch begründet wurden, ordnet und vergleicht.⁵ Hier geht es um die Frage, wie Ereignisse als bedeutsam für das Zusammenleben von Mehrheit und Minderheit in europäischen Gesellschaften konstruiert wurden. Die Datenbasis besteht aus Berichten, Kommentaren, Interviews und anderen Beiträgen in Tages- und Wochenzeitungen seit dem Ausbruch der Debatten und in der Woche nach dem Ereignis, die durch Suchbegriffe aus Zeitungsdatenbanken ermittelt wurden. Durch diese zeitliche Fokussierung der Erhebung lassen sich die medial-diskursiven Prozesse der Verfertigung der Ereignisse detailliert beobachten.

Die Schweizer Volksabstimmung über den Bau von Minaretten

Am 29. November 2009 sprach sich eine Mehrheit Schweizer Wahlberechtigter für eine Initiative aus, die den Bau weiterer Minarette in der Schweiz verbieten sollte. Die Volksabstimmung ging auf eine Initiative der Eidgenössisch-demokratischen Union (EDU) zurück, eine kleine Organisation ohne Massenbasis. Konkreter Anlass war der Plan der Errichtung zweier Minarette zusätzlich zu den vier, die damals in der Schweiz existierten. Der Initiative wuchs die Unterstützung seitens der Schweizerischen Volkspartei (SVP) zu, die bei den letzten Parlamentswahlen 29 Prozent der Stimmen eingefahren hatte. Schweizer Volksabstimmungen gelten dann als erfolgreich, wenn sich mehr als 50 Prozent der Stimmabgebenden in mehr als 50 Prozent der Kantone dafür aussprechen. Im Falle der Volksabstimmung gegen den Bau von Minaretten war das Ergebnis deutlich: 57,5 Prozent aller Stimmabgebenden stimmten zu, und in 22 von 26 Kantonen stellten sie die Mehrheit.

Diejenigen politischen Parteien, die dem Volksbegehren ablehnend gegenüber standen (u.a. die Regierungsparteien), hatten im Vorfeld der Abstimmung den Protest weitgehend einer Nichtregierungsorganisation mit Namen „Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz“ über-

lassen. So hatte sie auch darauf verzichtet, einen Gegenvorschlag zu formulieren, der dann bei der Abstimmung den Wählern als Alternative vorgelegen hätte. Da vor der Wahl nicht mehr als 37 Prozent der Befragten angegeben hatten, für das Verbot zu stimmen, war das Endergebnis eine Überraschung – nicht nur wegen der klaren Mehrheit der Befürworter, sondern auch, weil die Wahlbeteiligung bei verhältnismäßig hohen 53 Prozent gelegen hatte. Der Schock hierüber verschaffte sich u.a. Ausdruck in einer Webseite, die Scham über das Ergebnis zum Ausdruck brachte und auf der sich binnen 24 Stunden nach dem Referendum bereits 50.000 Menschen eingetragen hatten.

Wie reagierte nun die öffentliche Debatte auf das Vorkommnis, und wie wurde dieses zu einem Ereignis verfertigt? Referenden sind nicht aus sich selbst heraus Ereignisse. Gerade in der Schweiz, in der solche Abstimmungen auf Kantonal- oder Bundesebene häufig vorkommen, gehört das Referendum als politische Form fast schon zum Alltag. Was gerade dieses Referendum zu einem Ereignis werden ließ, waren zwei Umstände: erstens eine gewisse mediale Vorbereitung und Aufmerksamkeit für das Referendum, zweitens aber und vor allem das unerwartete Abstimmungsergebnis, das eine schockwellenartige Kommunikationssequenz auslöste – bzw. durch eine solche Schockwellenkommunikation zum Ereignis gemacht wurde. Ein Schock, nachdem er einmal überwunden ist, fordert Konsequenzen, weil nach ihm nichts mehr ist wie zuvor. Konsequenzen aber für wen? Ich komme damit zur Analyse der Pressedebatte, die sich auf die deutschsprachigen Schweizer Zeitungen bezieht.

Zunächst fällt auf, dass Befürworter wie Gegner des Referendums die Ansicht eint, in der Abstimmung hätte sich der Wählerwille Ausdruck verschafft. Während dies natürlich zur Rhetorik demokratischer Abstimmungen gehört, meldeten sich doch erstaunlich wenige Stimmen, die die Motivation der Befürworter des Minarettbauverbots hinterfragten. Stattdessen geht die Debatte praktisch direkt zur Frage über, was das Ergebnis für die Muslime in

der Schweiz bedeutet. Mit anderen Worten: nicht die Lage der Schweizer Mehrheitsbevölkerung gibt Anlass zur Debatte, sondern die Lage der muslimischen Minderheit und die Handlungszwänge, denen diese nun ausgesetzt ist. Dies veranschaulicht der Kommentar des Luzerner Bildungsdirektors kurz nach dem Referendum, der in der Neuen Luzerner Zeitung wie folgt paraphrasiert wurde: „Nachher seien die islamischen Gemeinschaften gefordert. Diese müssten per entsprechender Kommunikation aufzeigen – denn genau dies sei eine weit verbreitete Befürchtung in Teilen der Bevölkerung –, dass sie nichts mit fundamentalistischem Gedankengut zu tun hätten.“ (Neue Luzerner Zeitung, 1. 12.).

Das Referendum wird somit als politisch bedeutsam in erster Linie für die „Schweizer Muslime“ konstruiert. Damit in Verbindung steht die Erzeugung eines bestimmten öffentlichen Bildes der Schweizer Muslime, ein Bild, das sie für die Aufrechterhaltung des *Dialogs* mit der Mehrheitsgesellschaft in die Pflicht nimmt. Ich gebe einige Anhaltspunkte hierfür. Erstens fallen zahlreiche Berichte in den Schweizer Zeitungen über Reaktionen in der so genannten „islamischen Welt“ – in Ägypten, Syrien oder der Türkei – ins Auge. Während einerseits berichtet wird, dass deren Repräsentanten Entsetzen und Unverständnis angesichts des Referendums geäußert hätten, wird andererseits sofort darauf verwiesen, dass diese Repräsentanten die in der Schweiz lebenden Muslime aufgefordert hätten, Ruhe zu bewahren (Neue Zürcher Zeitung [NZZ], 1. 12.). Die Berichterstattung in islamischen Ländern sei ausgewogen, Politiker oftmals in ihrer Verurteilung des Referendums wesentlich schärfer als religiöse Repräsentanten, so das St. Galler Tagblatt vom 4. 12. Der meistangesehene Geistliche im Libanon „warnte die Schweizer Muslime vor Gewalt und forderte sie auf, einen positiven Umgang mit ihren Mitbürgern zu pflegen“, so ein Bericht. Als weitere Gewährsperson wird der Generalsekretär der Organisation der Islamkonferenz mit den Worten zitiert: „Ich glaube, dass die Muslime in der Schweiz und in der EU daran arbeiten müssen, das wahre Gesicht des Islam zu zeigen, jenes der Toleranz und des Zusammenlebens.“

(NZZ, 1.12.; vgl. auch NZZ, 3.12.). Die erste Auffälligkeit der Berichte in den Schweizer Massenmedien besteht somit in einer Unterstreichung des Aufrufs zur Friedfertigkeit und Dialogbereitschaft an die Muslime durch die „islamische Welt“. Jene Berichte werden von optimistischen Einschätzungen begleitet, die herausstellen, dass Muslime weltweit ihre Gefasstheit und Zurückhaltung dadurch unter Beweis gestellt hätten, dass es praktisch nirgends zu gewalttätigen Protesten gegen das Referendum gekommen sei (ebd.). Durch diese Darstellungen gerät das Referendum zu einem Belastungstest nicht für die Schweizer, sondern für die Muslime weltweit, denn die Implikation ist ja, dass mit gewalttätigen Ausschreitungen zu rechnen war. Das Referendum erscheint so als ein Ereignis, das für die *Muslime* bedeutsamer ist als für die Mehrheitsbevölkerung, denn sie sehen sich nun einem höheren Beobachtungsdruck ausgesetzt.

Zweitens wird in der Presse die muslimische Bevölkerung der Schweiz aufgerufen, den „wahren“, nämlich friedfertigen, Charakter des Islam zu repräsentieren, um der Mehrheitsbevölkerung die Vereinbarkeit des Islam mit der Gesellschaft und Kultur der Schweiz zu demonstrieren (NZZ, 3.12.). „Wir sollten einer anderen Religionsgemeinschaft vertrauen können, dazu muss diese selber aber auch Vertrauen und mehr Transparenz schaffen“ – so bringt es ein Leserbrief an das „St. Galler Tagblatt“ vom 4.12. auf den Punkt. Der ägyptische Schriftsteller Alaa al-Asweani, der vielen europäischen Medien als eine Gewährsperson für das Bild Europas in der islamischen Welt gilt, wird ganz in diesem Sinne mit einem Vorschlag zitiert, islamische Rechtsexperten in die Schweiz zu entsenden, um das Bild der Schweizer vom Islam zu korrigieren. Er rief islamische Geistliche auf, „mit der Entsendung kompetenter Rechtsgelehrter und Kulturwissenschaftler mehr Licht in die schweizerische Debatte um den Islam zu bringen. Auch diese Stimmen, meinte er zuversichtlich, würden im demokratischen Konzert Gehör finden.“ (NZZ, 1.12.). Obwohl al-Asweanis Vorschlag von einer deutlichen Kritik am Referendum begleitet wird, ergibt sich aus der Art und Weise, wie sein Vorschlag in der

Presse dargestellt wird, die Mitteilung an die Muslime, dass es in ihrer Verantwortung liege, falsche Einschätzungen des Islams seitens europäischer Gesellschaften gerade zu rücken. Der ägyptische Schriftsteller figuriert hier somit als eine „islamische“ Autorität, die jene Aufforderung an die Muslime begründet und mit Legitimität ausstattet, ebenso wie der Präsident der Stiftung Islamisches Kulturzentrum, Tuncay Zagli, über den folgendes berichtet wird: „Dass grosses Unwissen oder ein Irrglauben über den Koran und die angeblich darin enthaltenen Vorschriften über Zwangsehe und Verschleierung verbreitet sind, hätten die Muslimas und Muslime der Region im Gespräch mit Schweizerinnen und Schweizern darstellen können.“ (St. Galler Tagblatt, 2.12.).

Drittens werden die Muslime aufgefordert, mit *einer* Stimme zu sprechen und sich mit dieser Stimme zu den Grundwerten der Mehrheitsgesellschaft zu bekennen. Folgendes Zitat entnehme ich aus dem Bericht über eine Talkshow zum Referendum in der Berner Zeitung:

Die Muslime in der Schweiz sollten sich zu unseren Grundwerten bekennen, sagt [Thomas] Wipf [vom Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund]. Dazu gehört auch die Gleichbehandlung von Mann und Frau. [Bundesrätin Eveline] Widmer-Schlumpf wünscht sich mehr Einigkeit unter den Muslimen. Es sei fast unmöglich, alle verschiedenen Strömungen – von den Liberalen bis zu den extrem Konservativen – gemeinsam an einen Tisch zu bringen. – Selbst [Hisham] Maizar vom Dachverband der Muslime fehlt da der Durchblick bei den Muslimen in der Schweiz. [...] „Ins Islamische Haus gehört Ordnung. Muslime sollten sich zusammenraufen“, sagt Maizar. Er wünscht sich aber, dass die Schweiz mehr für die Einigkeit der Muslime unternimmt, was die Bundesrätin klar zurückweist. „Das ist keine Staatsaufgabe.“ (Berner Zeitung, 9. 1. 2010).

Die Muslime sollen sich also selbst organisieren mit dem Zweck, in der Öffentlichkeit als Einheit erkennbar zu sein. Dem entspricht komplexer die Befürchtung, dass sich die Muslime

aus der Öffentlichkeit zurückziehen und sich „in den Hinterhöfen verstecken könnten“. So wird der Basler Regierungspräsident Guy Morin in der Presse wiedergegeben (Basler Zeitung, 1. 12). Zusammen mit der politischen Bedeutsamkeit des Referendums als Ereignis wird somit ein Bild der „Schweizer Muslime“ konstruiert, denen angetragen wird, nach dem Referendum mit der Mehrheit in Dialog zu treten. Das Ereignis des Referendums ist somit in erster Linie bedeutungsvoll für die Muslime – nicht für die Mehrheitsgesellschaft. Man kann sogar sagen, dass sich „die Muslime“ als *öffentliche Figur* erst als Folge der Debatte um das Referendum bilden – und bilden sollen. Eine Figur ist eine Repräsentation einer Person oder einer Gruppe von Personen, deren Gültigkeit nicht von der tatsächlichen Existenz dieser Person oder Gruppe abhängt. Aus dem Pressediskurs wird ersichtlich, dass praktisch das ganze Gewicht der Arbeit des Dialogs dieser Figur aufgebürdet und sie aufgefordert wird, ihre öffentliche Repräsentation zu vereinheitlichen und richtig zu stellen – eine paradoxe Aufforderung, ist doch die Figur selbst nichts als eine Repräsentation.

Diese Einseitigkeit bezüglich der Frage, wer für den Dialog zwischen Muslimen und Mehrheit in der Schweiz nach dem Referendum verantwortlich ist, ist so frappierend, dass die Frage entsteht, wodurch sie ausbalanciert wird. Sie benötigt gewissermaßen ein diskursives Gegengewicht. Dieses Gegengewicht, so vermute ich, ist die *Konstruktion des demokratischen Abstimmungsergebnisses*. Es erscheint trivial festzustellen, dass dieses Ergebnis am 29. 11. da war, aber die Implikationen sind weniger trivial. Denn im Pressediskurs erscheint das Abstimmungsergebnis der Tendenz nach nicht als Ausdruck des *Mehrheitswillens*, sondern eines *allgemeinen Willens* – unabhängig davon, dass viele Schweizer dagegen stimmten. Dieser Konstruktion zufolge hat das Volk seinen Willen bekundet. Die Auslegung der Mehrheit als Wahlvolk und als Souverän, wie sie in der Presse betrieben wird, macht die Abstimmung somit unantastbar (NZZ, 1. 12.).

Gleichzeitig geht damit jedoch eine andere Souveränität verloren. Der politische Theoreti-

ker Claude Lefort und der Soziologe Marcel Gauchet haben argumentiert, dass die eigentliche demokratische Souveränität darin begründet liegt, dass sich im Akt der Wahl ein sichtbarer Unterschied zwischen der Vertretung des Volks in den politischen Institutionen – etwa den Parteien – und dem tatsächlichen Abstimmungsverhalten einstellt.⁶ Der Wahlakt ist souverän nicht deswegen, weil sich eine Mehrheit bildet, die den allgemeinen Willen repräsentiert, sondern weil jeder einzelne Abstimmungsakt jedes einzelnen Bürgers in seinem Zustandekommen *einzigartig* ist. Denn dadurch unterläuft der Akt der Wahl in seiner Singularität jeden Anspruch auf Repräsentation „des Volks“ durch die politischen Institutionen. Im Wahlakt bleibt die Gesellschaft und ihre irreduzible Pluralität stets der Souverän gegenüber den politischen Institutionen. Der Diskurs über das Schweizer Referendum gegen den Bau von Minaretten aber geht über *diese* Souveränität hinweg. Übrig bleiben nur die Stimmzahlen, die das Ereignis begründen – die Stimmen dahinter verstummen. Der allgemeine Wille manifestiert sich als Ereignis – und kann dies doch nur, insofern die öffentliche Darstellung des Ereignisses die Tatsache ausblendet, dass der Souverän nicht einheitlich und mit sich selbst identisch ist.

Diese Diskrepanz zwischen der öffentlichen Darstellung des allgemeinen Willens des Volkes und seiner tatsächlichen Vielgesichtigkeit ist nicht nur eine theoretische Figur. Man denke etwa daran, dass es gegenwärtig immer schwerer fällt, Wahlergebnisse mit eindeutigen Motivationslagen, Milieuzugehörigkeiten oder sozialstrukturellen Positionen der Wähler in Verbindung zu bringen. Je mehr Variablen bekannt werden, die mit einem bestimmten Abstimmungsverhalten korrelieren, desto diffuser und unbestimmbarer wird „das Wahlvolk“ als Ganzes. Die Schweizer Debatte setzt dieser empirischen Gemengelage ein resolutes „Das Volk hat gesprochen“ entgegen. Die Volksabstimmung wird somit als ein Ausdruck einer Rousseauschen *volonté générale* betrachtet, als eine Stellungnahme des Volkes, die fordert, dass die andere Seite antworten möge. Um sich selbst als *ein* Wahlvolk formieren zu können,

benötigt sie eine antwortende Figur, ein Gegenüber. Als dieses Gegenüber fungiert in der öffentlichen Debatte die Figur der Schweizer Muslime. Die Funktion dieser Figur besteht darin, dem „Wahlvolk“ eine Antwort schuldig zu sein.

Das Referendum war kein Ereignis per se, sondern ein Vorkommnis, das durch eine *shockwellenartige Kommunikation* zu einem Ereignis gemacht wurde. In dieser Kommunikation fand eine Bestimmung des Verhältnisses zwischen Mehrheit und muslimischer Minderheit statt, in der die politischen Konsequenzen des Referendums überwiegend den Muslimen zugeschrieben wurden. Für die schweigende Mehrheit hat das Ereignis, folgt man dem Pressediskurs deutschsprachiger Schweizer Medien, nicht die Bedeutung einer Zäsur, sondern einer Rekonstitution als Souverän gegenüber der Minderheit. Und damit sich dieser Souverän konstituieren kann, braucht er jemanden, der ihm eine Antwort schuldig ist. Dieser Jemand ist die Figur der „Schweizer Muslime“.

Die Debatte um „Deutschland schafft sich ab“

Die deutsche Debatte um die Publikation des Buchs „Deutschland schafft sich ab“ von Thilo Sarrazin zeigt, dass Reaktionen auf ein Ereignis erfolgen können, bevor es überhaupt stattgefunden hat. Denn hier wurde das Ereignis bereits vor seinem Stattfinden konstruiert und auch kritisch reflektiert. Daran sieht man, dass die Reaktionen zumindest nicht unbeteiligt daran sind, das Ereignis symbolisch zu formen, auf das sie dann erst zu reagieren scheinen. Im Falle von Sarrazins Buch handelte es sich darum, dass einzelne Abschnitte bereits vor Erscheinen des Buchs und seiner Vorstellung durch den Autor am 30. August 2010 in der „Bild-Zeitung“ und im „Spiegel“ abgedruckt worden waren. Während man darin – wie es in der Folge auch nicht wenige Kommentatoren taten – einfach eine Werbekampagne des Verlags sehen mag, bei dem Sarrazins Buch erschienen ist, ist die Zeitstruktur dieses Vorgangs komplexer.

Die Vorabdrucke des Buchs riefen ein Echo hervor, welches die Weichen für die Debatte zum Zeitpunkt des Erscheinens des Buchs bereits gestellt haben würde.⁷ So gaben unmittelbar nach Abdruck einiger Passagen aus „Deutschland schafft sich ab“ sowohl SPD-Chef Sigmar Gabriel als auch Kanzlerin Angela Merkel ihre Ansichten wieder, dass das Buch nicht hinnehmbar sei. Gabriel ließ am 23.8. verlauten, das vorab Veröffentlichte sei teilweise „dämlich“, die Sprache „gewalttätig“ und das Buch unter Umständen „rassistisch“. Merkel ließ am 24.8. über ihren Pressesprecher Steffen Seibert mitteilen, das Buch enthalte Formulierungen, „die für viele Menschen in diesem Land nur verletzend sein können, die diffamieren, die sehr, sehr polemisch zuspitzen und die überhaupt nicht hilfreich sind bei der großen nationalen Aufgabe in diesem Land, bei der Integration voranzukommen“. So war die Debatte um das Buch einerseits durch ein Echo vorgezeichnet, das ihm vorauslief. Andererseits aber war dieses Echo maßgeblich dadurch bedingt, dass es sich um *Vorabdrucke* eines Buchs handelte. Wären es beispielsweise nur Intervieweinlassungen der Art gewesen, für die Sarrazin schon im Jahr zuvor – am 30. September 2009 in der Zeitschrift „Lettre International“ – bekannt geworden war, wäre die öffentliche Reaktion vermutlich viel leiser ausgefallen. Allein die Tatsache, dass es sich um *Auszüge* aus einem *Buch* handelte, das aber *noch nicht veröffentlicht war*, macht die Vehemenz der Einlassungen verständlich.

Die öffentlichen Reaktionen auf ein Buch vor dessen Erscheinen gaben der Debatte im Vergleich zu derjenigen um das Minarettbau-Referendum in der Schweiz eine andere Prozessstruktur. Das Ereignis der Publikation von „Deutschland schafft sich ab“ war ein in doppeltem Sinne *diskursives* Ereignis. „Diskursiv“ bezieht sich hier sowohl auf die Weise der Konstruktion des Ereignisses als auch auf das Konstrukt selbst. Das Ereignis war ein Buch, selbst Teil einer öffentlichen Debatte, eines Diskurses. Zugleich erfolgte die Ereigniskonstruktion ebenfalls auf diskursivem Wege, d.h. durch Einlassungen von Politikern, Prominenten, Intellektuellen und Bürgern (etwa durch Leser-

briefe), die dann durch Veröffentlichung in Zeitungen, im Internet oder im Fernsehen publik gemacht wurden. Diese Kontinuität zwischen dem Charakter einer Buchpublikation und dem der sozialen Prozesse, die sie zu einem Ereignis machten, erzeugte Debattenstrukturen, die ihren Verlauf entscheidend prägten.

So „lebte“ die Debatte um Sarrazins Buch wesentlich von Verweisen zwischen einzelnen Beiträgen, die es der Debatte jederzeit erlaubten, jeden Beitrag als Teil des Ereignisses „Deutschland schafft sich ab“ zu deuten – auch dann, wenn Beiträge der Intention nach die *Debatte* zum Gegenstand ihrer Analyse hatten und nicht das Buch selbst. Eine solche Debatte über die Debatte konnte sich zu keinem Zeitpunkt von dem Ereignis, zu dem das Buch gemacht worden war, ablösen. Im Gegenteil: gerade die Kommentare *über* die Debatte wurden Teil der Dynamik der Debatte und damit selbst zum Teil des Ereignisses. Im Unterschied zur Schweiz, wo man es mit einer schockwellenartigen öffentlichen Kommunikation zu tun hatte, folgte die „Sarrazin-Debatte“ eher einer Art *Tagesordnung*: Stellungnahmen und Positionierungen bestimmter Akteure waren zu einem sehr frühen Zeitpunkt erwartbar, wurden denn auch öffentlich abgefragt und so gewissermaßen abgearbeitet. Das zeigt sich exemplarisch anhand eines wiederkehrenden Topos in der Diskussion, nämlich der Frage, wie wichtig es war, *das Buch tatsächlich gelesen zu haben*, um an der Debatte teilnehmen zu können. Hierauf werde ich gleich zurückkommen.

Zunächst jedoch eine Fortführung der Chronologie der Debatte, die Sarrazins Buch zum Ereignis machte. Bereits am 24. 8. wurden Reaktionen von Politikern auf Buchausschnitte veröffentlicht. Neuköllns Bezirksbürgermeister Heinz Buschkowsky (SPD) wird dahingehend zitiert, Sarrazin schreibe das auf, was Insider längst wüssten. Kenan Kolat, Bundesvorsitzender der Türkischen Gemeinde in Deutschland, vermisste laut Presseberichten die „Erfolge und Verdienste der Zuwanderergenerationen“. Der Berliner CDU-Fraktionschef Frank Henkel, in Anspielung auf Sarrazins Vergangenheit als Finanzsenator in Berlin, äußerte Unverständnis darüber, dass Sarrazin „die auch von ihm verur-

sachten Missstände beklagt“. Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt wird deutlich, welche Rolle die Presse bei der Konstruktion des Ereignisses „Deutschland schafft sich ab“ spielen wird: Sie sammelt, bündelt und komprimiert Meinungen und Ansichten verschiedener thematisch involvierter Akteure, erzeugt Erwartungen weiterer Positionierungen und verfertigt mit beidem die Relevanz des Buchs.

Derselbe Prozess lässt sich in den Pressekompilationen von Reaktionen nachweisen, in denen Konsequenzen gefordert werden. So werden die AG Migration der Berliner SPD, ihre Vorsitzende und Abgeordnete Ülker Radziwill und der integrationspolitische Sprecher der SPD-Fraktion, Raed Saleh, mit der Frage zitiert, ob Sarrazin noch Mitglied der SPD bleiben könne. Über den Fraktionschef der Linken, Udo Wolf, wird berichtet, er halte Sarrazins Äußerungen für „unerträglich rechtspopulistisch“, sie wirkten „gesellschaftszersetzend und desintegrierend“. Der Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration verurteilte Sarrazin für die Verbreitung „von statistisch verbrämten Halbwahrheiten, Vorurteilen, Unterstellungen und bössartigen Verallgemeinerungen“. Die Ausländerbeauftragte der Bundesregierung, Maria Böhmer (CDU), warf Sarrazin am Dienstag „pauschale Polemik gegen muslimische Migranten“ vor, die „diffamierend und verletzend“ sei. Am selben Tag trat Sarrazin erstmals seit dem Beginn der Debatte öffentlich auf, indem er Passagen aus seinem Buch vorlas.

Die Konstruktion des Ereignisses des Buchs konsolidierte sich weiter ab dem 25. 8., als eine ganze Reihe von Zeitungen (Berliner Morgenpost, Wormser Zeitung u.a.) begannen, die bisherige Debatte zusammenzufassen und das Ereignis mit Bedeutung anzureichern, indem ihm immer neue Facetten und potenziell involvierte Akteure beigelegt wurden: der beleidigende und möglicherweise rassistische Grundtenor des Buchs; der drohende SPD-Ausschluss und Entlassung aus dem Vorstand der Bundesbank; die Nähe zur NPD, in die Sarrazin von unterschiedlichen Kritikern gerückt wird. Am 27. 8. führen die Stuttgarter Nachrichten die Bestandsaufnahme fort, indem Stellungnahmen

von CDU-Politiker und Chef des Auswärtigen Ausschusses, Ruprecht Polenz, von Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland, Stephan Kramer, von Grünen-Fraktionschefin Renate Künast sowie von Bundesbankchef Axel Weber zusammengetragen werden. Zur Ereigniskonstruktion gehört auch, dass am selben Tag und in denselben Blättern erstmals Informationen über die sehr hohen Vorverkaufszahlen des Buches bekannt werden.

Am 28. und 29. 8. setzt sich die diskursive Ereigniskonstruktion fort, indem viele Zeitungen Leserbriefe (Tagesspiegel), Interviews mit Sarrazin (Berliner Morgenpost) sowie Stellungnahmen seiner Gegner (Frankfurter Rundschau) abdrucken. In diesen passieren die Beiträge der vergangenen Woche Revue und verdichten sich gleichsam zu einem Tableau der Ansichten zum Thema. Am Montag, dem 30. 8., wird dann schließlich das Buch auf der Bundespressekonzferenz von der Soziologin Necla Kelek vorgestellt, die sich in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (31. 8.) folgendermaßen äußert: „Hier hat ein verantwortungsvoller Bürger bittere Wahrheiten drastisch ausgesprochen und sich über Deutschland den Kopf zerbrochen“. Keiner der Kritiker von Sarrazins Buch habe bisher inhaltlich auf die Vorschläge Sarrazins reagiert, geschweige seine Thesen widerlegt, wird Kelek weiter paraphrasiert.

Die Widerlegung des Buchs bildet Gegenstand der Diskussion in den darauf folgenden Tagen. Am Abend der Buchpräsentation trifft Thilo Sarrazin in Reinhold Beckmanns Talkshow auf den Vorwurf des inszenierten Tabubruchs (Renate Künast), der „verächtlichen Art und Weise“ seiner Äußerungen (Aygül Özkan, Ministerin für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration in Niedersachsen), der Veraltetheit der Argumentation (Wissenschaftsjournalist Ranga Yogeshwar) und des Auslösens einer „großen Wut bei jungen Leuten“ (Sozialpädagoge Thomas Sonnenburg). Diese Beiträge werden Tags darauf in der Presse hervorgehoben (etwa der Berliner Morgenpost). Im Laufe der Woche werden weitere inhaltliche Aspekte des Buchs diskutiert sowie weitere Dossiers und Tableaus von öffentlichen Meinungen zusammengetragen, die die Journalistin Sibylle

Thelen in der Stuttgarter Zeitung bereits am Freitag, dem 3. 9. wie folgt zusammenfasst und damit quasi für abgeschlossen erklärt: „Sozialdarwinismus und Biologismus, genetischer Schicksalsfatalismus und demografische Apokalypse, Sozialphilosophie und Sozialmissbrauch – vieles ist in den vergangenen Tagen mit voller Berechtigung und fundiert diskutiert worden. Sarrazins Zuspitzungen wurden entlarvt, sein Szenario der Angst mit Argumenten entkräftet.“ An den inhaltlichen Grundkoordinaten der Diskussion hat sich seitdem tatsächlich nicht mehr viel geändert.

Die Debatte um Sarrazins Buch war bereits vor der Publikation eine Debatte, die ein Ereignis begründete. Eine Analyse der Art und Weise, wie dieses Ereignis mit politischer Bedeutung versehen wurde, ein Vorher von einem Nachher unterschied sowie die Mehrheit von der Minderheit trennte, zeigt nun, dass diese Zuschreibungen von Bedeutsamkeit wenig bis nichts mit dem Inhalt des Buchs zu tun haben. Mit anderen Worten: Was das Buch zu einem Ereignis machte, war nicht das, was in ihm stand. Um dies genauer darzulegen, muss man auf einen bereits erwähnten Topos der Diskussion eingehen: nämlich den Topos des „gelesen Habens“. Sarrazin gebrauchte in seinen öffentlichen Stellungnahmen häufig das Argument, seine Gegner hätten das Buch nicht gelesen, um deren Vorwürfe, es enthalte rassistische Argumente, abzuwehren. Zum ersten Mal zeigt sich diese Strategie am 26. 8. in einem Interview mit der „Zeit“:

ZEIT: Sie sagen, dass Intelligenz vererbbar ist, aber verschweigen, dass sie auch von Umwelteinwirkungen abhängt und Wechselwirkungen zwischen Anlage und Umwelt bestehen. Mit der Vererbung ist es also nicht getan.

Sarrazin: Das hatte ich gerade gesagt. Nicht umsonst findet sich in meinem Buch ein langes Kapitel über Bildung. Das haben Sie hoffentlich genauso gründlich gelesen. (Die Zeit, 26. 8.).

Ein weiteres Beispiel findet sich in der Berliner Morgenpost:

Morgenpost: Herr Sarrazin, Ihr Buch ist schon vor Erscheinen ein Bestseller. Haben Sie sich schon bei der Kanzlerin und SPD-Chef Gabriel bedankt, die sich werbewirksam empört haben?

Thilo Sarrazin: Es ist erstaunlich, wie viele Menschen über das Buch reden, ohne es gelesen zu haben. Aber es scheint so, dass sich Frau Merkel zu einer meiner besten Verkaufsförderinnen gemacht hat. [...] Ich äußere mich nicht zu Kommentaren von Leuten, die mein Buch erkennbar nicht gelesen haben. Das gilt auch für Sigmar Gabriel (Berliner Morgenpost, 29. 8.).

Erstaunlicherweise verwenden Sarrazins Kritiker keine übertriebene Energie darauf, diesen Einwand zu entkräften, und weisen stattdessen zur Begründung ihrer Kritiken auf die Vorabdrucke des Buchs. Hier besteht eine Parallele zu einer anderen öffentlichen Debatte anlässlich einer Buchpublikation, nämlich des Buchs „Satanische Verse“ von Salman Rushdie im Jahre 1988. In dieser Debatte äußerten sowohl vehemente Gegner wie entschiedene Befürworter des Buchs, dass es unnötig sei, es zu lesen, um seine Bedeutung einzuschätzen. Während die Gegner zumeist argumentierten, das Buch verletze die Würde des Islam schon in seinem Titel und dürfe daher nicht gelesen werden, um verurteilt werden zu können, konkretierten die Befürworter, schon allein die Drohungen gegen Rushdie rechtfertigten ein Einstehen für die Werte der öffentlichen Meinungsfreiheit, unabhängig davon, was Rushdie tatsächlich geschrieben habe.⁸ Nicht unähnlich scheint es sich mit Thilo Sarrazins Buch zu verhalten. Die gesellschaftliche und politische Bedeutung, die dem Buch zugeschrieben wird, liegt weniger in dem, was geschrieben steht, sondern in der Anschlusskommunikation, die das Buch erzeugt – die Bedeutung des Buchs liegt mithin in der Debatte. Das kann man anhand folgender drei Merkmale der Debatte zeigen.

Erstens: Sarrazins Befürworter stützten sich von Anfang an weniger auf die inhaltlichen Argumente als eher darauf, dass Sarrazin zum Ausdruck bringe, was viele denken. Berufen konn-

ten sie sich auf einen Satz des Autors: Er wolle das „große gesellschaftliche Bedürfnis nach ungeschminkter Wahrheit“ bedienen, hieß es im Buch, wie am Montag einige Zeitungen berichteten (etwa die Aachener Zeitung, 30. 8.). Zugleich bestritt Sarrazin, ein Tabu gebrochen zu haben: er spreche nur das aus, was die Gesellschaft denke, wenngleich die politische Klasse es nicht hören wolle. Interviews mit Kaufinteressierten in Berliner Buchläden, die in den Zeitungen publiziert wurden, untermauerten ebenfalls den Eindruck, der Wert von Sarrazins Buch liege darin, dass es die Kluft zwischen politischer Korrektheit und Wirklichkeit anprangere (Tagesspiegel, 28.8.). Zur Ereigniskonstruktion gehörte somit eine Rahmung des Buchs als allgemeine Stellungnahme zum Verhältnis zwischen Politik und Bürgern unabhängig von seinem besonderen Inhalt.

Zweitens: der Wert des Buchs steht und fällt in der öffentlichen Diskussion mit der Frage, ob es einen „wichtigen Beitrag zur Debatte“ um Integration und Migration geleistet habe. Eine solche Debatte versprach der Spiegel bereits anlässlich des ersten Abdrucks von Kostproben aus Sarrazins Buch. Auch die frühen Einlassungen Gabriels und Merkels erzeugten von Anfang an die Erwartung einer Debatte. Die Befürworter und auch einige Kritiker bescheinigen dem Buch diese Leistung, zum Beispiel Necla Kelek: „Der Eindruck dränge sich auf“, so zitiert das Hamburger Abendblatt die Soziologin am 30. 8., „dass eine längst überfällige Debatte mit ‚bewährten Begriffen wie Rassismus und Populismus kontaminiert werden soll““. Die meisten Kritiker indes sprechen dem Buch dieses Verdienst ab. Renate Künasts Auftritt bei Beckmann etwa wird in der Presse folgendermaßen wiedergegeben: „Renate Künast (Bündnis 90/Die Grünen) tat es um die Zeit leid, die sie mit dem überholten Zeug verbringen musste“ (Tagesspiegel, 1. 9.). Resümierend wird konstatiert: „Trotz aller Kritik an Sarrazin haben seine Thesen eine neue Integrationsdebatte in Deutschland ausgelöst.“ (Berliner Morgenpost, 3. 9.).

Drittens: im Zusammenhang hiermit ist die Eigentümlichkeit zu sehen, dass Popularität und inhaltliche Angemessenheit des Buchs in der

Debatte voneinander getrennt werden. Auch die Kritiker Sarrazins räumen ein, dass die Bedeutung des Buchs in seiner Popularität bestehe. Gabriel berichtete, dass 90 Prozent der Zuschriften, die die SPD-Zentrale in Sachen Sarrazin erreichten, Zustimmung äußerten (Spiegel-Online, 3. 9.). Immer wieder erwähnt wurden Umfragen und E-Mail-Zuschriften, etwa während Beckmanns Talkshow, deren Auswertung stets ergeben hätte, dass dem Buch mehrheitlich Zustimmung entgegengebracht werde. An dieser Zustimmung führt für die Kritiker zwar kein Weg vorbei, aber ihnen steht die Möglichkeit offen, das Eingeständnis der Popularität des Buchs von seinen Aussagen zu trennen, wie folgendes Beispiel zeigt: „Die Argumentation von Merkel, Gabriel und Co.: Ja, es stimmt, nicht alles in der Integrationspolitik läuft nach Plan. Und nein, man kann deshalb keine derart verallgemeinernden Thesen wie Sarrazin aufstellen.“ (Spiegel-Online, 3. 9.). Auf diese Weise gewann die Popularität des Buchs ein Eigenleben als „Teil einer Debatte“, und zwar unabhängig von den im Buch vorfindlichen Thesen. Fragt man nun, wie die politische Bedeutung des Ereignisses „Deutschland schafft sich ab“ in der öffentlichen Debatte hervorgebracht wurde, dann bildet diese Eigentümlichkeit der Debatte, den Inhalt des Buchs für letztlich wenig relevant zu erklären, ihre eigentliche Pointe. Die Publikation des Buchs wurde in den Medien als ein Ereignis konstruiert, dessen Bedeutung weniger in dem tatsächlichen Gehalt des Buchs besteht, sondern darin, einen *Anstoß* gegeben zu haben: einen Anstoß, politische Verkehrsformen, Bürgerferne der Politiker, das Verschweigen unliebsamer Wahrheiten und anderes zu kritisieren. Mit anderen Worten: Das Buch findet seine politische Raison in der Existenz dieser Debatte. Eben deswegen konnte sie beginnen, bevor das Buch überhaupt vorlag. Beispielhaft findet sich diese Raison in folgendem Beitrag aus der Stuttgarter Zeitung (3.9.):

Es war keine schlechte Debatte, auch wenn ihre Hauptperson keine gute Figur gemacht hat. – Und doch wäre es ein Fehler, die Debatte zu beenden, denn es gibt

nicht nur diejenigen, die sich mit Fakten gegen Analysen à la Sarrazin verwahren. Es gibt auch diejenigen, die genau die Ängste empfinden, von denen er schreibt. Ein Abbild davon vermittelt das Internet, man muss nur die Kommentare dort lesen.

Dieses Zitat besagt folgendes: auch wenn das, was Sarrazin schreibt, falsch ist, ist es bedeutsam, weil es zum Kristallisationspunkt von Ängsten der Mehrheitsgesellschaft wird. Und diese müssen abgearbeitet werden. Die Verlaufsstruktur der Debatte ist, im Unterschied zur Schweiz, weniger als ein schockwellenartiges Echo auf ein als Schock konstruiertes Ereignis zu veranschaulichen, sondern eher als Abfragen von Positionen, Problematiken und Stellungnahmen bei erwartbaren Akteuren – und zwar genau deswegen, weil es eine *angekündigte* Debatte war. Es ist tatsächlich, als ob die Debatte eine Tagesordnung hätte.

Es ist diese Verlaufsstruktur der Debatte, durch die in Deutschland das Verhältnis zwischen Mehrheit und muslimischer Minderheit bestimmt wird. In der Schweiz wurde jenes Verhältnis dadurch bestimmt, dass die politischen Konsequenzen des Referendums der Minderheit zugeschrieben wurden. In Deutschland ist es in gewisser Weise umgekehrt, denn die Debatte durchläuft einen *Parcours*, der fast schon gezielt in Richtung allgemeiner Fragen politischer Mehrheitskultur – und nicht zuletzt Debattenkultur – in Deutschland führt. Das Ereignis Sarrazin wird somit als Kristallisationspunkt *mehrheitsgesellschaftlicher* Fragen des demokratischen Zusammenlebens konstruiert – und das ist der Grund, warum ein Buch, das sich mit *Minderheiten* befasst, für eine solche Debatte *inhaltlich* nicht wichtig ist.

Resümee: Debattenverläufe vergleichend analysieren

Ich fasse die Ergebnisse meiner Ausführungen zusammen. Deren theoretisch-methodischer Ausgangspunkt war erstens, dass sich zeitgenössische Gesellschaften über öffentliche Debatten selbst beschreiben; zweitens, dass diese

nicht nur themenbezogen sind, sondern immer bestimmten Anlässen folgen; dass aber drittens, diese Anlässe nicht einfach da sind, sondern als Ereignisse in der Debatte hergestellt werden. Die Art und Weise, wie zwei europäische Gesellschaften über das Verhältnis zwischen Mehrheit und Minderheit debattieren, belegt diesen Mechanismus aufs Erhellendste. In der Schweiz wie in Deutschland wurden zwei Vorkommnisse zu Ereignissen aufgestuft, denen politische Bedeutsamkeit für dieses Verhältnis zugesprochen wurde. Ich wollte zeigen, was genau hier „politische Bedeutsamkeit“ heißt – insbesondere, für wen diese gemachten Ereignisse als bedeutsam dargestellt wurden, für die Mehrheit oder für die Minderheit.

Die Debatte, die sich an das Referendum in der Schweiz anschloss, war eine Schockwellendebatte, die die Frage nach den Konsequenzen des unerwarteten Abstimmungsergebnisses in den Vordergrund schob. Sie reichte die Verantwortung für die Folgen des Referendums an die Muslime weiter. Es waren die Muslime, die nach dem 29. November 2009 zu intensivierten Bemühungen um Dialog aufgerufen wurden und denen angetragen wurde, öffentlich mit einer Stimme zu sprechen, damit sie dem allgemeinen Willen des Wahlvolkes Rede und Antwort stehen können.

Im Unterschied hierzu ist in Deutschland der Adressat, für den die Debatte um Thilo Sarrazins Buch bedeutsam ist, letztlich die Debatte selbst, und sie ist eine Debatte unter Deutschen. Das Buch stellt so etwas wie einen Platzhalter dar, der so gut wie irgendein anderer geeignet ist, eine solche Debatte auszulösen, weil sie einer Art Agenda folgt, die nacheinander verschiedene Positionen abarbeitet. Deswegen war es so wenig entscheidend, ob das Buch tatsächlich, und von wem, gelesen wurde. Deswegen auch blieb von Sarrazins tatsächlichen Argumenten und von seinen Vorwürfen, seine Kritiker hätten das Buch nicht gelesen, so wenig übrig. Was übrig blieb, war eine Auseinandersetzung, in der es um sehr allgemeine Dinge wie die Ferne zwischen Bürgern und Politikern, den Umgang mit diffusen Ängsten oder die Möglichkeit einer Volkspartei rechts von der CDU ging. Alle die-

se Dinge hatten mit politischen Belangen der Mehrheitsgesellschaft zu tun – und wenig mit denen der Minderheit.

Öffentliche Debatten erscheinen häufig als Debatten „über etwas“, so als existiere dieses Etwas vollkommen unabhängig von der Art und Weise, wie es diskutiert wird. Die Debatten in der Schweiz und in Deutschland zum Verhältnis zwischen Mehrheitsgesellschaft und muslimischer Minderheit führen jedoch vor Augen, dass die Ereignisse, die sie auslösten, selbst Konstrukte der Debatte sind – und mehr noch, dass die Folgen solcher Debatten höchst manifeste Konsequenzen für das Verhältnis von Mehrheit und Minderheit haben können. Eine vergleichende Analyse nicht nur des „Was“, sondern auch des „Wie“ der öffentlichen Debatte – Verlaufsmuster, Figuralisierungen und Adressierungsformen – bleibt daher wichtige Aufgabe der politischen Soziologie und der Kulturosoziologie.

Anmerkungen:

¹ S. Felix Schrape: *Neue Demokratie im Netz? Eine Kritik an den Visionen der Informationsgesellschaft*. Bielefeld: transcript 2010.

² Hannah Arendt: *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*. München: Piper 1967; Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Neuwied/Berlin: Luchterhand 1962.

³ Michel Foucault: Diskussion vom 20. Mai 1978, in: Ders.: *Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2009, S. 248–265. Ich danke Nicole Falkenhayner und Özkan Ezli (beide Universität Konstanz) für den Hinweis. S. auch Özkan Ezli: Einleitung, in: Ders. (Hg.): *Kultur als Ereignis. Fatih Akins Film „Auf der anderen Seite“ als transkulturelle Narration*. Bielefeld: transcript 2010, S. 7–14.

⁴ Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979.

⁵ Philipp Mayring: Qualitative Inhaltsanalyse, in: Uwe Flick u.a. (Hg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz, S. 209–213.

⁶ Claude Lefort und Marcel Gauchet: Über die Demokratie. Das Politische und die Instituierung des Gesellschaftlichen [Mitschrift und Redaktion einer Lefort-Lesung von 1966/67 durch Marcel Gauchet], in: Ulrich Rödel (Hg.): *Autonome Gesellschaft und libertäre Demokratie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990, S. 89–122; Marcel Gauchet: Tocqueville, Amerika und wir. Über die Entstehung der demokratischen Gesellschaften, in: Ulrich Rödel (Hg.): *Autonome Gesellschaft und libertäre Demokratie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990, S. 123–206.

- ⁷ In den folgenden Abschnitten, die die Chronologie der Debatte bis zum Erscheinen des Buchs wiedergeben, zitiere ich Agenturmeldungen (meist dpa) sowie deren ubiquitäre und nahezu wortgleiche Aufgriffe in unterschiedlichsten Zeitungen (s. die Datenbank LexisNexis).
- ⁸ Diesen Hinweis verdanke ich Nicole Falkenhayner (Konstanz), die in ihrem Dissertationsprojekt „Repräsentation und Erinnerung: Die Rushdie-Affäre“ der öffentlichen Figuralisierung der „British Muslims“ in der Gegenwart nachgeht, in der die Vergegenwärtigung der Debatte um Salman Rushdies Buch „The Satanic Verses“ eine zentrale Rolle spielt.

Kontakt:

Prof. Dr. Andreas Langenohl
Justus-Liebig-Universität Gießen
Institut für Soziologie
Karl-Glöckner-Straße 21 E
35394 Gießen
E-Mail:
andreas.langenohl@sowi.uni-giessen.de



Ludwig Stecher

Bildungsforschung als Mikro-Makro-Puzzle

Anmerkungen zur Programmatik der Empirischen Bildungsforschung*

1. Das Makro-Mikro-Makro-Modell von James Coleman

Aus meiner Sicht legt James S. Coleman in seinen „Grundlagen der Sozialtheorie“ (1995) einen der überzeugendsten Ausgangspunkte zu einem der grundlegenden Probleme der Sozialforschung vor – und damit auch zu dem Grundproblem der Bildungsforschung, das im Mittelpunkt meines Beitrags steht: Das Problem des Makro-Mikro-Makro-Übergangs. Coleman beginnt seine Überlegungen damit, dass viele Behauptungen bzw. Aussagen auf der Makro-Ebene etwa folgende Form haben: eine Veränderung auf Systemebene zieht eine Veränderung auf Systemebene in anderen Bereichen nach sich. Coleman exemplifiziert dies am Beispiel Webers Theorie zur Entstehung des Kapitalismus: eine Veränderung im Bereich der religiösen Werte, die sich mit dem Calvinismus durchsetzt, so Webers These, führt zu einem Wandel der Wirtschaftsorganisation der Gesellschaft, begünstigt die Entstehung des Kapitalismus (vgl. Coleman 1995, S. 8).

Es würden uns im Bereich der Bildungsforschung ebenso zahlreiche vergleichbare Makro-Aussagen einfallen wie etwa:

- Die Einführung modularisierter Studiengänge in Europa erhöht die internationale Mobilität der Studierenden.
- Oder: Die Einführung von Förderklassen – wie etwa der SchUB-Klassen in Hessen – fördert die schulische und berufliche Integration der beteiligten Jugendlichen.

Oder, und bei diesem Beispiel möchte ich mit Blick auf meine Forschungserfahrungen der letzten Jahre zunächst bleiben: Die Einführung

bzw. der Ausbau der Ganztagschule führt – neben der Förderung sozialer, interkultureller, demokratischer, fachübergreifender etc. Kompetenzen – zu einer Verbesserung der (durchschnittlichen) Schul- und Lernleistung bei den Schülerinnen und Schülern.

Dies ist eine Aussage, wie sie sich etwa aus dem offiziellen Maßnahmenkatalog der Kultusministerkonferenz (KMK) vom Dezember 2001 als Reaktion auf die Ergebnisse der ersten PISA-Runde ableiten lässt. Gefordert werden dort in einem von sieben Handlungsfeldern: „Maßnahmen zum Ausbau von schulischen und außerschulischen Ganztagsangeboten mit dem Ziel erweiterter Bildungs- und Fördermöglichkeiten, insbesondere für Schülerinnen und Schüler mit Bildungsdefiziten und besonderen Begabungen.“ (KMK, in Tillmann 2005, S. 52)

Bei dieser Aussage werden, wie bereits gesagt, zwei Makro-Phänomene miteinander verknüpft: die Einführung der Ganztagschule in der Gesellschaft (bzw. technisch gesprochen der Anteil an Ganztagschulen innerhalb einer Gesellschaft) einerseits und die durchschnittliche Schulleistung aller Schülerinnen und Schüler andererseits.

Diese Verknüpfung lässt sich dabei als mehr oder weniger direkter Zusammenhang etwa in folgender Weise lesen: Je höher der Anteil der Ganztagschulen, desto höher die durchschnittliche Schulleistung der Schülerschaft, oder allgemein: Ganztägige Schulform begünstigt Leistungsentwicklung.

Wollte man die Gültigkeit dieser Aussage auf der Makro-Ebene überprüfen, böte es sich in einem ersten Schritt an, Länder mit einem unterschiedlichen Anteil an Ganztagschulen mit Blick auf die durchschnittliche Schulleistung der Schülerinnen und Schüler miteinander zu vergleichen. Die Daten der OECD machen einen solchen Vergleich möglich.

* Dieser Beitrag ist der Text meiner gekürzten und überarbeiteten Antrittsvorlesung, die ich am 16. November 2009 an der Universität Gießen gehalten habe.

Nehmen wir als näherungsweise Indikator für den Anteil von Ganztagschulen bzw. das Ausmaß an Ganztagsbeschulung die absolute Zahl der planmäßig vorgesehenen Unterrichtsstunden für die Schülerinnen und Schüler zwischen 12 und 14 Jahren, wie sie im OECD-Bericht Education at a Glance etwa für das Jahr 2005 ausgewiesen sind, so ergibt sich für einzelne ausgewählte Länder folgendes Bild (siehe Abbildung 1).

Finnische Schülerinnen und Schüler verbringen im Alter zwischen 12 und 14 Jahren mit durchschnittlich etwas mehr als 800 Zeitstunden im internationalen Vergleich die geringste Zeit in der Schule. Etwas höher liegt die Zahl der Unterrichtsstunden für Deutschland (mit etwa 870 Stunden). In Frankreich mit etwa 1.050 und in Italien mit etwa 1.080 Unterrichtsstunden verbringen die Schülerinnen und Schüler in diesem Alter deutlich mehr Zeit in der Schule (OECD 2007, p. 360).¹

Betrachten wir dazu im Vergleich die PISA-Ergebnisse im Bereich der mathematischen Leistung für das Jahr 2006, so sehen wir (ebenfalls Abbildung 1), dass die finnischen 15-Jährigen

mit knapp 550 Punkten in diesem Bereich die besten durchschnittlichen Leistungen erzielen, während die italienischen Gleichaltrigen mit etwa 470 Punkten deutlich dahinter zurückbleiben und unter dem OECD-Durchschnitt liegen. Frankreichs Schülerinnen und Schüler liegen mit etwa 490 Punkten knapp unter dem OECD-Durchschnitt (Frey et al. 2007, S. 259). Eine Rangreihenfolge, die sich im Übrigen auch mit Blick auf die durchschnittliche Leseleistung zeigt (vgl. Drechsel/Artelt 2007, S. 229).

Wir wollen nun nicht der Vermutung nachgehen, die ein Schelm beim Blick auf diese Befunde haben könnte, wollen aber zumindest festhalten, dass der postulierte Zusammenhang auf Makro-Ebene offenkundig nicht besteht. Mehr ganztägige Schulen/Beschulung bringen nicht automatisch bessere Schulleistungen mit sich.

Aber selbst wenn ein solcher Zusammenhang bestünde, ließe sich auf der Ebene der Makro-Phänomene letztlich nur deren Koinzidenz belegen, nicht aber der postulierte Wirkungs-Zusammenhang, da die höhere Schulleistung von Schülerinnen und Schülern aus Ländern mit

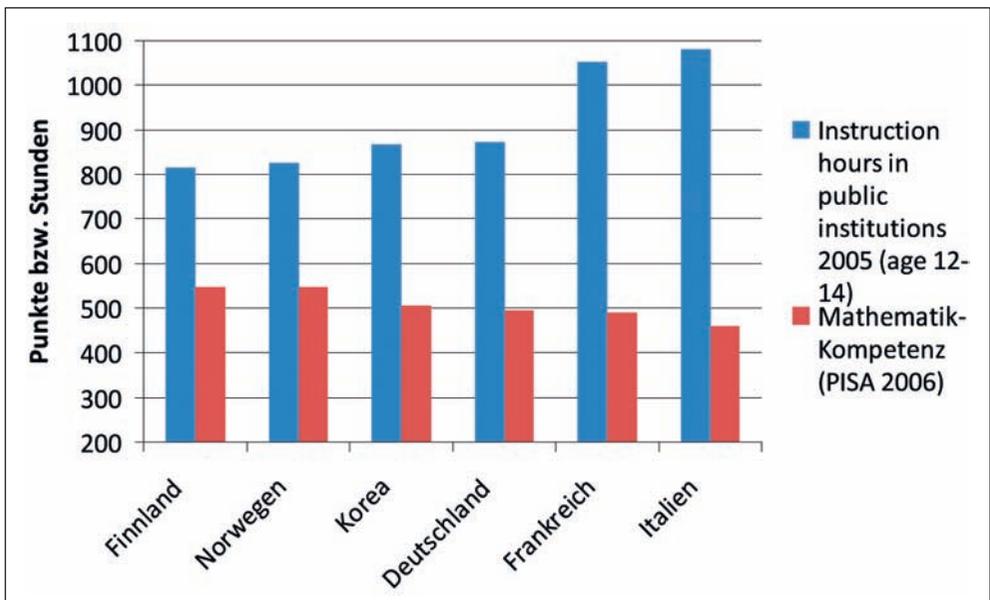


Abb. 1: Unterrichtszeit und Mathematikkompetenz. Quellen: Für die Unterrichtszeit: Organisation for Economic Cooperation and Development (2007, p. 360). Für PISA: Mathematikleistung: Frey et al. (2007, S. 259)

einem hohen Anteil von Ganztagschulen (bzw. einer hohen Zahl von Unterrichtsstunden) auch durch andere Strukturmerkmale des jeweiligen nationalen Bildungssystems, die mit dem Anteil von Ganztagschulen bzw. der Zahl an Unterrichtsstunden im Land – selbst nur zufällig – kovariieren, möglicher Weise zu erklären ist. In der Statistik sprechen wir in einem solchen Fall von einer – möglichen – Scheinkorrelation, die letztlich eine Vielzahl verschiedener Interpretationen für einen möglicher Weise auf Makro-Ebene gefundenen Zusammenhang erlauben würde (vgl. Coleman 1995, S. 8).

Und auch über das eben Gesagte hinaus besteht – wenngleich ein möglicher Weise plausibler – so aber doch keinesfalls ein logischer Zusammenhang zwischen dem Anteil an Ganztagschulen in einer Gesellschaft und der durchschnittlichen Schulleistung der Schülerinnen und Schüler – ich möchte nochmals betonen, selbst wenn dieser korrelativ festgestellt werden würde. Dies würde etwa bedeuten: je länger die Bäckereien im Land geöffnet sind, desto besser die Brötchen.

Dies heißt allerdings in der Konsequenz nun auch, dass die Befunde zur Unterrichtszeit und Schulleistung (Abbildung 1), nicht notwendiger Weise bedeuten, dass die Einführung der Ganztagschule *nicht* zu einer Veränderung des durchschnittlichen Leistungsniveaus der Schülerinnen und Schüler führt. Wir befinden uns offensichtlich in einer Sackgasse. Diese ergibt sich, wollte man in Begriffen von Struktur-(gleichungs)modellen sprechen, aus einer eklatanten Unterspezifikation des Modells auf Makro-Ebene, das heißt einem Mangel an erklärenden Variablen. Genau hier beginnt das Makro-Mikro-Makro-Problem.

Folgen wir Coleman weiter, so lässt sich das grundsätzliche Problem der Koinzidenz bzw. der Unterspezifikation unseres Modells auf der Makro-Ebene nicht anders lösen, als Zusatzannahmen einzuführen, die sich auf die Handlungsebene des einzelnen Individuums beziehen. Coleman nimmt hier den Standpunkt eines *Methodologischen Individualismus* ein, der Systemverhalten bzw. Systemeigenschaften auf der Basis des (zielgerichteten) Handelns von

Akteuren innerhalb der Systeme erklärt. Der Methodologische Individualismus diskreditiert dabei nicht das Prinzip der System-Emergenz, wie Coleman betont, wohl aber die Vorstellung, Emergenz auf übergeordneten Systemebenen durch außerhalb der beteiligten Akteure liegende Ursachen erklären zu wollen. Zudem würde eine Theorie, die auf der Ebene des Systems verbleibt, ohne den Umweg über die Akteure zu gehen, bedeuten, dass, so Colemans Kritik am sozialwissenschaftlichen Funktionalismus, „auf dieser Ebene eine Komponente des Systems [ein Akteur, oder eine Gruppe von Akteuren; LS] mit Hilfe der Funktion [...] [erklärt wird; LS], die sie für das System erfüllt.“ (Coleman 1995, S. 20)

In unserem Fall ist die Notwendigkeit des Einbezugs der Akteursperspektive evident, da Schul- und Lernleistung Merkmale des einzelnen Individuums sind, nur von diesem erbracht werden können und nur in der individuellen Handlung – z. B. konkret beim Ausfüllen des PISA-Testheftes – sichtbar und messbar werden.

Mit der Hinzunahme der individuellen Handlungsebene ins Modell erweitert sich dieses um drei Komponenten (siehe Abbildung 2).

Wie Coleman (1995, S. 9f.) schreibt:

- um eine Komponente „mit einer unabhängigen Variable für die Gesellschaft und einer abhängigen Variable für das Individuum [aus Veränderungen auf Makroebene ergeben sich Konsequenzen für das Individuum bzw. den Akteur, LS];
- eine zweite [Komponente; LS] mit unabhängigen sowie abhängigen Variablen für das Individuum [die Konsequenzen auf Individualebene führen zu spezifischen individuellen Handlungsstrategien bzw. Bewältigungsstrategien; LS];
- und eine dritte mit der unabhängigen Variable für das Individuum und der abhängigen Variable für die Gesellschaft.

So beginnt und endet das Behauptungssystem auf Makroebenen, aber dazwischen steigt sie auf die Individualebene hinab.“

Jäger und Meyer (2003, S. 108) ordnen, nach Esser, den drei genannten Komponenten drei verschiedene Modelllogiken zu:

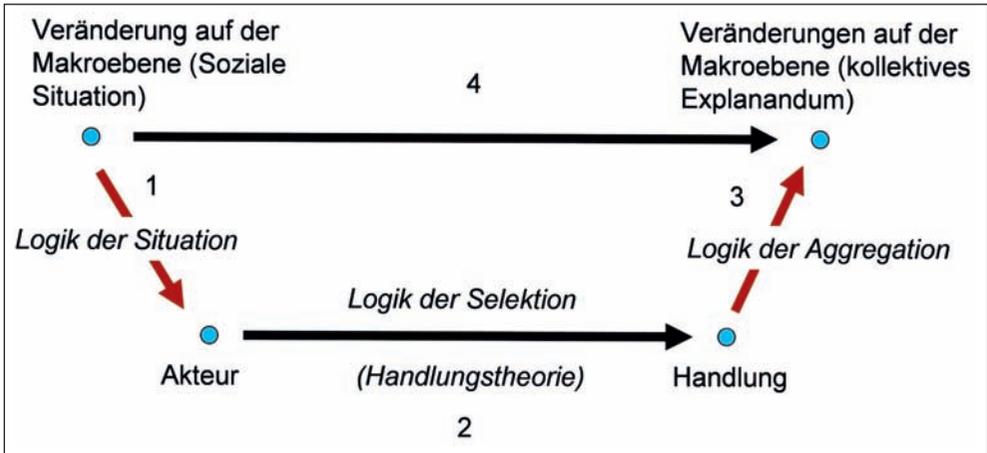


Abb. 2: Allgemeines Makro-Mikro-Makro-Modell nach Coleman. Quelle: Jäger/Meyer 2003, S. 108

- eine „Logik der Situation“ für den Makro-Mikro-Übergang,
- eine „Logik der Selektion“ als Teil einer Handlungstheorie auf der Individual-Ebene (bei Elder finden wir hier den vergleichbaren Begriff der Akzentuierung; vgl. Elder/Caspi 1991, S. 41) und schließlich
- eine „Logik der Aggregation“ für den Mikro-Makro-Übergang.

In unserem Fall würden die Annahmen innerhalb eines solchen Modells mit Blick auf die drei Logikfelder etwa folgendermaßen zu formulieren sein.

1. Mit Bezug auf den Makro-Mikro-Übergang (Logik der Situation): Auf der Basis des erweiterten (Zeit-)Rahmens entsteht in Ganztagschulen durch

- zusätzliche fachliche, fachübergreifende und freizeitbezogene Angebote,
- durch Rhythmisierung und
- durch die Öffnung von Unterricht und Angeboten für außerschulische Inhalte ein neuer Lern- und Entwicklungsrahmen – in der Terminologie von Jäger und Meyer: eine neuartige „Situation“. Diese neue Situation ermöglicht:
- neue Formen der Aktivierung aufseiten der Schülerinnen und Schüler,
- eine neue Passung zwischen eigenen Interessen und den (ganztags-)schulischen Inhalten,

- neue Formen der sozialen Einbindung,
- neue Formen der sozialen Anerkennung.

Der Übergang von der Makro- auf die Mikroebene vollzieht sich über die Perzeption des Akteurs. „Hier wird“, so Jäger und Meyer (2003, S. 109), „erarbeitet, welche Bedingungen und objektiven Handlungsrestriktionen [und Handlungschancen, sollten wir ergänzen; LS] in der sozialen Situation vorliegen, welche Handlungsalternativen von den Akteuren wahrgenommen, welche Handlungsfolgen sie unter diesen Umständen für relevant halten und wie sie diese bewerten.“ In der Unterrichtsforschung liegt diese Perspektive dem so genannten Angebots-Nutzungsmodell zu Grunde, wie es etwa von Fend (1998) und Helmke (2003) beschrieben wird.

2. Auf der Mikro-Mikro-Ebene sind nun Akteur und Handlung miteinander verbunden. Auf der Basis seiner Situationseinschätzung werden vom Akteur spezifische Handlungsalternativen ausgewählt, andere verworfen. Die Erklärung spezifischer regelmäßiger Selektionsmuster bzw. die Beschreibung der ihnen zu Grunde liegenden Selektionslogik ist Aufgabe von Handlungstheorien. Coleman legt seinen Arbeiten eine zielgerichtete, rationale, auf die Maximierung des Nutzens gerichtete Handlungstheorie zu Grunde. Wie eine solche

Theorie auf unser Beispiel, das heißt auf die Schülerinnen und Schüler bezogen, zu formulieren ist, können wir hier nicht ausführlich diskutieren.

Legen wir etwa die Arbeiten von Eckhard Klieme und Kollegen zur Unterrichts- und Angebotsentwicklung an Ganztagschulen zu Grunde, lässt sich der Übergang von der Makro- auf die Mikro-Ebene bzw. das Zusammenspiel von Situation und Selektion und die Mikro-Mikro-Ebene in unserem Beispiel mit etwa folgenden Sätzen beschreiben (vgl. Klieme 2006; Klieme/Lipowsky/Rakoczy 2006; Stecher/Klieme/Radisch/Fischer 2009):

- Durch die neuen Formen der Aktivierung, die neuen Lernformen in den außerunterrichtlichen Angeboten (neue Situation) wird neues Interesse der Schülerinnen und Schüler für die schulischen Inhalte geweckt, Lernfreude und -motivation steigen (neue Selektionslogik). Daraus ergibt sich auf der Handlungsebene: Die Schüler verfolgen den Unterricht aufmerksamer, sie lassen sich weniger ablenken, arbeiten intensiver mit. Dadurch steigt u. a. die Verarbeitungstiefe des Inhalts. Dies fördert das konzeptionelle Verständnis und damit die (abrufbaren) Schul- und Lernleistungen. Dieser enge Zusammenhang zwischen Situationslogik und Handlungsebene darf auf der Basis der Arbeiten der Unterrichtsforschung als hinlänglich belegt angesehen werden (vgl. die Arbeiten von Klieme und Kollegen).
- Oder: Durch die Öffnung der Lernsituation für außerschulische, nichtcurriculare Lerninhalte, ergibt sich für die Schülerinnen und Schüler die Möglichkeit, ihr Wissen in Bereichen in die Schule einzubringen, die ansonsten auf Grund der curricularen Begrenzung der Lerninhalte nicht im Unterricht thematisiert werden (neue Situation). Über die Anerkennung, die die Schülerinnen und Schüler in diesen Bereichen partiell erleben, und über den durch das Personal geschaffenen Zusammenhang zwischen curricularen und außercurricularen (lebensweltlichen) Lerninhalten wird die Bereitschaft bei den Schülern erhöht, sich auch den curricularen Inhalten wieder intensiver zuzu-

wenden. Lernfreude und -motivation steigen (neue Selektionslogik). Auf der Handlungsebene folgt: Die Schüler verfolgen den Unterricht aufmerksamer, sie lassen sich weniger ablenken, arbeiten intensiver mit ... usw.

Dies sind Beispiele für mögliche positive Zusammenhänge. Natürlich ist auch an mögliche negative Konsequenzen zu denken, die sich bei den Schülerinnen und Schülern aus dem – vielleicht gar nicht freiwilligen – Besuch der Ganztagsangebote ergeben können, wie etwa die reduzierten Möglichkeiten, sich mit Freunden außerhalb der Schule und außerhalb pädagogisch inszenierter Räume zu treffen (neue Situation), was zumindest bei Schülerinnen und Schülern mit einer jugendzentrierten Selektionslogik abwehrende, widerständige, subversive Handlungen zur Folge haben könnte.

3. Der Mikro-Makro-Übergang (Komponente 3) bezieht sich darauf, dass sich die Phänomene auf der Systemebene über die Aggregation der Einzelhandlungen erklären lassen. In unserem Fall eine relativ unproblematische Annahme, da sich die durchschnittliche Lernleistung – wie sie etwa in PISA gemessen wird – aus der „einfachen“ statistischen Aggregation (s. Jäger/Meyer 2003, S. 109) der individuellen Lernleistungen als Mittelwert ergibt.

Damit sind in einem ersten Schritt die Grundpfeiler des hier vorgestellten Modells gesetzt. Dieses Modell muss jedoch an vielen Stellen erweitert und differenziert werden, soll es tatsächlich im Sinne einer umfassenden Programmatik die Bildungsforschung systematisch anleiten. Allerdings zwingt mich auch hier der zur Verfügung stehende Platz zur Selektion. Ich werde mich im Folgenden auf jenen Punkt beschränken, den Hofer et al. (2005) als institutionelle Brechung bezeichnen und der mir im besonderen Maße geeignet erscheint, zu erklären, warum sich manche Schule – und vielleicht die Schule überhaupt – nur schwer verändert. Dabei werden wir die institutionelle Brechung exemplarisch auch nur im Übergang von der Makro- zur Mikro-Ebene diskutieren können.

2. Institutionelle Brechung im Makro-Mikro-Übergang

Bislang haben wir mit Blick auf den Makro-Mikro-Übergang nur mit den Begriffen der Systemebene (in unserem Fall das Bildungssystem bzw. die Ganztagschule) und der Individual-ebene argumentiert. Da der einzelnen Schülerin in der schulischen Lern-Situation aber nicht das gesamte Bildungssystem gegenüber tritt, sondern dieses in der je spezifischen Ausformung einer ganz bestimmten (Ganztags-) Schule an einem ganz bestimmten Ort, in einer ganz bestimmten Klasse, in einem ganz bestimmten außerunterrichtlichen Angebot, mit einer ganz bestimmten Lehrkraft, müssen wir uns mit den Zwischenschritten auf dem Weg von der Makro- zur Mikro-Ebene beschäftigen. Der Einfachheit halber werde ich mich dabei auf die Einzelschule als einzigen Zwischenschritt auf der Meso-Ebene beschränken. Die folgenden Ausführungen zur institutionellen Brechung und zu den LehrerInnen-Strategien gelten aber auch auf den der Einzelschule übergeordneten Systemebenen, das heißt weiteren Zwischen-Ebenen (Meso-Ebenen). Erweiterungen dieser Art finden wir etwa bei Hofer et al. (2005, S. 88). Unser Grundmodell ist wie in Abbildung 3 zu erweitern.

Nehmen wir als Ausgangspunkt für die weiteren Überlegungen die Befunde der ersten Welle der Studie zur Entwicklung von Ganztagschulen (StEG) mit Blick auf die Gründungs- und Initiierungsphase der einzelnen Ganztagschulen. Aus der Befragung von insgesamt 373 Schulleiterinnen und Schulleitern von Ganztagschulen in 14 deutschen Bundesländern geht hervor, dass zwar in der Mehrheit der Schulen die Idee, eine Ganztagschule zu werden, vom Kollegium mitgetragen wurde, sich aber auch eine nicht unerhebliche Zahl von Schulen findet, in denen die Umwandlung nicht auf Wunsch des Kollegiums erfolgte (40%), das Lehrerkollegium nicht oder nur in geringem Umfang an der Initiierung beteiligt war (54%) und in der Zusammenarbeit mit dem Kollegium anfangs in etwa jeder 8. Schule sehr große und etwa der Hälfte der Schulen kleinere Schwierigkeiten aufgetreten sind. Ohne diese Daten hier überzustrapazieren, können wir davon ausgehen, dass in einer gewissen Zahl von Schulen das Konzept der Ganztagschule, das in vielen Fällen auch ein erweitertes Angebot durch Lehrkräfte und damit beispielsweise zusätzliche Nachmittagsstunden (Präsenzstunden) bedeutet, auf vergleichsweise wenig Gegenliebe seitens des Kollegiums stößt. Auch die Zusammenarbeit mit dem weiteren pädagogisch tätigen Personal – mit

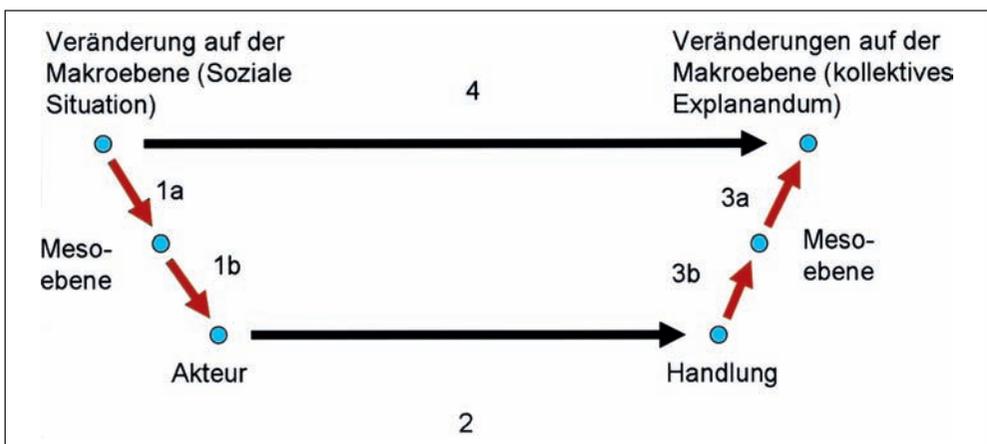


Abb. 3: Erweitertes Makro-Mikro-Makro-Modell (nach Coleman) I. Quelle: Coleman 1995, S. 13, adaptiert und erweitert

Sozialarbeitern, Trainern, Ehrenamtlichen – mag sich in mancher Hinsicht problematisch gestalten. Zumindest weisen Dieckmann, Höhmann und Tillmann (2008, S. 184) – ebenfalls auf der Basis der Daten der ersten StEG-Befragungswelle – darauf hin, dass sich das weitere pädagogisch tätige Personal alles in allem „nicht besonders stark“ in die Schule und in das Lehrerkollegium eingebunden fühlt, die Integration dieser neuen Personalgruppe offensichtlich nicht immer auf Anhub befriedigend gelingt.

Als Beispiel dafür sehe ich etwa den persönlichen Bericht einer Sozialpädagogin an einer Ganztagschule, die erst nach zwei Jahren einen Platz im Lehrerzimmer bekam, was die Kooperation wesentlich verbesserte. Vorher war sie in einem Zimmer in einem fast entlegenen Teil der Schule untergebracht. Den Platz im Lehrerzimmer musste sie sich, wie sie sagte, erst „erkämpfen“. Goffmans Begriff der „Ensemble-Verschörung“ könnte hier womöglich analytische Dienste leisten (vgl. Goffman 2009, S. 161ff).

Was bedeutet das nun für das Konzept der institutionellen Brechung? Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die Differenz zwischen dem virtualen Rollenhandeln der Lehrpersonen und ihrem aktuellen Rollenhandeln. In Anlehnung an Goffmans Terminologie zur Identität wollen wir unter einem virtualen Rollenhandeln ein Rollenhandeln verstehen, das sich auf die Systemfunktion eines Akteurs bezieht, und unter einem aktuellen Rollenhandeln ein Rollenhandeln, das sich auf das tatsächliche konkrete Verhalten des Akteurs bezieht (2008, S. 10f; siehe ähnlich zur Rollendistanz auch Goffman 1973).

Welche Elemente gehören zur virtualen Rolle des Lehrers bzw. der Lehrerin? Die Grundelemente sind u. a. im Konzept des pädagogischen Handelns fundiert. Dabei können wir pädagogisches Handeln, so Timmermann (1995, S. 141f), als ein

- auf einer systematischen Wissensbasis beruhendes,
- zielgerichtetes
- wertorientiertes
- interaktives

- soziales Handeln definieren, das auf eine wünschenswerte soziale, intellektuelle und körperliche Entwicklung anderer (z. B. Heranwachsender) zielt.

Zur virtualen Rolle des Lehrers/der Lehrerin gehört darüber hinaus die Erwartung, dass die Lehrkräfte die entsprechende Bildungsreform/Veränderung ihrer Schule unterstützen und in unserem Beispiel die Ganztagschule mit all ihrer Kraft – ich übertreibe absichtlich etwas – in ihrer besten und wirksamsten Form zu verwirklichen helfen. So schreiben etwa Prüß und Kollegen, dass „alle Lehrkräfte zu Akteuren der Veränderung der eigenen Schule entwickelt werden“ müssen (Prüß/Kortas/Schöpa 2009, S. 59). Zur virtualen Rolle zählt darüber hinaus Engagement, Motivation, Freude etc. für den Lehrerberuf zu zeigen.

Auf der Basis der Überzeugung, dass die Unterscheidung Goffmans zwischen virtualer und aktueller Rolle auf alles Handeln und auch auf alle sozialen Gruppen, auf alle Individuen und in (fast) allen Situationen übertragbar ist, gehe ich davon aus, dass die virtuelle Lehrerrolle im konkreten Fall durch individuelle aktuelle Handlungsstrategien und -ziele aufgeladen wird, die mit Blick auf die Umsetzung der Ganztagschule darauf zielen können,

- Nachmittagsstunden zu vermeiden,
 - sich aus der Planung und Realisierung des ganztägigen Angebots herauszuhalten,
 - oder mit dem nichtakademischen Lehrpersonal so wenig wie möglich zusammentreffen oder zusammenarbeiten zu müssen,
- um ein paar Beispiele zu nennen.

Ich möchte es auf eine knappe Formel bringen: In unserem Forschungsmodell können wir die Lehrkräfte an den Schulen nicht auf ihre virtuelle Rolle als Lehrer bzw. Lehrerin reduzieren, sondern müssen die individuellen Handlungsstrategien, durch die der Makro-Mikro-Übergang gebrochen wird, einbeziehen. Dies erweitert unser Modell wie in Abbildung 4 dargestellt.

Institutionelle Brechung bezieht sich im Makro-Mikro-Übergang aber nicht nur auf die Lehrkräfte und ihr Handeln, sondern sie bezieht sich ebenso – wir bleiben in unserem Beispiel:

- auf nicht vorhandene Räumlichkeiten zur Durchführung von Ganztagsangeboten,

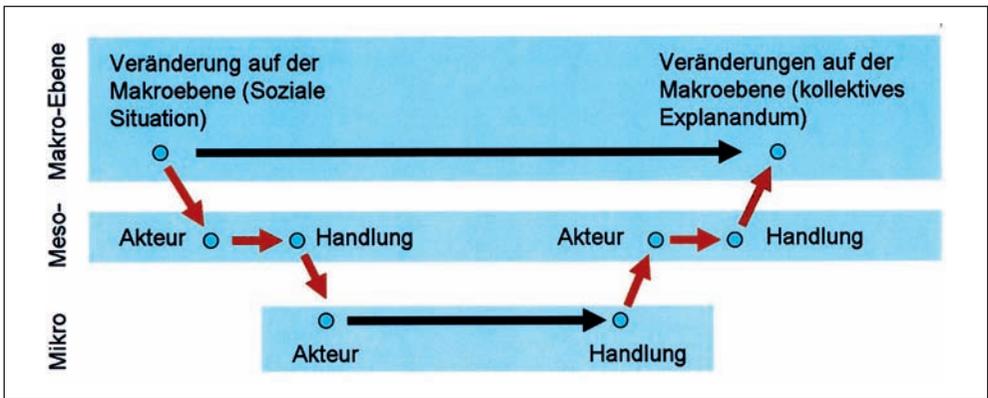


Abb. 4: Erweitertes Makro-Mikro-Makro-Modell (nach Coleman) II. Quelle: Coleman 1995, S. 13, adaptiert und erweitert

- auf das Fehlen geeigneter außerschulischer Kooperationspartner, wodurch eine umfassende Öffnung der Schule nicht möglich wird,
 - auf fehlendes Geld oder Lehrerstunden,
 - auf eine skeptische Elternschaft, und vieles andere mehr, was die adäquate und wirksame Umsetzung eines pädagogisch sinnvollen Ganztagschulkonzepts erschwert.
- Auf der Ebene der Einzelschule (Situation) bedeutet dies im Ergebnis dann unter Umständen:

- dass Ganztagsangebote in die Mittagspausen gelegt werden, um Nachmittags- oder Freistunden für die Lehrkräfte und für die Schülerinnen und Schüler zu vermeiden,
- dass nur ein kleiner Anteil der Schülerinnen und Schüler die – wenig abwechslungsreichen und unattraktiven – Angebote nutzt, oder dies nur an ein oder zwei Tagen in der Woche (vgl. Holtappels 2008, S. 200),
- oder die Hausaufgabenhilfe nur als Betreuung durchgeführt wird, ohne systematische und auf den Unterricht bezogene Förderung zu ermöglichen.

Dies sind nur einige kursorische Beispiele für misslingende Praxis aus der eigenen Forschungserfahrung.

Das Ergebnis der institutionellen Brechung im Übergang von der Makro- zur Mikro-Ebene ist letztlich eine nichtintendierte Unschärfe zwischen der geplanten Situationsveränderung

auf der Makro-Ebene, der Situationslogik der Einzelschule auf der Meso-Ebene und der tatsächlich daraus resultierenden Situationsveränderung auf der (modelllogisch letzten) Akteurebene, in unserem Fall auf der Ebene der Schülerinnen und Schüler.

Fazit

Ich möchte betonen, dass ich diese Problematik nicht quantifizieren möchte/kann, sie dient der Darstellung des Gesamtmodells. Über die Unmöglichkeit von Reformen an der Schule bzw. die lange Zeit, die diese benötigen, haben viele andere geschrieben, auf deren Arbeiten ich an dieser Stelle nur verweisen möchte. Das hier vorgestellte Makro-Mikro-Modell – das wir in Anbetracht der Kürze nur unvollständig vorstellen konnten – und darin das Konzept der institutionellen Brechung mit Blick auf handlungstheoretische Unschärfen erleichtert aus meiner Sicht, dies zu verstehen und Bildungsreformen mit langem Atem zu begleiten.

Anmerkungen:

¹ Darüber hinaus weist Coelen (2005, S. 203) auf der Basis der PISA-Daten von 2001 darauf hin, dass etwa in Finnland die Zeit, die die Schülerinnen und Schüler für „weitere schulbezogene Aktivitäten“ wie beispielsweise Ergänzungs- oder Nachhilfeunterricht aufbringen, vergleichsweise niedrig ausfällt („0,5% der Schüler haben Ergänzungs- und 1,9% Nachhilfeunterricht“), in Frankreich dagegen vergleichsweise hoch („8,6% haben Ergänzungsunterricht und 10,9% Nachhilfe“).

Literatur:

- Coelen, Thomas (2005): Synopse ganztägiger Bildungssysteme. Zwischenschritt auf dem Weg zu einer Typologie, in: Otto, Hans-Uwe; Coelen, Thomas (Hg.): Ganztägige Bildungssysteme, Münster et al. 2005, S. 191–218.
- Coleman, James S. (1995): Grundlagen der Sozialtheorie. Band 1: Handlungen und Handlungssysteme. Studienausgabe München 1995.
- Dieckmann, Katja; Höhmann, Katrin; Tillmann, Katja (2008): Schulorganisation, Organisationskultur und Schulklima an ganztägigen Schulen, in: Holtappels, Heinz Günter; Klieme, Eckhard; Rauschenbach, Thomas; Stecher, Ludwig (Hg.): Ganztagschule in Deutschland. Ergebnisse der Ausgangserhebung der „Studie zur Entwicklung von Ganztagschulen“ (StEG). 2. Aufl. Weinheim und München 2008, S. 164–185.
- Drechsel, Barbara; Artelt, Cordula (2007): Lesekompetenz, in: Prenzel, Manfred; Artelt, Cordula; Baumert, Jürgen; Blum, Werner; Hammann, Marcus; Klieme, Eckhard; Pekrun, Reinhard (Hg.): PISA 2006. Die Ergebnisse der dritten internationalen Vergleichsstudie. Münster 2007, S. 225–247.
- Elder, Glen H.; Caspi, Avshalom (1991): Lebensläufe im sozialen Wandel. Soziologische und psychologische Perspektiven, in: Engfer, A. Minsel B.; Walper, S. (Hg.): Zeit für Kinder! Weinheim und Basel 1991, S. 32–60.
- Fend, Helmut (1998): Qualität im Bildungswesen. Schulforschung zu Systembedingungen, Schulprofilen und Lehrerleistung. Weinheim/München 1998.
- Frey, Andreas; Asseburg, Regine; Carstensen, Claus H.; Ehmke, Timo; Blum, Werner (2007): Mathematische Kompetenz. In: Prenzel, Manfred; Artelt, Cordula; Baumert, Jürgen; Blum, Werner; Hammann, Marcus; Klieme, Eckhard; Pekrun, Reinhard (Hg.): PISA 2006. Die Ergebnisse der dritten internationalen Vergleichsstudie. Münster 2007.
- Goffman, Erving (1973): Interaktion: Spaß am Spiel/Rollen- distanz. 1. Aufl. München 1973.
- Goffman, Erving (2008): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. [Nachdr.]. Frankfurt am Main 2008.
- Goffman, Erving (2009): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Ungekürzte Taschenbuchausgabe, 7. Aufl. München 2009.
- Helmke, Andreas (2003): Unterrichtsqualität. Erfassen – Bewerten – Verbessern. Seelze 2003.
- Hofer, Manfred; Reinders, Heinz; Fries, Stefan; Clausen, Marten (2005): Der Einfluss des Wertewandels auf die Entwicklung im Jugendalter: Ein deduktiver Ansatz, in: Zeitschrift für Pädagogik, Jg. 51 2005, H. 1, S. 81–100.
- Holtappels, Heinz Günter (2008): Angebotsstruktur, Schüler- teilnahme und Ausbaugrad ganztägiger Schulen, in: Holtappels, Heinz Günter; Klieme, Eckhard; Rauschenbach, Thomas; Stecher, Ludwig (Hg.): Ganztagschule in Deutschland. Ergebnisse der Ausgangserhebung der „Studie zur Entwicklung von Ganztagschulen“ (StEG). 2. Aufl. Weinheim und München 2008, S. 186–206.
- Jäger, Wieland; Meyer, Hanns-Joachim (2003): Sozialer Wandel in soziologischen Theorien der Gegenwart. 1. Aufl. Wiesbaden 2003.
- Klieme, Eckhard (2006): Unterrichtsentwicklung: Das Kernstück von Schulentwicklung. Theoretische Überlegungen und erste Befunde der Studie zur Entwicklung von Ganztagschulen (StEG). Vortrag, gehalten auf der Fachtagung „Die Ganztagschule – von der Theorie zur Praxis“. Veranstaltung vom 5. 7. 2006. Greifswald.
- Klieme, Eckhard; Lipowsky, Frank; Rakoczy, Katrin (2006): Qualitätsdimensionen und Wirksamkeit von Mathematikunterricht. Theoretische Grundlagen und ausgewählte Ergebnisse des Projekts „Pythagoras“, in: Prenzel, Manfred; Allolio-Näcke, Lars (Hg.): Untersuchungen zur Bildungsqualität von Schule. Abschlussbericht des DFG-Schwerpunktprogramms. Abschlussbericht des DFG-Schwerpunktprogramms. Münster 2006, S. 127–146.
- Organisation for Economic Cooperation and Development (2007): Education at a Glance 2007: OECD.
- Prüß, Franz; Kortas, Susanne; Schöpa, Matthias (2009): Die selbstständige(re) Ganztagschule, in: Stecher, Ludwig; Allemann-Ghionda, Cristina; Helsper, Werner; Klieme, Eckhard (Hg.): Ganztägige Bildung und Betreuung. Weinheim 2009 (Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik, 54), S. 40–62.
- Stecher, Ludwig; Klieme, Eckhard; Radisch, Falk; Fischer, Natalie (2009): Unterrichts- und Angebotsentwicklung – Kernstücke der Ganztagschulentwicklung, in: Prüß, Franz; Kortas, Susanne; Schöpa, Matthias (Hg.): Die Ganztagschule: von der Theorie zur Praxis. Anforderungen und Perspektiven für Erziehungswissenschaft und Schulentwicklung. 1. Aufl. Weinheim; München 2009 (Studien zur ganztägigen Bildung, 2), S. 185–201.
- Tillmann, Klaus-Jürgen (2005): Ganztagschule: die richtige Antwort auf PISA, in: Höhmann, Katrin; Holtappels, Heinz Günter; Kamski, Ilse; Schnetzer, Thomas (Hg.): Entwicklung und Organisation von Ganztagschulen. Anregungen, Konzepte, Praxisbeispiele. Dortmund 2005 (Institut für Schulentwicklungsforschung), S. 45–58.
- Timmermann, Dieter (1995): Organisation, Management, Planung, in: Krüger, Heinz-Hermann; Helsper, Werner (Hg.): Einführung in Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft. Opladen 1995, S. 139–156.

Kontakt:

Prof. Dr. Ludwig Stecher
Justus-Liebig-Universität Gießen FB 03
Institut für Erziehungswissenschaft
Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Empirische Bildungsforschung
Karl-Glöckner-Straße 21 B
35394 Gießen
ludwig.stecher@erziehung.uni-giessen.de

Andreas Vilcinskas

Der LOEWE-Schwerpunkt Insektenbiotechnologie

Aufbau eines innovativen Forschungsgebietes

Einleitung

Im Hinblick auf die Biodiversität sind die Insekten mit über einer Million beschriebener Arten die erfolgreichsten Organismen, welche die Evolution auf der Erde hervorgebracht hat. Die Entwicklung dieser Artenvielfalt ging mit dem Erwerb eines riesigen Arsenal an Molekülen einher, mit denen Insekten ihre Ernährung sichern oder sich gegen Krankheiten und Parasiten verteidigen können. Die Erschließung von Insekten als Ressource für neue Moleküle zur Anwendung in der Medizin, im Pflanzenschutz oder in der industriellen Biotechnologie ist eine Kernaufgabe im jungen Forschungsgebiet Insektenbiotechnologie. Diese Spitzentechnologie soll in Zusammenarbeit mit der Fraunhofer-Gesellschaft erstmalig in Deutschland entwickelt und in die Lebenswissenschaften

der Justus-Liebig-Universität integriert werden. Aufgrund des enormen wirtschaftlichen und innovativen Potenzials dieser neuen Forschungsrichtung hat das Land Hessen 4,5 Millionen Euro für den federführend an der Universität Gießen angesiedelten LOEWE-Schwerpunkt „Insektenbiotechnologie“ bewilligt.

Insekten und ihre Eigenschaften

Mit Insekten assoziieren die meisten Leser nicht unbedingt etwas Positives. Aufgrund der riesigen Mengen an pflanzlichen Produkten, die Insekten sowohl auf den Anbauflächen als auch in den Vorratslagern vernichten, repräsentieren sie die größten Nahrungskonkurrenten des Menschen. Weiterhin sind sie die wichtigsten Überträger von Krankheiten, wie bestimmte Stechmücken, welche die Malaria übertragen, oder Flöhe, welche die Pest verbreiten. Andererseits gehören Insekten zu den wichtigsten Nützlingen des Menschen. Da sich mehr Arten von anderen Insekten ernähren als von vegetarischer Kost, sind es hauptsächlich die nützlichen Insektenarten, welche die Krankheitsüberträger oder Schadinsekten außer Gefecht setzen. Weiterhin wären ohne die von Insekten erbrachte Bestäuberleistung der Anbau von Obst und Gemüse und damit unser Lebensmittelangebot stark eingeschränkt. Vor diesem Hintergrund ist die Biene ökologisch betrachtet das



Abb. 1: Schwalbenschwanz-Schmetterling. Die Raupen des Schwalbenschwanzfalters verteidigen sich chemisch gegen Ameisen. Foto: Andreas Vilcinskas

drittwichtigste Nutztier nach Schwein und Rind. Bereits seit Jahrtausenden nutzen Menschen von Insekten produzierte Rohstoffe, wie die vom Seidenspinner produzierte Seide, oder Lebensmittel, wie den von Bienen hergestellten Honig. Beide Insektenarten wurden wie die als Nutztiere gehaltenen Säuger und Vögel domestiziert.

Möglichkeiten der Insektenbiotechnologie

Die rasanten Entwicklungen in der Molekularbiologie und der Biotechnologie eröffnen neue Möglichkeiten, Insekten zum Wohle der Menschen nutzbar zu machen. Die Insektenbiotechnologie, die im Farbencode der Biotechnologien auch als „Gelbe Biotechnologie“ propagiert wird, ist eine Spitzentechnologie mit beachtlichem innovativem und wirtschaftlichem Potenzial, die bei uns jedoch noch weitgehend unbekannt ist. Nicht einmal bei Wikipedia gibt ein Eintrag darüber Auskunft, was genau darunter zu verstehen ist. Unter Insektenbiotechnologie versteht man den Einsatz biotechnologischer Methoden, um Insekten bzw. von diesen stammende Zellen oder Moleküle für Anwendungen in der Medizin (Rote Biotechnologie), im Pflanzenschutz (Grüne Biotechnologie) oder in der Industrie (Weiße Biotechnologie) nutzbar zu machen. Dieses Ziel prägt auch das Forschungsprogramm des bewilligten LOEWE-Schwerpunkts Insektenbiotechnologie.

Die gezielte Identifizierung, Charakterisierung und Bereitstellung von neuen Molekülen aus Insekten übernimmt die Fraunhofer-Projektgruppe „Bio-Ressourcen“, für deren Aufbau das Land Hessen eine Anschubfinanzierung in Höhe von 4 Millionen Euro bereit gestellt hat und die dem Fraunhofer-Institut für Molekularbiologie und Angewandte Ökologie zugeordnet und am Technologie- und Innovationszentrum Gießen (TIG) untergebracht ist. Ihr Leiter Prof. Dr. Vilcinskas hat mit seinen Mitarbeitern bereits eine Vielzahl neuer Moleküle in Insekten mit Anwendungspotenzial entdeckt. Das Erfolgsrezept resultiert aus der wissensbasierten Suche: Fundierte Kenntnisse über die Evolution und Ökologie von Insekten fokussieren

den Einsatz der Forschungsmittel auf solche Arten, die gegen Mikroben resistent sind oder die bemerkenswerte ökologische Nischen erschlossen haben.

Rattenschwanzlarven und Asiatische Marienkäfer

In diesem Zusammenhang sind zum Beispiel die Rattenschwanzlarven, Maden der Schwebfliege *Eristalis tenax*, bekannt geworden, die als einzige Tiere in Jauche- und Güllegruben leben und sich von Faulschlamm ernähren können. Da sie sich dort weder mit Nahrungskonkurrenten, noch mit Parasiten oder Fressfeinden auseinandersetzen müssen, bietet dieser Extremlebensraum auch Überlebensvorteile. Auf der anderen Seite müssen Rattenschwanzlarven über ein angepasstes Immunsystem verfügen, da sie in einem extrem mit Mikroben belasteten Habitat überleben und diese auch fressen können.

Die Hypothese wurde von Prof. Vilcinskas eindrucksvoll belegt. Bereits beim ersten Anlauf wurden 19 Peptide entdeckt, die in den Rattenschwanzlarven Immunreaktionen gegen Bakterien produzieren und deren Wirkung auf Krankheitserreger des Menschen innerhalb des LOEWE-Schwerpunkts untersucht werden soll. Ein weiteres Beispiel für die erfolgreiche wissensbasierte Suche ist der Asiatische Marienkäfer *Harmonia axyridis*, der ursprünglich als Nützling zur Blattlausbekämpfung weltweit freigesetzt wurde, sich jetzt unaufhaltsam ausbreitet und dabei auch in Deutschland zunehmend die einheimischen Marienkäferarten verdrängt. Solche invasiven Arten, die sich weltweit durchsetzen können, müssen ebenfalls über eine potente Immunabwehr verfügen, da sie in den eroberten Habitaten ständig mit neuen Krankheitserregern konfrontiert werden.

Auch diese Hypothese konnte durch neue Befunde gestützt werden. In der Hämolymphe des Asiatischen Marienkäfers lässt sich eine extrem starke Aktivität gegen Bakterien nachweisen, die bei einheimischen Marienkäfern nicht vorkommt, weshalb diese anfälliger gegen Mikroben sind. Die für antimikrobielle Aktivität in der Hämolymphe des Asiatischen Marienkäfers



Abb. 2: Asiatische Marienkäfer *Harmonia axyridis* sind ein Forschungsobjekt für die Insektenbiologie.

(Foto: Andreas Vilcinskas)

verantwortlichen Moleküle wurden inzwischen von der Fraunhofer-Projektgruppe identifiziert und charakterisiert.

Interdisziplinäre Zusammenarbeit

Für den Nachweis und die Strukturaufklärung von neuen Molekülen in den winzigen Mengen an Hämolymphe, die aus Insekten gewonnen werden können, sind Spitzentechnologien wie die Massenspektrometrie erforderlich, die im laufenden LOEWE-Schwerpunkt „AmbiProbe“ unter Federführung des Koordinators Prof. Dr. Spengler, Leiter des Instituts für Analytische Chemie der Universität Gießen, entwickelt werden. Vor diesem Hintergrund ermöglicht die enge Zusammenarbeit der Arbeitsgruppen, die in die Gießener LOEWE-Schwerpunkte eingebunden sind, die Freisetzung von Synergien sowie die interdisziplinäre Entwicklung und Anwendung neuer Technologien. Um die ambitionierten Ziele des LOEWE-Schwerpunktes

Insektenbiotechnologie umsetzen zu können, ist die Vernetzung mit den LOEWE-Schwerpunkten AmbiProbe und dem unter Federführung der Fachhochschule Gießen-Friedberg laufenden Forschungsverbund „Biomedizinische Technik und Imaging“ Programm.

Um Peptide und Enzyme auf ihre Wirksamkeit gegen Krankheitserreger beim Menschen oder bei Nutzpflanzen testen zu können, müssen diese für die Kooperationspartner in ausreichenden Mengen synthetisch oder rekombinant hergestellt werden. Ähnlich wie Bakterien, die humanes Insulin für medizinische Anwendungen in Fermentern herstellen, können Gene, die den Bauplan für Peptide oder Enzyme enthalten, in Zelllinien aus Insekten eingebaut werden, die sich in Bioreaktoren kultivieren lassen. Die rekombinante Darstellung einer Vielzahl von potenziell interessanten Peptiden und Proteinen ist eine Herkulesaufgabe, bei der die Fraunhofer-Projektgruppe mit den Arbeitsgruppen von Prof. Dr. Zorn, Leiter des

Instituts für Lebensmittelbiotechnologie der Universität Gießen, und Prof. Dr. Czermak, Leiter und Koordinator des LOEWE-Schwerpunkts „Biomedizinische Technik und Imaging“, kooperiert.

Rote Biotechnologie

Um in Insekten entdeckte und in ausreichenden Mengen herstellbare neue Moleküle einer Anwendung zuführen zu können, gilt es zu erforschen, was diese können. Innerhalb des LOEWE-Schwerpunkts Insektenbiotechnologie widmen sich jeweils drei Arbeitsgruppen der Erschließung des Anwendungspotenzials von Molekülen aus Insekten für die Rote (Medizin), die Grüne (Pflanzenschutz) und die Weiße (industrielle) Biotechnologie. In der Medizin resultiert die starke Nachfrage nach neuen Antibiotika aus der bedrohlich wachsenden Zunahme von Krankheitserregern, die gegen die bisher therapeutisch eingesetzten Antibiotika Resistenzen erworben haben. Prof. Dr. Chakraborty, Leiter des Instituts für medizinische Mikrobiologie der Universität Gießen, der am gleichzeitig bewilligten LOEWE-Schwerpunkt „MIBIE“ beteiligt ist, übernimmt im LOEWE-Schwerpunkt Insektenbiotechnologie mit Prof. Dr. Domann die Aufgabe, die aus Insekten stammenden antimikrobiellen Peptide gegen Bakterien zu testen, die gegen Antibiotika resistent sind. Darüber hinaus soll im Mausmodell geprüft werden, ob Antiinfektiva aus Insekten für den klinischen Einsatz geeignet sind.

Die Vizepräsidentin der Justus-Liebig-Universität, Prof. Dr. Katja Becker, die ebenfalls als Antragstellerin am LOEWE-Schwerpunkt Insektenbiotechnologie beteiligt ist, testet mit ihrer Arbeitsgruppe die Wirksamkeit der identifizierten Insektenmoleküle gegen Malaria und andere Parasiten. Weiterhin unterstützt sie als kompetente Biochemikerin deren molekulare Charakterisierung.

Zu den Insektenarten, die innerhalb des LOEWE-Schwerpunkts genauer untersucht werden, gehören die Maden der Schmeißfliege *Lucilia sericata*, die unter sterilen Bedingungen vermehrt und weltweit bei der Behandlung von Wunden eingesetzt werden, die mit herkömm-

lichen Methoden nicht mehr therapierbar sind. Die Maden ernähren sich in den Wunden von Bakterien und krankem bzw. abgestorbenem Gewebe. Die spektakulären Erfolge, die mit der so genannten Madentherapie erzielt werden, beruhen auf den Molekülen, welche die Maden mit ihrem Speichel abgeben. Darin befinden sich Substanzen, die gegen Antibiotika resistente Bakterien wirken, die Wundheilung beschleunigen und nekrotisches Gewebe verdauen, ohne das gesunde zu schädigen. Um den Einfluss dieser Wirkstoffe aus Maden auf die Wundheilung erforschen zu können, ist Prof. Dr. Preissner, Leiter des Instituts für Biochemie der Universität und renommierter Experte auf dem Gebiet der Wundheilung, in das Forscherkonsortium eingebunden.

Grüne Biotechnologie

Innerhalb des LOEWE-Schwerpunkts Insektenbiotechnologie sollen auch neuartige und umweltschonende Strategien für den modernen Pflanzenschutz entwickelt werden, mit denen Schadinsekten bekämpft werden können, ohne Nichtziellorganismen wie die Biene oder den Menschen zu gefährden. Die Arbeitsgruppen von Prof. Dr. Friedt, Leiter des Instituts für Pflanzenzüchtung, Prof. Dr. Kogel und die Nachwuchsgruppenleiterin Dr. Dalial Freitag vom Institut für Phytopathologie und Angewandte Zoologie wollen gemeinsam die RNA-Interferenz(RNAi)-Technologie, die bereits erfolgreich in der Medizin eingesetzt wird und für deren Entwicklung 2006 der Nobelpreis vergeben wurde, für Anwendungen im Pflanzenschutz entwickeln. Mit der RNAi können hochspezifisch Gene in Zellen und Organismen ausgeschaltet werden, indem für diese kodierende doppelsträngige RNA eingebracht wird. Ziel ist es, mit Hilfe von Modellinsekten wie dem Reismehlkäfer *Tribolium castaneum* Gene zu identifizieren, deren jeweiliger Counterpart bei Schadinsekten mit Hilfe der RNAi ausgeschaltet werden soll. Wenn entsprechend modifizierte Nutzpflanzen wie der Raps oder die Gerste eine doppelsträngige RNA produzieren, die im Schadinsekt ein Gen ausschaltet, das nur in diesem vorkommt und für dessen Ent-



Abb. 3: Kopf des Reismehlkäfers *Tribolium castaneum*.

Foto: Andreas Vilcinskas

wicklung essentiell ist, dann ist es möglich, dieses selektiv zu schädigen, wenn es an der betreffenden Pflanze frisst. Durch die hohe Spezifität können Präzisionswerkzeuge entwickelt werden, die einen nachhaltigen und für die Umwelt verträglichen Pflanzenschutz zulassen.

Um mit Hilfe der RNAi Kulturpflanzen entwickeln zu können, die gegen Insektenbefall resistent sind, müssen jedoch verschiedene methodische Probleme gelöst werden. Für die Akzeptanz dieser neuen Methode ist entscheidend, dass die verwendete doppelsträngige RNA nur in Schädlingen das gewünschte Ziel-Gen ausschaltet und keinen Einfluss auf die Gene der Nichtziorganismen hat. Um dies gewährleisten zu können, sind detaillierte Kenntnisse über die Genome verschiedener Modellinsekten erforderlich. Prof. Vilcinskas ist an verschiedenen internationalen Konsortien beteiligt, welche die kompletten Genome ausgewählter Modellinsekten, wie das des Reis-

mehlkäfers *Tribolium castaneum* oder der Erbsenblattlaus *Acyrtosiphon pisum*, sequenzieren. Gegenwärtig ist die Sequenzierung des Genoms von über 50 Insektenarten abgeschlossen oder in Arbeit. Die dabei erhobenen Daten erlauben die gezielte Suche nach Genen, die nur bei bestimmten Insektengruppen vorkommen und für deren Entwicklung essentiell sind. Die Entwicklung der RNAi für den Pflanzenschutz eröffnet eine biotechnologische Alternative zu transgenen Pflanzen, die durch die Bildung von Bakterientoxinen gegen Insektenbefall resistent sind.

Weißer Biotechnologie

Ein weiterer Fokus des LOEWE-Schwerpunkts Insektenbiotechnologie konzentriert sich auf die Anwendung von Enzymen aus Insekten für die Weiße Biotechnologie. Da diese und andere Moleküle mit Anwendungspotenzial nicht immer von Insekten selbst, sondern von ihren

symbiotischen Bakterien und Pilzen hergestellt werden, ist Prof. Dr. Helge Bode von der Universität Frankfurt als Antragsteller beteiligt, der im Hinblick auf die mit Insekten assoziierten Mikroben zu den international führenden Wissenschaftlern gehört und in diesen bereits eine Vielzahl neuer Moleküle entdeckt hat. Das Interesse der Industrie an neuen Enzymen ist groß. Ein Beispiel ist die Gewinnung von Bio-kraftstoffen aus Energiepflanzen und pflanzlichen Abfällen. Für diesen Zweck werden Enzyme gebraucht, die effizient die Zellulose und das Lignin in den Pflanzen abbauen. Solche Enzyme werden u.a. von Pilzen gebildet, die mit holzfressenden Insekten in Symbiose leben. Prof. Zorn, geschäftsführender Direktor des Instituts für Lebensmittelchemie und -biotechnologie der Universität Gießen, verfügt über die notwendige Expertise, mit der Enzyme aus Pilzen für industrielle Prozesse nutzbar gemacht werden können. Im Rahmen des

LOEWE-Schwerpunkts Insektenbiotechnologie wird in symbiotischen Pilzen von Holzwespen und Holzkäfern nach hocheffizienten holzabbauenden Enzymen gefahndet. Im Genom von holzbewohnenden Insekten wurden zwar Zellulasen gefunden, meistens sind jedoch holzzerstörende Pilze für den Abbau der Zellulose und des Lignins verantwortlich und die Insekten ernähren sich von den Abbauprodukten oder sogar von den Pilzen selbst. Die Riesenholzwespe *Urocera gigas* zum Beispiel trägt die Sporen ihres symbiotischen Pilzes in speziellen Taschen und gibt sie während der Eiablage mit den Eiern in das Holz.

Weiterhin interessiert sich die Industrie für Moleküle aus Insekten, die zur Konservierung oder Behandlung von Lebensmitteln eingesetzt werden können. Bienen produzieren in Form von Honig ein hochwertiges Lebensmittel, das sie über Monate in ihren Stöcken lagern können, obwohl sie dort keinen Kühlschrank haben. Neben der Biene haben auch andere Insektenarten im Verlauf der Evolution die Fähigkeit erworben, ihre Nahrung vor mikrobiellem Abbau zu schützen und diese zu konservieren. Der Totengräber *Nicrophorus vespilloides* ist hierfür ein eindrucksvolles Beispiel. Dieser Käfer vermehrt sich auf den Kadavern toter Mäuse, die er über Kilometer hinweg riechen und orten kann. Hat sich ein Totengräberpaar auf einem Kadaver gefunden, wird dieser gemeinsam vergraben, um ihn vor Nahrungskonkurrenten zu schützen. Danach rasiert der Käfer die tote Maus mit seinen Mandibeln und speichelt sie ein. Im Speichel haben die Mitarbeiter von Prof. Vilcinskas eine Reihe von Konservierungsstoffen entdeckt, mit denen die Totengräber den Mäusekadaver vor dem mikrobiellen Abbau schützen, bis dieser für die Ernährung der Brut gebraucht wird. Die besonders interessante Fortpflanzung des Käfers beinhaltet auch die Fütterung der Larven mit dem vorverdauten Kadaver. Hierfür geben sie mit dem Speichel Enzyme ab, die innerhalb des LOEWE-Schwerpunkts untersucht werden, um ihre mögliche Anwendung beim Abbau von organischen Substraten im Rahmen von industriellen Prozessen zu erschließen.

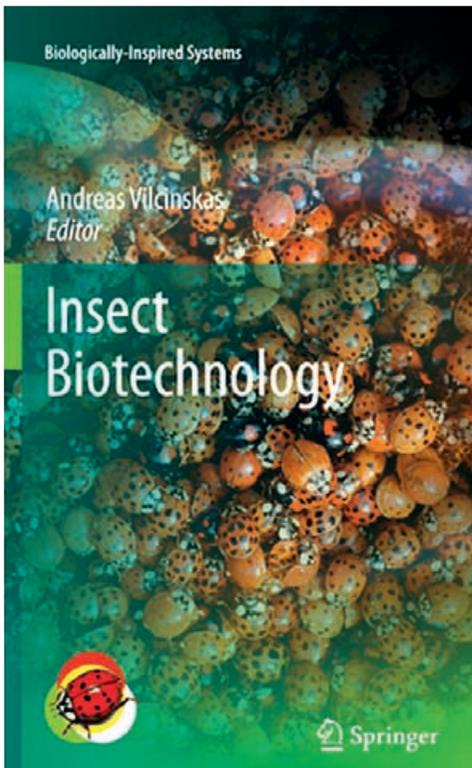


Abb. 4: Cover des Buches von Andreas Vilcinskas

Nachwuchsförderung

Die hier genannten Beispiele zeigen, wie in diesem Forschungsverbund basierend auf dem Wissen über die Ökologie und die Evolution von Insekten gezielt nach neuen Molekülen in diesen gesucht wird, die zum Wohle der Menschheit nutzbar gemacht werden sollen. Durch die angestrebte Entwicklung neuer Technologien und den angewandten Hintergrund stößt die Insektenbiotechnologie insbesondere bei Nachwuchswissenschaftlern auf eine erfreuliche Resonanz. Das Land Hessen finanziert über den LOEWE-Schwerpunkt 20 Doktorandenstellen. Zusätzlich stellen die beteiligten Hochschulen eine Finanzierung für elf weitere Doktorandinnen und Doktoranden (acht von der Justus-Liebig-Universität Gießen, zwei von der Fachhochschule Gießen-Friedberg und eine von der Universität Frankfurt) aus Eigenmitteln bereit, um das ambitionierte Vorhaben mit zusätzlichen personellen Ressourcen auszustatten. Darüber hinaus werden weitere Doktorandenstellen über Drittmittel geschaffen, die u.a. von der Fraunhofer-Projektgruppe eingeworben werden sollen.

Um neben der Entwicklung der wissenschaftlichen Exzellenz auch eine exzellente Ausbildung der in den LOEWE-Schwerpunkt eingebundenen Doktoranden zu gewährleisten, wird in der „Gießener Graduate School of Life Sciences“ (GGL) eine neue Sektion für die Insektenbiotechnologie eingerichtet.

Impulse für die wirtschaftliche Entwicklung

Der LOEWE-Schwerpunkt ist konsequent interdisziplinär angelegt und integriert leistungsstarke Arbeitsgruppen verschiedener Fachbereiche und Forschungseinrichtungen in den Gießener Lebenswissenschaften und soll dadurch zu deren Profilbildung beitragen. Die in den LOEWE-Schwerpunkt integrierte Fraunhofer-Projektgruppe soll mittelfristig zum ersten Fraunhofer-Institut in Mittelhessen ausgebaut werden. Diese strukturbildende Maßnahme soll zur nachhaltigen Stärkung der wirtschaftlichen Innovationskraft und zur Verankerung neuer

Spitzentechnologien in Mittelhessen beitragen. Der LOEWE-Schwerpunkt und die darin eingebundene Fraunhofer-Projektgruppe repräsentieren deutschland- und europaweit die erste operative Einheit, die gezielt die Insektenbiotechnologie entwickelt. Mit diesem Alleinstellungsmerkmal bereichert der bewilligte Forschungsverbund den Biotech-Standort Hessen und sichert damit hoch qualifizierte Arbeitsplätze in der Zukunft. In der Juli-Ausgabe des US-amerikanischen Magazins „Buisness Facilities“ wird Hessen in den Global Rankings als Nummer 1 in der Rubrik „Emerging Biotech Hubs“ geführt.

Das wirtschaftliche Potenzial der Biotechnologie für Hessen ist enorm und kann durch Zahlen belegt werden: Ein Drittel der deutschen Produktionskapazitäten für biotechnologische Medikamente befindet sich in Hessen. Bereits heute gehen mehr als die Hälfte der Wirkstoffe, die sich in Hessen in der Entwicklung befinden, auf biotechnologische Methoden zurück. Der Umsatz der Biotech-Branche in Hessen hat sich zwischen 2003 und 2009 verdoppelt und betrug zuletzt rund 5,2 Mrd. Euro. Mit einem Volumen von 250.000 Litern steht in Frankfurt die größte Fermentierungsanlage der industriellen Biotechnologie Deutschlands. Sie produziert Antibiotika, pharmazeutische Wirkstoffe und Enzyme. Vor diesem Hintergrund wird klar, warum von der Entwicklung der Insektenbiotechnologie in Mittelhessen weitere Impulse für die wirtschaftliche Entwicklung unseres Landes ausgehen können und sollen.

Kontakt:

Prof. Dr. A. Vilcinskas
Abteilungsleiter
Institut für Phytopathologie und
Angewandte Zoologie
Abteilung Angewandte Entomologie
Heinrich-Buff-Ring 26–32
35392 Gießen
Büro: B331, Tel.: +49 641/99-37600
Sekretariat, Frau Schmiege: B330,
Tel.: +49 641/99-37601
Fax: +49 641/99-37609
Andreas.Vilcinskas@agr.uni-giessen.de



Peter v. Möllendorff

Mit einem Klick in der Alten Welt

Der e-campus Altertum am Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften

Warum e-learning?

Universitärer Unterricht könnte besser sein, als er ist. Große Studierenden- und niedrige Dozentenzahlen, zu kleine und zu wenige Räume sowie veraltete Ausstattungen tragen nicht dazu bei, didaktische Qualität zu steigern. Aber auch die Ansprüche an den Unterricht haben sich spätestens mit dem bildungspolitischen Wunsch, den akademischen Ausbildungsanteil deutlich zu erhöhen, und der damit einhergehenden Einführung der gestuften und modularisierten Studiengänge entschieden verändert. In den Geisteswissenschaften macht sich das besonders stark bemerkbar. Wer kennt nicht die Klagen der Kolleginnen und Kollegen, die dem alten System nachtrauern und – oft im Chor mit Studierenden – mehr forschendes Lernen, mehr im besten Sinne des Wortes akademischen Kontakt zwischen Lehrern und Lernern einfordern? Es lässt sich auf der anderen Seite aber auch nicht leugnen, dass die Zahl derer zugenommen hat, die ein universitäres Studium nicht mehr als nachdenkendes, Wege des Geistes erprobendes Wandeln in den Hallen der Gelehrsamkeit verstehen, sondern als eine Ausbildung, die möglichst schnell, zielgerichtet und verzettelungsfrei zu einem berufsqualifizierenden Abschluss führt.

Wir benötigen also unterrichtliche Verfahren, die, so gut es geht, beiden Bedürfnissen gerecht werden. Diese Wünsche – die Universität als Raum ungehinderter Reflexion einerseits, als Ort klar gerichteter Ausbildung andererseits – sind ja grundsätzlich nicht inkompatibel, und die meisten Studierenden und Lehrenden wollen beides: Mehr und größere Räume, mehr Lehrende, mehr Ausbildungszeit. Das wäre eine Lösung; allerdings eine teure und damit auf unabsehbare Zeit unwahrscheinliche. Eine Alternative besteht darin, den virtuellen Raum

stärker zu nutzen. Er bietet zahlreiche und bislang noch längst nicht ausgeschöpfte Möglichkeiten, Wissen einerseits bereitzustellen, andererseits so zu medialisieren, dass es nicht nur einfach abgerufen, sondern auch vielfältig vermittelt und aktiv erworben werden kann. Er eröffnet die Nutzung von Lernzeiten, die mit den üblichen Arbeitszeiten von Lehrpersonen sonst nicht vereinbar wären. Und er vervielfältigt mit interaktiven Rechnern die Zahl der – natürlich nur sehr eingeschränkt als solche zu bezeichnenden – Lehrenden.

Hier gilt es, mögliche Missverständnisse von vornherein auszuräumen. Die Auslagerung unterrichtlichen Geschehens ins virtuelle Netz heißt nicht, auf den für Forschung und Lehre unabdingbaren Kontakt zwischen Studierenden und Dozenten zu verzichten. Es geht vielmehr darum, bestimmte Lerninhalte aus dem konkreten Unterrichtsraum herauszunehmen, sie räumlich und zeitlich zu verlagern und zugleich ihre didaktische Attraktivität zu erhöhen, um auf diese Weise das eigentliche Unterrichtsgeschehen auf das konzentrieren zu können, was es eigentlich sein soll: eine zum Forschen führende Diskussion zwischen Lehrenden und Studierenden. Könnte man beispielsweise den klassischen Vorlesungsstoff zunehmend in den Bereich des e-learning verlegen, so würden damit mehr Lehrkapazitäten für Seminare und Übungen frei und damit für die Veranstaltungsformen, die dem universitären Wissensdiskurs – jedenfalls in den Geisteswissenschaften – immer schon viel angemessener waren. Und nicht nur das! Vorlesungen sind schon dadurch für die Lernenden unbefriedigend, weil sie gar keine oder nur geringe Möglichkeiten aktiver Wissensaneignung ermöglichen, sondern unter Negierung aller Individualität Wissen anhäufen: Der Studierende möge sich bedienen, so gut er kann. Gewiss, ein guter Vortragender

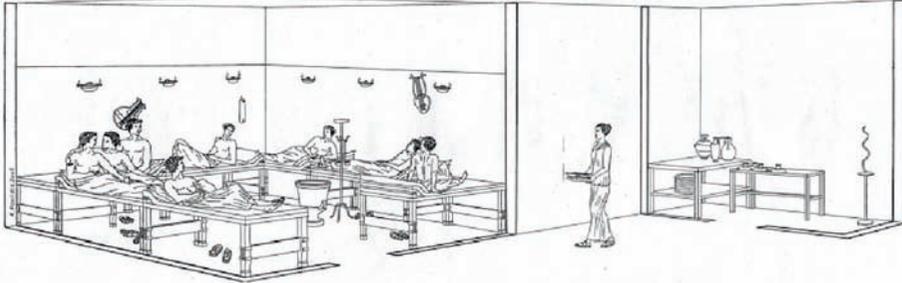
vermag zu fesseln und zu faszinieren – jeder kennt solche Vorlesungen, wo man erst am Ende merkt, wie die Zeit vergangen ist –, aber die Nachhaltigkeit des beeindruckenden Hörerlebnisses ist gleichwohl meist nicht hoch. Vorausgesetzt wird nämlich immer, dass sich der Studierende im Nachhinein mit dem in der Vorlesung vermittelten Stoff intensiv auseinandersetzt: Das tun aber nicht alle, weil es gerade hierfür dann kein Gegenüber gibt, das eine solche Auseinandersetzung begleiten könnte. Im Übrigen ist auch die Lernumgebung der Vorlesung – ein großer Raum, oft mit schlechter Akustik, Sehbehinderungen, zunehmend sauerstoffarm, kunstbelichtet und ab 200 Hörern aufwärts unruhig – alles andere als ideal. Warum also nicht die Vermittlung von Vorlesungsstoff in den virtuellen Raum verlagern? Hier sitzt jeder Studierende zu einer Zeit, die seinen individuellen Bedürfnissen entspricht – gerade für Teilzeitstudierende, berufstätige Studierende, alleinerziehende Mütter und Väter und andere Studierendengruppen, die über ihre Zeit nicht frei verfügen können, ist das eine hochattraktive Option –, in einem Raum, in dem er sich wohlfühlt und nicht abgelenkt wird, an seinem Rechner und beschäftigt sich mit elementaren Themen seines Studienfaches. Er erwirbt Wissen und Fähigkeiten, die für das eigentlich Wichtige, das Forschen, unabdingbar sind, und nutzt dafür Zeiten, die für den universitären Betrieb nicht zur Verfügung stünden. Und in diesem spezifischen Bereich – und ausschließlich in diesem – kann der Computer besser auf ihn eingehen, als es jeder Lehrende in einer Massenveranstaltung kann; und Masse, wenn wir einmal ehrlich sind, beginnt spätestens ab 20 Lernern in einer Gruppe. Selbst eine partielle Auslagerung solcher Lernprozesse aus dem Stundenplangeschehen, also die Verbindung von Präsenzlehre und virtueller Lehre – das so genannte „blended learning“ –, stellt schon eine Verbesserung unterrichtlicher Qualität dar; und „blended learning“ lässt sich im Übrigen flankierend auch jenseits der Vorlesung, in Seminaren und Übungen, einsetzen. Ob diese wünschenswerten Effekte tatsächlich erzielt werden können, hängt nun natürlich zur Gänze von der technischen Qualität der ge-

nutzten Geräte, von der didaktischen und medialen Qualität der virtuellen Lerneinheiten ab.

e-learning und Altertumswissenschaften

An der Justus-Liebig-Universität gibt es einige Bereiche, die mit e-learning arbeiten. Seit einigen Jahren sind auch die Altertumswissenschaften hier intensiv tätig geworden. Deutschlandweit einzigartig ist das jüngste Kind dieser Aktivitäten, der „e-campus Altertum“. Ehrgeiziges Ziel des bis Ende März 2011 noch von der hessischen Landesregierung im Rahmen des Studienstrukturprogramms (SSP) sowie über dezentral vergebene QSL-Mittel des Fachbereichs Geschichts- und Kulturwissenschaften geförderten Projekts ist es, auf einer Internet-Plattform, die unterdessen über das große Content-Management-System Ilias zugänglich ist, Module bereitzustellen, die sowohl innerhalb des Präsenzunterrichts als auch ausschließlich im e-learning-Modus benutzt werden können. Die Module bilden also in Studiengängen existierende Veranstaltungen in ihrer Verlaufsstruktur ab und bereiten deren Stoff für die interaktive Nutzung am Bildschirm auf, so dass etwa ein Teilzeitstudierender, den seine Erwerbstätigkeit am Besuch einer Veranstaltung womöglich dauerhaft – auch über mehrere Semester hinweg – hindert, diese Veranstaltung virtuell belegen kann. Dabei ist es selbstverständlich stets möglich, zu dem jeweils in Echtzeit Lehrenden Kontakt aufzunehmen, Fragen zu stellen und sich beraten zu lassen. Am Ende kann der Studierende dann auch an der Abschlussprüfung der Veranstaltung teilnehmen. Sogar Prüfungen virtuell abwickeln zu können wäre wünschenswert, ist aber, wie leicht nachzuvollziehen, nicht in jeder Veranstaltung und für jeden Prüfungstyp ohne weiteres möglich und umzusetzen. Jedenfalls ist es Sache des Studierenden, ob er den Veranstaltungsstoff gedrängt in seinem Urlaub abarbeitet oder jede Woche in festem Turnus so wie seine Kommilitonen im Hörsaal, nur eben zu einer anderen Zeit. Auch besagten Kommilitonen steht es natürlich frei, mithilfe der online-Lehre schon einmal gehörte und absolvierte

Der Symposionsraum



Das gesellige Zechen (Symposion)

Nach Beendigung des Mahls werden zunächst die Beistelltische hinausgetragen und den Göttern ein Trankopfer gespendet. Dann kann das Symposions eröffnet werden!

Während die Tischgesellschaft den Symposiarchen bestimmt, der für den Abend die Aufsicht führt, bringt das Personal das Symposiongeschirr in den Gelageraum: Trinkschalen werden an die Zecher verteilt, der Krater mit dem gemischten Wein wird als Blickfang in der Raummitte plaziert. Jetzt ist auch Zeit für das gesellige Gespräch, für lyrische Rezitationen und Gesänge zur Kithara.

[zurück](#)


Seite 6 von 9


[weiter](#)

Abb. 1: Bildschirmfoto aus dem Themenmodul „Das griechische Symposion“

Inhalte zu wiederholen, vielleicht auch erst für die Prüfung, oder mehrere Semester später beim Lernen für das Examen. Genauso lässt sich aber auch der Fall denken, dass die online-Inhalte von den Studierenden jeweils als Vorbereitung einer Präsenzveranstaltung genutzt werden, die selbst dann wiederum dazu genutzt werden kann, Einzelnes zu vertiefen oder sich tatsächlich Forschungsfragen zuzuwenden.

Das griechische Symposion als Themenmodul

Schließlich möchte ich auch die Möglichkeit erwähnen, dass Lernende, die bereits ein Studium abgeschlossen haben und mitten im Beruf stehen, solche virtuellen Lerneinheiten als Fortbildungsmodulare nutzen. Nicht zuletzt an solche Nutzer, insbesondere unter den aktiven Gymnasiallehrern in den Fächern Latein, Grie-

chisch und Geschichte, dachten die Altertumswissenschaften, als sie in den Jahren 2005–2007, finanziert aus einer e-learning-Initiative des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst, ein Themenmodul mit dem Titel *Das griechische Symposion* erarbeiteten und bis zur Nutzungs- und Vertriebsreife führten. Das Symposion, durch die ganze Antike ein bedeutendes soziokulturelles Ereignis, führte abendlich Männer zusammen, die nach gemeinsamem Mahl miteinander tranken, sich unterhielten, Gedichte vortrugen, sangen und musizierten; so jedenfalls das Ideal, von dem die Realität oft genug abwich. Tatsächlich ist aber das Symposion einerseits ein wichtiger Ort erster künstlerischer Produktion, andererseits Gegenstand der Beschreibung und Verhandlung in literarischen Texten und auf Vasenbildern. Eine multimediale Behandlung lag daher von vornherein nahe. Heraus kam ein virtuelles

Lyrische Festfreuden und Gefah

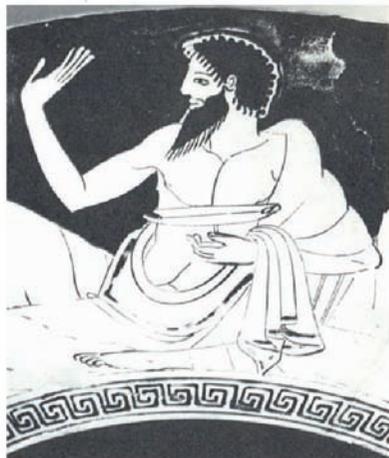
Wie das Essen aus naheliegenden Gri Lobpreis auf die Wirkung des Weins ein t Stadien des Abends – von der erwartung vom Wein beschwingte Gesprächsrunde

Ein Gastgeber, der seine feuchtfröhliche Stimmung kippt: Alle lyrischen Texte stirr Limit von drei Krateren überschreitet. De eine unkontrollierte Zecherei. Dann wirft n und schneller, als man denkt, hat man ein setzt und die Raufbolde in Gewahrsam ni

Angesichts dieser Folgen erhebt sich nun do Wie stark war denn für gewöhnlich der Wein, de

Wein löst die Zunge. Davon sprechen schon die antiken Trinklieder – so etwa der lyrische Toast, den der kaiserzeitliche Autor Athenaios den Gelehrten Demokritos auf seinen Nachbarn Theodoros ausbringen läßt (Athenaios 15,669e):

„nimm dies als Zutrunck von mir, dies mein Gedicht, doch ich gebe es weiter nach rechts hin dir zuerst, da ich gemischt Anmut der Grazien im Kelch. Du aber, nimm dies Geschenk und gewähre als Gegentrunk Lieder, schmücke so dieses Gelag“, bringe dir guten Erfolg!“



Zecher im lebhaften Gespräch. Attisch-rotfigurige Trinkschale des Malers Makron, um 480 v. Chr., Martin-von-Wagner-Museum, Würzburg

Abb. 2: Pop-up aus dem Themenmodul „Das griechische Symposion“

Symposion, das mit Fotos, Zeichnungen (Abb. 1), kleinen Filmen, Audiodateien und nachzulesenden Texten (Abb. 2) den Ablauf eines solchen Ereignisses nachvollzog, dabei aber permanent die Möglichkeit eröffnete, Detailfragen zu beantworten (Abb. 3), mit der Maus Zuordnungen vorzunehmen, sich zwischen verschiedenen Antwortoptionen entscheiden zu müssen.

Dieses Projekt ließ sich nur durch die vielfältige Hilfe des Hochschulrechenzentrums (Koordinationsstelle Multimedia) verwirklichen, und ein Input der besonderen Art war die Kooperation mit dem Hessischen Rundfunk, der für die Audio-Aufnahmen nicht nur mehrere Tage eines seiner Tonstudios mit einem Toningenieur, sondern auch seinen Sprecher Detlev Mauder zur Verfügung stellte, so dass auch der Vortrag der Texte ein Höchstmaß an Professionalität gewann.

Die von uns produzierte, in Flash programmierte CD-ROM wurde zum Exportschlagener und ist unterdessen mehr als 250 mal an Studierende, Kollegen und berufstätige Lehrer weitergegeben worden. Die Benutzer hören und lesen zugleich literarische Texte aus dem Umfeld des Symposions in altgriechischer und deutscher Sprache, können sich beim Hören auf dem Bildschirm unbekannte Begriffe und Namen erklären lassen, erfahren, welches antike Geschirr wann wie benutzt wurde und warum sich eigentlich auf antiken Trinkgefäßen Bilder auf der Innenseite befinden. Wie waren die Räume konstruiert, in denen man sich traf? Wann traf man sich? Welchen Regeln folgten die Trinkrituale? Was geschah mit Zechern, die über den Durst tranken? Was taten die Hetären beim Symposion? Wovon sprach man, und welche über den Anlass hinausreichende Bedeutung hatten die

Themen für die Teilnehmer? Und warum schließlich ließ Platon in seinem *Gastmahl* die Teilnehmer gerade über das Wesen der Liebe diskutieren?

Das antike Theater als Themeneinheit

Eine vergleichbare geschlossene Themeneinheit zum Antiken Theater, finanziert aus QSL-Mitteln des Fachbereichs Geschichts- und Kulturwissenschaften, steht kurz vor dem Abschluss. Auch hier bot sich eine multimediale Umsetzung, wie sie gerade für e-learning-Einheiten so attraktiv ist, von selbst an: Die archäologischen Befunde (Abb. 4), Vasenbilder (Abb. 5) und natürlich die großen Dramentexte der Tragiker Aischylos, Sophokles und Euripides und der Komödiendichter Aristophanes und Menander drängen sich zur

Visualisierung und zur Auditivisierung geradezu auf.

Das antike Theater ist mit dem Autorenprogramm *Lectora* erstellt worden, das speziell für e-learning-Anwendungen optimiert ist und die Einarbeitung von Frage-Antwort-Modulen von vornherein leichter macht. Der Benutzer erhält einen Eindruck von der Vielfalt des Materials, das dem Verständnis dieser bedeutenden antiken Institution zugrunde liegt, aber ebenso auch von der Vielfalt der methodischen Zugänge, die zum Teil paradigmatisch bis zu letzten Details demonstriert werden; auch das mag dem (häufig geäußerten) Verdacht entgegen wirken, e-learning sei grundsätzlich nicht so seriös wie Präsenzlehre und erreiche niemals deren Tiefgang. Ganz im Gegenteil: Selbst einer vollständigen einsemestrigen Veranstaltung wäre es nicht möglich, den Studierenden eine solche Fülle an – didaktisch auf-

Συμπόσιον Intro Inhalt Team Kontakt Hilfe Schließen

Ion, Gebet an Dionysos

Informationen zu Ion

(... den Wein)

Brachte der Thyrsoträger der mächtige Gott **Dionysos** Θυρσοφόρος μέγα πρεσβέτων Διόνυσος

Seither reden wir gern vor
Panhellenische Märkte und
Erst, als traubenbeschwe
Schößlinge sandte die Rebe
Hoch in die Luft. Es entspr
Kinder den Knospen; man h
Vorher blieben sie stumm
Pfeßt man aus ihnen den We
Recht ein Wundergetränk
Deren Kinder wir kennen: da
Denn was ein Edler verr
Heil dir, Vater Iakchos, du W
Höchster Verwalter und I
Gönn uns die Dauer im Leb
Laß bei Trunk und bei Sc

Dionysos ist der Gott des Weins und der rauschhaften Ekstase. Der Weinrausch als Bewußtseinsveränderung wird als Einbruch eines Göttlichen gedeutet und, nach der griechischen Auffassung wurde in der dionysischen Ekstase der Mensch vom Dionysos ergriffen. Die Feste dieses Gottes waren besonders ausgelassen und wild. Man dachte, die dionysische Ekstase, Tänze und Musik würden die Katharsis - Heilung seelischer Spannungen bewirken.

zurück

Meerfahrt des Gottes Dionysos
Exekiaschale um vl. Chr

n 12

Abb. 3: Hörbuchseite aus dem Themenmodul „Das griechische Symposion“

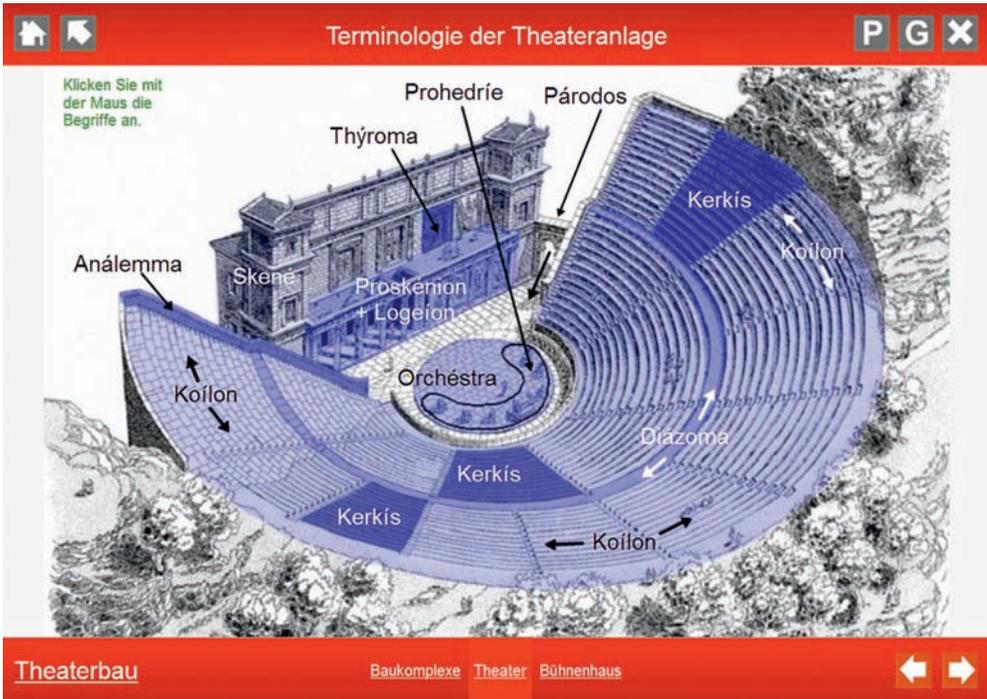


Abb. 4: Übersichtskarte aus dem Themenmodul „Das antike Theater“

bereiteten – Zugängen zum antiken Theater zu ermöglichen, zumal dieses Modul letztlich sogar als Nachschlagewerk genutzt werden kann. Wie sahen frühe Formen des Theaters und des Theaterspiels aus? Stimmt es, dass der Tanzplatz für den antiken Chor zur Zeit der berühmten Dramatiker gar nicht rund, sondern rechteckig war? Wodurch unterscheidet sich ein antikes Drama vom neuzeitlichen Theater? Was wissen wir über den Ablauf der Dionysosfeste, zu denen Theater gespielt wurde? Woher wissen wir darüber Bescheid? Und wie gut? Wie gehen wir mit den zum Teil ja nur in Bruchstücken erhaltenen Quellen um?

Aufbau und Zukunft des e-campus Altertum

Die Themeneinheiten *Das griechische Symposium* und *Das antike Theater* sowie weitere, kleinere Lerneinheiten, etwa *talis online*, ein topographisch-archäologisches Lern- und Informationssystem, das antike Stätten medienge-

recht aufbereitet und so vielfältiges Wissen über ihre Geschichte, archäologischen Befund, gesellschaftliches Umfeld und ihre literarische Verarbeitung zur Verfügung stellt, sind unterdessen Teil der bislang letzten, noch nicht abgeschlossenen und größten altertumswissenschaftlichen Initiative, dem Aufbau eines e-campus Altertum. Ziel ist es, ein Portal zu schaffen, das nicht nur Raum für Gießener Entwicklungen bietet, sondern auf Dauer auch für die Altertumswissenschaften anderer Universitäten oder auch für schulische Projekte, die entweder direkt hier angesiedelt oder zumindest verlinkt werden können. Das Projekt wurde bis Anfang des Jahres aus Mitteln des hessischen Studienstruktur-Programms gefördert und in Zusammenarbeit mit der Medienpädagogischen Arbeitsstelle des Fachbereichs Geschichte- und Kulturwissenschaften sowie mit *prometheus. Das verteilte digitale Bildarchiv für Forschung & Lehre* durchgeführt. Eines der Ergebnisse ist der Aufbau einer virtuellen Veranstaltung, die in dem eingangs beschriebenen Sinne parallel oder

Ikonographie P G X

In dieser Abbildung ist die typische Ikonographie des Dionysos zu erkennen.

Fahren Sie mit der Maus über das Bild, um diese kennen zu lernen!

- Efeukranz
- Weinranke/
Weinrebe
- Thyrsosstab
- lange Haar- und Barttracht
- knöchellanger Chiton (Unterkleid)
- Satyr als Begleitfigur

Ein typisches Attribut des Gottes fehlt:
Der Kantharos (Trinkgefäß)



Bilderwelt [Dionysos](#) [Mänaden](#) [Satyr](#) [attische Bürgerin](#) [Wissenstest](#) Seite 4 von 7

Abb. 5: Interaktive Seite aus dem Themenmodul „Das antike Theater“

komplementär zu einem fest in den altertumswissenschaftlichen Studiengängen verankerten und dort regelmäßig im ersten Studienjahr angebotenen Modul *Einführung in die griechische Welt* gedacht ist (Abb. 6). Im Aufbau funktioniert dieses Modul ähnlich wie die bereits beschriebenen. Eine Besonderheit ist hier jedoch, dass der Lernstoff wie in einer Echtzeit-Veranstaltung sozusagen auf Semesterwochen verteilt worden ist (was keinen Benutzer hindern muss, mehr Tempo vorzulegen).

Weiteres ist geplant, wie man denn überhaupt die in diesem didaktischen Bereich verfolgten Ziele mit den Schlagwörtern „pflegen“, „ausbauen“ und „vernetzen“ beschreiben kann.

Pflegen: Lehrende sollen beim Einsatz der Module unterstützt werden; Evaluationen sollen den Zuschnitt der Module und ihren Einsatz verbessern; das Angebot soll aktuell gehalten werden; und das hier geschaffene Portal bedarf der permanenten technischen Pflege.

Ausbauen: Das Lehrangebot soll im Sinne einer familienfreundlichen Hochschule weiter teilvir-

tualisiert werden; für Fortbildungen sollen weitere kulturhistorische Themen aufbereitet werden; die eingesetzte Technik muss immer wieder auf den neuesten Stand gebracht werden; und schließlich wollen wir durch ein immer breiteres Angebot auch das Interesse an den Altertumswissenschaften stillen und fördern. Dass dies nicht allein aus Gießener Kraft geschehen kann, versteht sich von selbst. Wir wollen unsere „Produktpalette“ daher mit anderen online-Angeboten ...

Vernetzen: An verschiedenen Stellen wird auf ganz unterschiedliche Weise an der Entwicklung altertumswissenschaftlichen e-learning gearbeitet. Die Universität Zürich etwa ist führend in der Gestaltung von Modulen, die das Erlernen der alten Sprachen unterstützen. An der University of Nottingham, in Kooperation mit der New York University, werden 3D-Modelle antiker Theater entwickelt, die einmal die virtuelle Begehung dieser Stätten ermöglichen sollen. Oikos, die nationale Forschungsschule für Klassische Studien in den Niederlanden,



Abb. 6: Einstiegsseite aus dem studienbegleitenden Modul „Einführung in die griechische Welt“

plant den Einsatz virtueller Seminare. Der Deutsche Altphilologenverband, das Bindeglied zwischen Schule und Hochschule, gibt nicht nur seit Jahren eine didaktische online-Zeitschrift heraus, sondern arbeitet auch an der Entwicklung spezifischer Angebote in der Lehrerfortbildung. Die Gießener Altertumswissenschaften pflegen gute Kontakte zu all diesen Institutionen, so dass bei Erfolg der e-campus eine hohe internationale Sichtbarkeit verspricht.

Wie alles, so kostet auch dies Geld, und zwar vor allem für die Verstetigung und dauerhafte Pflege der Angebote. Genau hierfür ist aber das Geld knapp, trotz des bekannten Insis-

tierens auf Nachhaltigkeit und Qualitätssicherung. Die Länder und Hochschulen wären aber auch bei sinkenden Mitteln in der Grundfinanzierung wohl beraten, hier zu investieren. Denn das wird es ihnen ermöglichen, das in die Präsenzlehre fließende Geld wesentlich wirkungsvoller und zielgerichteter zu verwenden.

Kontakt:

Prof. Dr. Peter v. Möllendorff
 Justus-Liebig-Universität Gießen
 Institut für Altertumswissenschaften
 peter.v.moellendorff@klassphil.uni-giessen.de

Peter Reuter

Farbforschung exemplarisch: Siegfried Rösch

**Ausstellung in der Universitätsbibliothek Gießen
vom 19. 11. 2010–6. 2. 2011**

IRIS – Die Grundidee

Anlässlich des 200-Jahr-Jubiläums des Erscheinens von Johann Wolfgang von Goethes Werk „Zur Farbenlehre“ veranstalteten im Winter 2010/2011 die Städtischen Museen Wetzlar in Kooperation mit dem Institut für Kunstgeschichte der Justus-Liebig-Universität Gießen, der Universitätsbibliothek Gießen und dem Neuen Kunstverein Gießen die Ausstellungs-Trilogie „IRIS. Die Erfindung der Farben von 1600 bis heute“, die das Phänomen „Farbe“ unter wissenschaftlichen, anwendungspraktischen und

künstlerischen Aspekten thematisierte. Die Ausstellung „Farbforschung exemplarisch: Siegfried Rösch“ in der Universitätsbibliothek widmete sich einem bedeutenden Farbforscher des 20. Jahrhunderts. Präsentiert wurde sie in einer Installation des Künstlers Thomas Vinson.

Inszenierte Ordnung. Zum Nachlass von Siegfried Rösch

Nur wenige Wochen nach dem Tod von Siegfried Rösch kamen sein wissenschaftlicher Nachlass und Teile seiner Bibliothek über die Vermittlung der Familie in die Universitätsbibliothek Gießen. Mit mehr als 60 gut gefüllten Archivkartons ist er einer der umfangreichsten Nachlässe, den die Universitätsbibliothek in ihrer fast 400-jährigen Geschichte erhalten hat. Neben dem Umfang und den vielen Themen und Materialien, die sich im Nachlass finden lassen, ist besonders bemerkenswert, dass er bereits von Siegfried Rösch selber sehr detailliert und feingliedrig nach der europäischen Variante der Dezimal-Klassifikation geordnet war.



Abb. 1: Siegfried Rösch im Ornat der Universität Gießen

Biografie

Siegfried Rösch (1899–1984) promovierte nach einem naturwissenschaftlichem Studium in Heidelberg, München und Leipzig im Jahr 1926 an der Leipziger Universität mit einer Arbeit *Über Reflexphotographie*, also die fotografische Fixierung von Reflexen von und aus Kristallen u. a. Wesentliche Motive seines Denkens wurden schon in dieser Zeit grundgelegt, die mineralogische Passion etwa, die ihn früh zu dem Thema führte, das ihn wohl am längsten und intensivsten beschäftigt hat: zur Farbe, ihrer Ordnung und Normierung.

Im Mai 1929 wurde Rösch in Leipzig, nach der Antrittsvorlesung *Über den Brillanten und das*

Brillanzproblem die *Venia Legendi* für „Mineralogie und Petrographie“ erteilt. Im Jahr 1933 ging Rösch als wissenschaftlicher Mitarbeiter nach Wetzlar zu den *Optischen Werken Ernst Leitz*, um dort auf Initiative von Max Berek (der u. a. Objektive für die Leica-Kleinbildkameras entwickelte) Fragen der Kristalloptik, also der Lichtbrechung, zu bearbeiten. Im April 1935 stellte er den Antrag auf Umhabilitierung von der Universität Leipzig zur Gießener Universität. Der Vorgang verzögerte sich jedoch, da die unter der Nazi-Herrschaft obligatorischen Auskünfte der gleichgeschalteten „Dozenten-schaft“ der Leipziger Universität ungünstig ausfielen. Dennoch erfolgte die Umhabilitierung im August desselben Jahres und Rösch hielt seitdem am Mineralogischen Institut Vorlesungen und Übungen ab. Im Jahr 1941 erfolgte der Antrag der Universität zur Ernennung zum außerplanmäßigen Professor. Trotz wiederum ungünstiger Auskunft (Rösch sei, so der Gießener „Dozentenführer“, „ein welt-

fremder Außenseiter“ und „politisch ungünstig beeinflusst“) erfolgte auf Druck der Universität dann im August 1942 doch noch die Ernennung. Rösch, der niemals Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen gewesen ist, gehörte zu den ersten Hochschullehrern, die von der amerikanischen Militärregierung nach Kriegsende wieder zugelassen wurden (März 1946).

Bei den Leitz-Werken wandte sich Rösch bald schwerpunktmäßig der Dokumentation zu und betreute das als Referenzinstitution weit anerkannte Farblabor, dessen vordringlichste Aufgabe möglichst exakte Farbestimmungen war, auch für externe Kunden. In späteren Jahren hat Rösch die Firmenbibliothek maßgeblich aufgebaut sowie das Firmenarchiv und das Firmenmuseum betreut.

Bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1965 ist Rösch auch der Gießener Universität als außerplanmäßiger und später (ab 1971) als Honorarprofessor eng verbunden geblieben, insbeson-

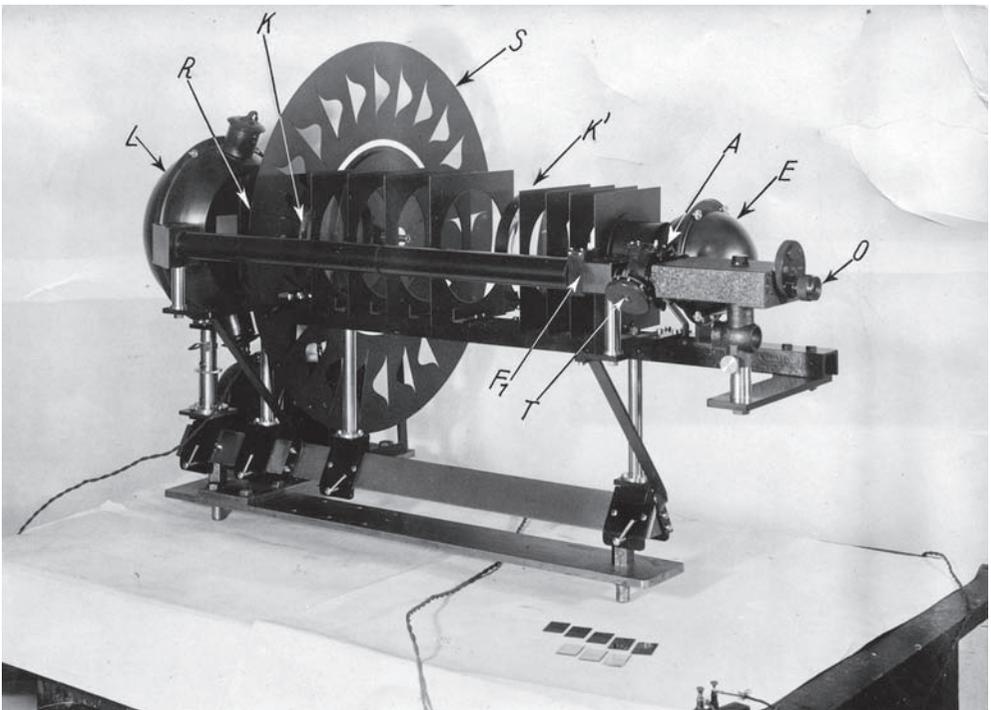


Abb. 2: Der Spektralintegrator von Siegfried Rösch aus dem Jahr 1931

dere mit dem Mineralogischen Institut, an dessen Wiedereröffnung 1958 er aktiv beteiligt war und dessen wechselvolle Geschichte Rösch detailliert beschrieben hat. Besonders zu erwähnen ist außerdem seine Untersuchung zur so genannten „Professorengalerie“, einer Porträtsammlung der Gießener Rektoren und Professoren bis ca. 1800, über die er in der Festschrift zum 350-jährigen Bestehen der Gießener Universität einen instruktiven Beitrag verfasst hat.

Auf dem Weg zur Farbenordnung

Von der „Sehnsucht nach einer exakten, allgemeinen und eindeutigen Möglichkeit der Definierung und Messung der Farben“ ist bereits in Röschs 1928 publizierten Aufsatz *Die Kennzeichnung der Farben* (Physikalische Zeitschrift, Bd. 29, S. 83–91, hier S. 83) an prägnanter Stelle die Rede. Diese „Sehnsucht“ hat ihn bis ins hohe Alter hinein begleitet und motiviert; eine große Anzahl an Publikationen (109 seiner rund 320 Veröffentlichungen widmen sich der Farbthematik) und Vorträgen zeugen ebenso davon wie seine zahlreichen Apparate, die er zum Zweck der Farbmessung oder -analyse in Leipzig und Wetzlar selbst gebaut hat oder bauen ließ.

Bereits während seiner Habilitation in Leipzig und der Beschäftigung mit der Farblehre hatte Rösch Kontakt zu Robert Luther in Dresden. Dessen Theorie der so genannten Optimalfarben, die von Wilhelm Ostwald angeregt wurde, baute Rösch unter farbmétrischen Gesichtspunkten weiter aus, wobei er den folgenreichen Begriff der Relativ-Helligkeit einführte und ein numerisches Verfahren zur Farbbestimmung entwickelte (mittels der sog. Rösch-Maßzahlen). In diesem Zusammenhang entstand 1929 auch ein neuartiges Farbmessgerät, das „Optimalkolorimeter“, und 1931 entwickelte Rösch in Leipzig den „Spektralintegrator“, einen Vorläufer der Farbmessautomaten. Die Ausstellung zeigte Konstruktionsskizzen und Abbildungen der Farbmessgeräte – die Geräte selber sind nicht erhalten.

Siegfried Rösch war Mitbegründer des Farbnormenausschusses (FNF) und Mitherausgeber der

Zeitschrift „Farbe“. Mit seiner überarbeiteten Neuausgabe der „Farbordnung Hickethier“ und ihren mehr als 1.000 normierten Farbmustern ist Rösch auch der breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden.

Röschs kongeniale Leistungen auf dem Gebiet der Farbmétrie und Farbnormung wurden in der Ausstellung durch zahlreiche Exponate aus dem Nachlass sowie durch Leihgaben der Familien Rösch belegt. Die Ausstellung nahm aber auch Bezug auf seine vielfältigen anderen Interessen, die er im Zusammenhang mit seinen Forschungen entwickelte. So wurde aus seiner 40.000 Bilder umfassenden Diassammlung, die sich im Hessischen Wirtschaftsarchiv Darmstadt befindet, eine Auswahl gezeigt, die aus seinen Studien mit den ersten Agfa-Farbfilmern stammen, darunter sehr seltene Farbaufnahmen aus dem noch zerstörten Gießen der frühen 1940er Jahre. Die Ausstellung zeigte daneben Beispiele aus Röschs umfangreicher Tätigkeit als Gutachter und Experte, etwa bei der Echtheitsprüfung von Edelsteinen, die ihn im Fall des Diamanten „Deepdene“ aus dem Besitz von Jackie Onassis gar in die Schlagzeilen der Boulevardpresse brachte.

Installation: Thomas Vinson

„Als ich die Vorstufen zur Gestaltung der Farbordnung von Hickethier, die Siegfried Rösch vollendet hat, anfassen durfte, hatte es für mich eher mit Kunst als mit Wissenschaft zu tun. Dieser etwas vergilbte Karton hat mich durch seine sensible Anmutung fasziniert. Und dafür wollte ich einen entsprechenden Rahmen schaffen, um die Spannung am Leben zu halten“, so begründete Thomas Vinson sein Vorhaben. Die Ausstellung wurde als Installation inszeniert. Nichts im Raum wurde dem Zufall überlassen. Die Positionierung der Vitrinen als auch die Gestaltung der Innen- und Außenfenster nahmen Bezug auf Röschs Forschung. Farbspiele mit Leuchtstoffröhren und farbige, kreisförmige Elemente – Reminiszenz an die Farbordnung Hickethier – forderten beim Betrachter visuelle Auseinandersetzung ein und lenkten zugleich die Aufmerksamkeit hin zu den Doku-



Abb. 3: Installation von Thomas Vinson mit Archivkartons

menten und Objekten in den Vitrinen.

Thomas Vinson, 1970 in Paris geboren, kehrte nach einem 3-jährigen Studienaufenthalt in Houston, wo er sich an der Rice University mit bildhauerischen Techniken beschäftigte, im Jahr 2000 nach Deutschland zurück. Seit 2004 lebt er in Gießen und Paris. Er stellt seit 2007 auf der Art Basel aus und zeigt regelmäßig seine Arbeiten (Wandreliefs, Skulpturen und Installationen) in Deutschland (Olschewski & Behm in Frankfurt), in Frankreich (Galerie Oniris, Rennes), in den USA (Wade Wilson Art, Houston) und der Schweiz (Edition Fanal, Basel).

Die Installation von Thomas Vinson wurde dankenswerterweise von der Gießener Hochschulgesellschaft gefördert.

Katalog zu den Gießener Ausstellungen:

Die Farben wollen wir nicht den Blumen überlassen. Hrsg. von Marcel Baumgartner, Markus Lepper und Peter Reuter. Gießen: Universitätsbibliothek, 2011 (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv. Bd. 60).

Fotonachweise:

Abbildung 1 und 3:
Barbara Zimmermann,
Universitätsbibliothek
Abbildung 2:
Familie B. Rösch, Wetzlar



Ralf Evertz, Ayse-Martina Böhringer

„Transboundary Protected Areas in Europe and Southern Africa“

Internationale Konferenz zu grenzüberschreitenden Schutzgebieten in Europa und im südlichen Afrika (11./12. 11. 2010)

Auf Einladung des Zentrums für internationale Entwicklungs- und Umweltforschung (ZEU) und des Fachbereichs Rechtswissenschaft der Justus-Liebig-Universität fand vom 11. bis zum 12. November 2010 mit finanzieller Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft eine internationale Konferenz zu grenzüberschreitenden Schutzgebieten in Europa und im südlichen Afrika statt. Die Konferenz war die wissenschaftliche Auftaktveranstaltung einer vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) geförderten, fachbezogenen Partnerschaft „Transboundary Protection of Biodiversity (TraProBio)“ zwischen der südafrikanischen North-West University Potchefstroom und der Justus-Liebig-Universität Gießen. Als Geschäftsführender Direktor des ZEU und Inhaber der Professur für Öffentliches Recht, Völkerrecht und Europarecht lag die wissenschaftliche Verantwortung in den Händen von Prof. Dr. Thilo Marauhn.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Konferenz wurden im Senatssaal des Hauptgebäudes der Justus-Liebig-Universität Gießen durch deren Präsidenten, Herrn Prof. Dr. Joybrato Mukherjee, durch den Dekan des Fachbereichs Rechtswissenschaft, Herrn Prof. Dr. Jens Adolphsen, sowie durch die Stellvertretende Geschäftsführende Direktorin des ZEU, Frau Prof. Dr. Ingrid-Ute Leonhäuser, begrüßt. Der Präsident hob bei dieser Gelegenheit die Bedeutung internationaler Kooperationen für die Justus-Liebig-Universität hervor. Er zeigte sich auch erfreut darüber, dass aktuelle Fragestellungen wie der grenzüberschreitende Biodiversitätsschutz immer wieder innerhalb der Universität aufgegriffen werden. Frau Professor Leonhäuser reihte die Konferenz in die zahlreichen Afrika-Projekte ein, an denen das ZEU beteiligt ist. Herr Dekan Adolphsen blickte auf die langjährigen Verbindungen zwischen der JLU und

der North-West University Potchefstroom (NWU) zurück. Die intensive Zusammenarbeit der beiden rechtswissenschaftlichen Fachbereiche, die auch im gemeinsamen Angebot eines bi-nationalen „Master of Comparative Child Law“ zum Ausdruck komme, sei in ihrem Ursprung auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Professor Robbie Robinson (NWU) und dem inzwischen emeritierten Professor Günter Weick (JLU) zurückzuführen. Die Konferenz vertiefe die bestehenden Kontakte. Inhaltlich befasste sich die Konferenz sowohl aus wissenschaftlicher als auch aus praktischer Perspektive mit den umwelt(völker)rechtlichen Rahmenbedingungen grenzüberschreitender Schutzgebiete (Transboundary Protected Areas (TBPAs)) in Europa und im südlichen Afrika. Dabei fanden auch developmentpolitische Fragestellungen Berücksichtigung. Sowohl in Europa als auch im südlichen Afrika sind in den letzten Jahren Naturschutzgebiete entstanden, die in ihrer räumlichen Ausdehnung nicht auf das Gebiet eines Staates beschränkt sind. Entscheidend hierfür war, abgesehen von übergreifenden sicherheits- und friedenspolitischen Interessen („peace parks“), vor allem die Erkenntnis, dass sich die natürlichen Siedlungsräume von Fauna und Flora gerade nicht mit Hilfe von Staatsgrenzen definieren lassen und sich der Schutz entsprechender Ökosysteme nicht auf das Territorium eines Staates beschränken lässt, sondern in grenznachbarlichen Räumen organisiert werden muss. Dass zwischenstaatliche grenzüberschreitende Kooperation auf diesem Gebiet zwar Vorteile mit sich bringt, aber keinesfalls trivial ist, sondern zahlreiche Probleme vor allem planungs- und verwaltungstechnischer Art bewältigen muss, wurde im Rahmen der Konferenz hinreichend deutlich. So einleuchtend die Erkenntnis ist, dass sich der Erhalt von Artenvielfalt und die nachhaltige

Nutzung ihrer Bestandteile nicht allein mit den Instrumenten des innerstaatlichen Rechts auf der Grundlage einer nationalstaatlich verstandenen Territorialität gewährleisten lassen, so komplex sind nicht nur die rechtlichen Grundlagen grenzüberschreitender Naturschutzgebiete, sondern vor allem auch deren praktische Umsetzung. Eine vergleichende Analyse und Diskussion bot den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Konferenz hinreichend viel Anschauungsmaterial.

Im Laufe der Konferenz wurde ein Überblick über verschiedene zwischenstaatliche Vereinbarungen zur Errichtung grenzüberschreitender Naturschutzgebiete sowohl innerhalb Europas als auch aus dem südlichen Afrika gegeben. Für deren Umsetzung vor dem Hintergrund umweltvölkerrechtlicher Standards, wie sie etwa im Biodiversitäts-Übereinkommen von 1992 zum Ausdruck kommen, spielte auch die rechtliche Verankerung des so genannten „ecosystem approach“ eine wichtige Rolle. Praxiseinblicke gewährten u. a. Vertreterinnen und Vertreter von Nichtregierungsorganisationen. Aus europäischer Sicht wurden beispielsweise Erfahrungen mit dem grenzüberschreitenden Schutz von Feuchtgebieten auf der

Grundlage des Ramsar-Übereinkommens von 1971 diskutiert – und zwar am Beispiel des grenzübergreifenden Ramsar-Gebiets „Oberrhein – Rhin supérieur“. Die sich anschließenden Beiträge der südafrikanischen Kolleginnen und Kollegen machten deutlich, dass Naturschutzgebiete im südlichen Afrika schon räumlich ganz andere Dimensionen erreichen können. Gleichwohl erwies sich das Verhältnis zwischen nationalem, regionalem und universellem Recht sowohl in Europa als auch im südlichen Afrika als ein Schlüssel zur Bewältigung der politischen wie praktischen Probleme grenzüberschreitender Naturschutzgebiete. Für das südliche Afrika betonten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in diesem Zusammenhang die besondere Rolle sowohl der Afrikanischen Union als auch der South African Development Community. Interessant waren dabei insbesondere die Wechselwirkungen zwischen Umwelt- und Naturschutz einerseits und der allgemeinen Entwicklung freundschaftlicher zwischenstaatlicher Beziehungen andererseits, unter Einschluss des regionalen Menschenrechtsschutzes. Mitarbeiter der Deutschen Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ) und der Kreditanstalt für



Abb. 1: Wildtiere kennen keine Staatsgrenzen (Foto: R. Evertz)

Wiederaufbau (KfW) eröffneten den Teilnehmerinnen und Teilnehmern zudem interessante entwicklungspolitische Perspektiven.

Zum Rahmenprogramm der Konferenz gehörten ein Rundgang durch den Botanischen Garten der JLU unter fachkundiger Führung von Prof. Dr. Volker Wissemann (JLU) und ein Festvortrag des Dekans der NWU, Herrn Professor Francois Venter, über die Globalisierung des Verfassungsrechts.

Die vom DAAD geförderte fachbezogene Partnerschaft verfolgt mehrere Ziele. Einerseits wird die NWU in Kooperation mit der JLU in Südafrika eine internationale Sommerschule aufbauen, in deren Zentrum Rechtsfragen des grenzüberschreitenden Biodiversitätsschutzes stehen; die Konferenzinhalte werden in die Entwicklung der Sommerschule einfließen. Andererseits dient das Programm der Intensivierung

der Zusammenarbeit zwischen beiden Universitäten auch durch einen Austausch von Lehrenden und Studierenden, wobei dem Promovierenden-Austausch besondere Aufmerksamkeit gilt.

Zu den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Konferenz gehörten u.a. Cornelia Ehlers (EUROPARC), Dr. Bettina Hedden-Dunkhorst (Bundesamt für Naturschutz), Ralph Kadel (KfW Entwicklungsbank), Prof. Dr. Louis Kotzé (Universität Potchefstroom), Dr. Rolf Mack (GIZ), Prof. Dr. Anél du Plessis (Universität Potchefstroom), Prof. Dr. Willemien du Plessis (Universität Potchefstroom) und Dr. Edith Wenger (Conseil Régional Alsace). Für den Jahreswechsel 2011/2012 ist eine Folgekonferenz in Potchefstroom geplant. Es ist beabsichtigt, die Ergebnisse beider Konferenzen in einem Sammelband zu veröffentlichen.



Cora Dietl

Tagung und Theaterfestival der Societé Internationale pour l'Étude du Théâtre Médiéval in Gießen und Umgebung, 18.–24. 7. 2010

Mit großzügiger Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft, des Magistrats der Stadt Gießen, des DAAD und des Präsidiums der JLU konnte vom 18. bis 24. Juli 2010 ein Mittelalter-Theaterfestival in Gießen und Umgebung stattfinden, als öffentlicher Teil der Tagung der *Société Internationale pour l'Étude du Théâtre Médiéval* (SITM), der führenden internationalen wissenschaftlichen Gesellschaft zur Erforschung des mittelalterlichen Theaters. Die Tagung fand zum ersten Mal seit Gründung der Gesellschaft 1974 in Deutschland statt; so stand Gießen in der Pflicht, für die deutsche Wissenschaftslandschaft zu werben. Dies ist mit Bravour gelungen, ebenso wie die Präsentation geisteswissenschaftlicher Forschung für die Gießener Öffentlichkeit. Rund 70 Teilnehmer aus den USA und Kanada, Südafrika und verschiedenen Ländern Europas nahmen an der Tagung teil. Jeweils bis zum Nachmittag wurden wissenschaftliche Forschungsvorträge zum europäischen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Theater, die bereits vorab im Internet publiziert waren, ausführlich diskutiert. Sie befassten sich mit den Themen:

- Überlieferung und Edition von mittelalterlichen Dramen
- Narren und Karneval
- Vermittlung und Reflexion von Wissen(schaft) auf der Bühne
- Spielproduktion und -tradition entlang der Handelswege
- Moderne Aufführungen von mittelalterlichen Spielen.

Am späteren Nachmittag fanden Regieworkshops, abends Theateraufführungen statt. Die Tagung zeichnete sich durch eine besonders lebhaft und hierarchiefreie Gesprächskultur aus; die Studierenden, Darsteller der am Abend aufgeführten Stücke, waren fest in den

wissenschaftlichen Teil der Tagung eingebunden und hatten hier die Chance, mit Wissenschaftlern von Spitzenuniversitäten wie Harvard oder Cambridge in konstruktiv offener Atmosphäre zu diskutieren. Als Darsteller durften sie nicht nur kostenlos an den Veranstaltungen der Tagung teilnehmen, sondern erhielten auch eine Erstattung ihrer Reise- und Aufenthaltskosten. Gerade für die Studierenden aus dem östlichen Europa bedeutete dies eine einmalige Chance, wichtige internationale Kontakte zu knüpfen.

Das Festivalprogramm begann am 18. 7. 2010 mit einer Aufführung von *Mankind*, einem allegorischen Spiel aus dem 15. Jahrhundert, aufgeführt von Studierenden der Universität Hull (Regie: Dr. Philip Crispin). Die lebhaft dargestellten Laster, welche die Seele von Mankind umgarnen, und die mühevollen Bestrebungen der Tugenden, die Menschenseele zu retten, begeisterten das etwa hälftig aus Konferenzteilnehmern und städtischen Besuchern zusammengesetzte Publikum auf den überfüllten Bänken im Botanischen Garten. Nach dieser Aufführung, die in der Presse sehr positiv aufgenommen wurde, war dem Theaterfestival die Medienabdeckung für den Rest der Woche sicher.

Eine gänzlich andere Art von Theater führte am 19. 7. 2010 die Salzburger Virgil-Schola unter Leitung von Herrn Dr. Stefan Engels (Graz) in der Gießener Pankratius-Kapelle vor: *Dies Irae*. Aus mittelalterlichen lateinischen und deutschen Hymnen sowie Versatzstücken aus der Liturgie war ein Singspiel um den Tod, der den Einzelnen aus der Mitte des Lebens herausreißt, geformt worden. Die Aufführung überzeugte nicht nur durch musikalische Meisterleistungen, sondern auch durch verblüffende Wechsel zwischen getragenen, choralen Vortragsformen und sehr bewegtem Spiel.

Im Hof von Schloss Rauischholzhausen präsentierte am 20. 7. 2010 eine Gruppe tschechischer Studierender *Aucassin et Nicolette*. Die gängige Lesweise des Textes ist die einer naiven Geschichte von Trennung und abenteuerlicher Wiedervereinigung zweier durch Religion und Herkunft getrennter Liebender. Die Regiestudentin Barbora Herčíková (Brno) hatte zusammen mit dem Prager Studenten Matouš Jaluška, der den Text ins Tschechische übersetzte, ein Aufführungskonzept erarbeitet, das die dem Text zugrunde liegenden Gender-Modelle hervorhob und das Absurde und Gefährliche der Genderwechsel der Figuren (Nicolette verkleidet sich mehrfach als Mann) in den Mit-

telpunkt rückte. So wurde das Prekäre der Zuschreibung von „weiblichen“ und „männlichen“ (aber auch von „westlichen“ und „orientalischen“) Eigenschaften an sich offengelegt. Die Aufführung verzichtete auf eine historische Gewandung, um die Überzeitlichkeit seiner Problematik zu betonen. In überwältigender pantomimischer und artistischer Darbietungskunst wurden die komplexen Konzepte des Textes einem der tschechischen Sprache nicht mächtigen Publikum höchst eindrücklich vermittelt.

Rund 150 Zuschauer waren am 21. 7. 2010 bei den Aufführungen auf dem Schiffenberg anwesend. Frau PD Dr. Heidi Greco-Kauf-



Abb. 1: Szene aus „Aucassin et Nicolette“ der tschechischen Theatergruppe.

Foto: Cora Dietl

mann (Bern) kombinierte in dem von ihr geleiteten Stück zwei deutschsprachige Luzerner Fastnachtspiele: das bisher unedierte *Fasnachtspil von Astrology vnd warsagren* und Zacharias Bletz' *Wunderdoktor*. Das frühmittelalterliche Schweizerdeutsch beanspruchte das Publikum, aber das Experiment gelang. Die rhetorisch meisterhaft vorgetragenen, gestisch und spielerisch unterstrichenen Wortwitze und die hoch ironische Zeichnung des ignoranten Volks, das jedem Wunderheiler und Wahrsager auf den Leim geht, kamen perfekt an.

Gleich im Anschluss an die Schweizer Aufführung präsentierten Studierende der JLU (Leitung: Prof. Dr. Cora Dietl) das Fastnachtspiel von *Salomon und Markolf*. Auch dieses Stück stellte eine Kombination aus zwei Spielen dar: aus den Bearbeitungen des beliebten Schwankthemas vom Wortstreit zwischen dem weisen König Salomon und dem cleveren Bauern Markolf durch Hans Folz und Hans Sachs. Das Spiel zeigt nicht nur deutlich die Grenzen der Macht von Weisheit und Obrigkeit auf, sondern es demonstriert auch augenzwinkernd, wie leicht das Volk durch plastisch vorgetragene Falschaussagen verführt und aufgehetzt werden kann – ein durchaus aktuelles Thema in historischem Gewand.

Verblüffen konnte die Aufführung am 22. 7. 2010, als Studierende der Universität Bamberg unter Leitung von Dr. Andrea Grafetstätter im Fürstensaal des Marburger Schlosses das *Sterzinger Neidhartspiel* aufführten – pantomimisch. Die Derbheiten des Neidhartspiels (es geht um den Ritter Neidhart, der das erste Veilchen im Mai findet und mit diesem die Gunst der Erzherzogin erwerben will, was ihm aber neidische Bauern, die das Veilchen durch einen Kothaufen ersetzen, vereiteln) und die im Stück thematisierten gesellschaftlichen Spannungen wurden durch den Verzicht auf den dichten sprachlichen Humor des Stücks sehr hervorgehoben.

Von Wind und Regen ließen sich die Zuschauer am 23. 7. 2010 nicht abschrecken, als in der Soldatengasse von Schloss Braunfels *The Life and*

Death of Saint Herring von zwei Forschern aus Los Angeles präsentiert wurde. Die „sehr traurige“ Legende vom Heiligen Hering, der in der Fastenzeit, wenn alle Fisch essen, so schrecklich leiden muss, gebraten, gesotten und auf alle möglichen anderen Arten zubereitet, wurde in höchst humorvollem Ton von Frau Dr. Sharon King als „Predigerin“ vorgetragen, pantomimisch begleitet von ihrem Mann im Fischkostüm. Anschließend ging es weiter mit Hans Sachs' *Der fahrende Schüler im Paradies*, aufgeführt durch Studierende der Universität Tübingen (Regie: Prof. Dr. Klaus Ridder). Dieses bekannte Fastnachtspiel von Hans Sachs verlacht den naiven Glauben einer Bäuerin, die noch nie von



Abb. 2: Curt Steindler (Los Angeles) in der Titelrolle von „The Life and Death of Saint Herring“. Foto: Cora Dietl

„Paris“ gehört hat und daher meint, der Student, der sie besucht, gehe ins Paradies, wohin sie ihm gerne teure Geschenke für ihren verstorbenen Mann mitgibt. Sehr deutlich wurde die heute noch aktuelle Differenz zwischen dem „normalen Volk“ und der Welt der Universität hervorgehoben.

Den Abschluss des Festivals bildete eine zweite Aufführung von Mankind in der Oberburg von Staufenberg.

Die Erfolge des Festivals und der Tagung liegen auf verschiedenen Ebenen: (1) Das mittelalterliche Theater vermochte das Gießener Publikum zu begeistern als ein Theater, das heute noch aktuelle Fragen behandelt; die Universität und die geisteswissenschaftliche Forschung haben damit von Neuem öffentliche Aufmerksamkeit erlangt. Mittlerweile gehen zahlreiche Anfragen nach möglichen Auftritten der Theatergruppe bei Cora Dietl ein. Eine solche ist z.B. am 22. Juni anlässlich des Schlossjubiläums in Hungen zu erwarten. (2) Die verschiedenen Theatergruppen haben sich untereinander vernetzt. (3) Die deutschsprachige Sektion der

SITM wird von nun an zusätzlich zu den internationalen Tagungen eigene Tagungen organisieren; die nächste findet 2012 auf Schloss Rauischholzhausen statt. (4) Die ausländischen Gäste der SITM waren von Gießen begeistert; viele, die das erste Mal in Deutschland waren, haben dafür gestimmt, dass die internationalen Tagungen von nun an öfter in Mitteleuropa stattfinden sollten; 2013 tagt die SITM in Poznań. (5) Der Organisator des International Medieval Congress, der größten europäischen Mediävistik-Konferenz, die jährlich mit ca. 2000 Teilnehmern in Leeds stattfindet, hat Cora Dietl angeboten, die Programmleitung im Bereich „Drama“ zu übernehmen.

Kontakt:

Prof. Dr. Cora Dietl
Institut für Germanistik
Otto-Behaghel-Straße 10B
35394 Gießen
<http://www.uni-giessen.de/~g91159>



Philipp Schulte

Bericht zur Tagung „widerständiges denken – politisches lesen/ thinking – resisting – reading the political“

veranstaltet vom International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC), Justus-Liebig-Universität Gießen; gefördert durch die Gießener Hochschulgesellschaft, das Zentrum für Medien und Interaktivität der Justus-Liebig-Universität Gießen und den Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen vom 11. bis 14. 11. 2010 in Gießen.

Vom 11. bis zum 14. November 2010 wurden an der Universität Gießen die beiden thematisch verschwisterten und daher auch kooperierenden Tagungen „thinking – resisting – reading the political“ des International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC) und „Dance, Politics and Co-Immunity“ des neu gegründeten Masterstudiengangs für Choreographie und Performance ausgerichtet. Beide Konferenzen fanden zeitgleich statt und stellten die Frage nach den Verbindungen von Kunst und politischen Handlungsmöglichkeiten. Während sich die GCSC-Tagung vor allem dem Begriff des Widerständigen in unterschiedlichen Kunstformen wie Theater, Literatur und Film widmete, drehte sich die Tagung des Masterstudiengangs um die Fragestellung, auf welche Weisen mit dem tanzenden Körper im öffentlichen (Bühnen-)Raum Politik gemacht wird und wurde und wann er politisch war und ist. Die Programme beider Tagungen ergänzten und überschnitten sich durch gemeinsame Keynote-Speaker und Diskussionsrunden. Dieser Bericht ist den Veranstaltungen von „thinking – resisting – reading the political“ gewidmet.

Welche Perspektiven und Methoden bietet avancierte Kulturtheorie zum Verständnis politischer Diskurse und zur Analyse ästhetischer Thematisierungen und Performancen von Widerstand? Die internationale und interdisziplinäre Tagung „thinking – resisting – reading the political“ hat Theater-, Literatur-, Medien-, KunstwissenschaftlerInnen, KulturtheoretikerInnen, SoziologInnen und PhilosophInnen zusammen gebracht, um gemeinsam die Mög-

lichkeiten und Grenzen gegenwärtiger Beschreibungsmodelle und Sichtweisen zu diskutieren und neue Ansätze zu erproben. Es wurde jeweils zugleich gefragt, welche wissenschaftlich beschreibbaren Formen widerständiges Denken annehmen kann und wie Widerständigkeit überhaupt als Gegenstand theoriefähiger Konzepte gedacht werden kann; wie das Politische als Qualität bestimmte Lektüreangebote auszeichnen kann und welche Verfahren für eine politische Lektüre zur Verfügung stehen, die sich im Sinne einer wissenschaftlichen Sensibilität und Adäquatheit gegenüber den Themen und zu denkenden Ordnungen des Politischen versteht. Ziel war es, neben der kritischen Reflexion theoretischer Angebote stets die Frage nach deren spezifischen Konsequenzen für die wissenschaftliche Praxis und für die Analyse einzelner Kunstwerke bewusst zu halten: Kann es Methoden einer wissenschaftlichen Lektüre des Politischen geben? Lässt sich der Umgang mit immer schon im Auflösen begriffenen und in dieser Weise in doppelter Hinsicht resistierenden Kategorien und Differenzierungen überhaupt als Methode beschreiben?

Bedeutet Aktion die Erfüllung einer Funktion oder ist sie der Ausdruck unbewusster Kräfte? Welche Art von Körper ist der performende Körper? Was ist die Verbindung zwischen Leben und Organismus, Aktion und Willen, Maschine und Kunstfertigkeit, Kunstfertigkeit und Spiel? Und was sind die politischen Implikationen, die dieses Spannungsfeld mit sich bringt? Diesen Fragen ging der französische Philosoph Jacques Rancière (Paris) in seinem Eröffnungs-

vortrag „Doing or Not Doing: Politics, Aesthetics, Performance“ nach. Ausgehend von Körperbildern auf zwei Plakaten früher Stummfilme widmete sich Rancière den Verbindungen und Gegensätzen zwischen Kunst in der Moderne (in der performativer Ausdruck die Repräsentation ersetzen soll) und moderner Politik (in der Kunstformen und Lebensformen in Übereinstimmung gebracht werden sollen).

In einem zweiten Eröffnungsvortrag stellten Erin Manning und Brian Massumi (Montréal) ihr Konzept einer „environmental awareness“ vor. Basierend auf ihren Erfahrungen im Umgang mit Autisten und deren Wahrnehmungsweise schlugen die Philosophin und der Kommunikationswissenschaftler in ihrem Vortrag „Coming Alive in a World of Texture: For Neurodiversity“ vor, zu unterscheiden zwischen einem immersiven, umfeldabhängigen Bewusstsein, welches seine Umgebung als komplexes relationales Feld wahrnimmt, und einem subtraktiven Bewusstsein, welches einzelne Objekte in ihrer jeweiligen Qualität von ihrer Umgebung unterscheidet.

Über „The Faith of the Faithless – Experiments in Political Theology“ machte sich in einem dritten Plenarvortrag der Philosoph Simon Critchley (Essex/New York) Gedanken. Wie kann das politische Subjekt mit einer gegenwärtigen Situation umgehen, in der politisches Handeln scheinbar direkt aus metaphysischen Konflikten motiviert ist? Welche Rolle spielt Gewalt in diesem Zusammenhang? Critchley schlug eine Vereinigung zweier möglicher Reaktionen auf diese Entwicklung vor: eine Verteidigung säkularer Tendenzen und gleichzeitig die aktive Kenntnisnahme eines allmählich stärker werdenden Theismus.

Den dritten Tag eröffnete der österreichische Philosoph Oliver Marchart (Luzern) mit seinem Vortrag „Dancing Politics. Some Reflections on Commonality, Choreography and Protest“. Darin legte er einen Fokus auf die lusterzeugende Seite von Protest und Widerständigkeit und belegte das mit Beispielen jüngster Protestkultur und „taktischer Frivolität“. Politische Akte, die für Marchart immer taktisch und niemals spontan sind, die immer vor einem antagonistischen Hintergrund und gemeinschaftlich erfolgen, seien – so das Argument im Anschluss an

Arendt – auch schon in gegenwärtigen demokratischen Zusammenhängen möglich und sollten nicht auf einen unbestimmten zukünftigen Moment verschoben werden.

Besonders die Zusammenlegung dieser Tagung mit der internationalen tanzwissenschaftlichen Konferenz „Dance, Politics and Co-Immunity“, deren Vorträge in diesem Bericht nicht berücksichtigt sind, hat sich als sehr erfolgreich erwiesen. Die beiden thematisch ähnlich gelagerten Veranstaltungen ergänzten sich auf mehreren Ebenen. Die gemeinsamen Keynote-Vorträge und das abendlich stattfindende Performance-Programm am Gießener Institut für Angewandte Theaterwissenschaft bildeten die Grundlage für lebhaftere Diskussionen in und außerhalb der Panels. Die Möglichkeit, unterschiedliche prominente Positionen zu den politischen Möglichkeiten von Kunst in ihren verschiedenen Ausprägungen (Theater, Tanz, Literatur, Bildender Kunst, Musik, Film und Fernsehen) kennen zu lernen sowie die gleichzeitig stattfindende philosophische Reflexion darüber mit zu gestalten, führte zu einer lebendigen Atmosphäre des Austauschs weit über die Grenzen der einzelnen Disziplinen hinweg.

Eine Publikation der Konferenzbeiträge ist geplant.

Konferenzübersicht:

Grußworte:

Eva Burwitz-Melzer (Vizepräsidentin Justus-Liebig-Universität Gießen)

Heiner Goebbels (Geschäftsführender Direktor Institut für Angewandte Theaterwissenschaft, Präsident Hessische Theaterakademie)

Martin Zierold (Geschäftsführung Graduate Centre for the Study of Culture)

Moderation: Philipp Schulte (Gießen)

Einführungen:

Gerald Siegmund (Gießen)

Anneka Esch-van Kann (Gießen)

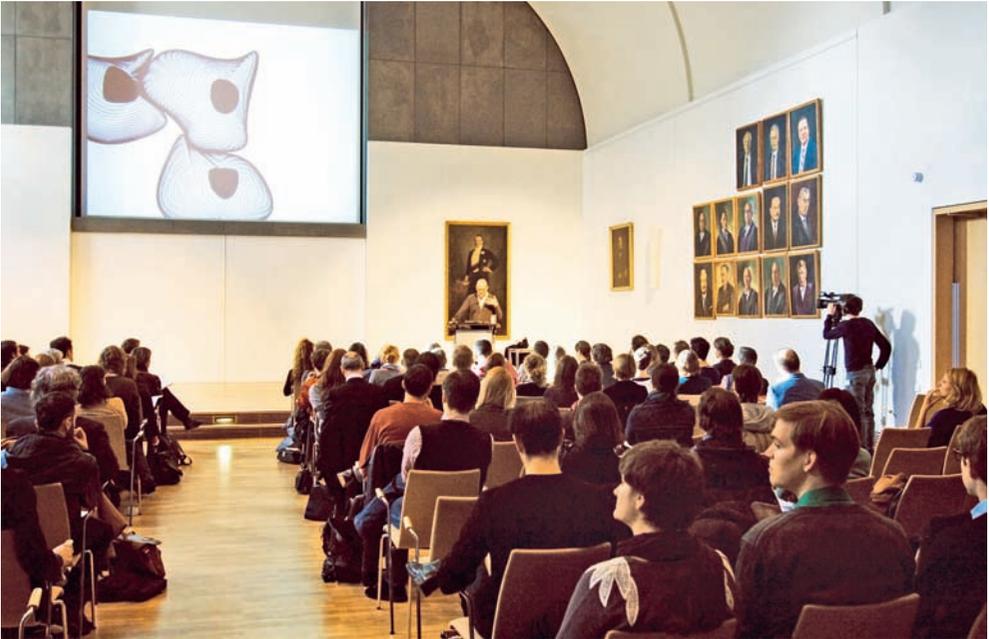


Abb. 1: Die Teilnehmer der Tagung in der Aula mit Blick auf projizierte „bewegte Zellen“, dem Logo für die Konferenz „widerständiges denken – politisches lesen/thinking – resisting – reading the political“.

Keynote: Jacques Rancière (Paris): „Doing or Not Doing: Politics, Aesthetics, Performance“

Keynote: Erin Manning/Brian Massumi (Montreal): „Coming Alive in a World of Texture: For Neurodiversity“

Keynote: Simon Critchley (Essex/New York): „The Faith of the Faithless – Experiments in Political Theology“

Keynote: Oliver Marchart (Luzern): „Dancing Politics. Some Reflections on Commonality, Choreography and Protest“

Weitere Vorträge:

Friedrich Balke (Weimar): „All in Good Time? Fiction and the Possibility of Historic Events“

Andreas Hetzel (Darmstadt): „Resistance Speaks: Languages of Resistance“

Frank Ruda (Berlin): „Thinking Politics Concretely: Negation, Affirmation and the Dialectics of Dialectics and Non-Dialectics“

Gabriel Rockhill (Philadelphia): „Critique of the Ontological Illusion. Rethinking the Relation between Art and Politics“

Dieter Mersch (Potsdam): „The Political and the Violent. On Resistances“

Nikolaus Müller-Schöll (Hamburg): „Plus d’un role. On the Politics of Playing Together and Performance Practices“

Juliane Rebentisch (Frankfurt/M.): „Realism Today. Art, Politics, and the Critique of Representation“

Bruno Bosteels (Ithaca): „Transatlantic Decadence: Aesthetics and Politics“

Stephan Packard (München): „Why are Story Arcs Dark and Gritty? Ethics and the Political in Serial TV and Video Aesthetics“

Wim Peeters (Dortmund): „Contesting ‚the Democratic Chattering of the Letter‘. Politics of Comment in 20th Century Literature“

Josef Früchtel (Amsterdam): „It Is, As If. Fiction, Aesthetics, and the Political“

Armen Avanessian (Berlin): „Reading Political Theories’ Readings“

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren in folgenden Fachbereichen

Rechtswissenschaft

W3-Professur für Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht und Sozialrecht:

PD Dr. iur. *Martin Gutzeit*, vorher Mitarbeiter an der Universität München, zurzeit Vertretung einer Professur an der Universität Gießen.

W1-Professur für Öffentliches Recht:

Dr. iur. *Bettina Schöndorf-Haubold*, vorher Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Rahmen eines DFG-Projekts an der Universität Heidelberg.

W1-Professur für Bürgerliches Recht:

Dr. iur. *Frank Bauer*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Universität München.

Wirtschaftswissenschaften

W3-Professur für Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Unternehmensführung und Organisation:

Dr. rer. pol. *Andreas Bausch*, vorher Professor an der Universität Jena und an der Jacobs University Bremen.

Sozial- und Kulturwissenschaften

W3-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Allgemeine Erziehungswissenschaft:

Dr. phil. *Ingrid Thea Miethe*, vorher Professorin an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt.

W3-Professur für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Politische Theorie und Ideengeschichte:

Dr. phil. *Regina Kreide*, vorher Studienrätin im Hochschuldienst an der Universität Frankfurt/Main.

W3-Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Allgemeiner Gesellschaftsvergleich:

PD Dr. rer. soc. *Andreas Langenohl*, vorher Leiter einer Forschungsgruppe an der Universität Konstanz.

Geschichts- und Kulturwissenschaften

W3-Professur für Praktische Philosophie mit dem Schwerpunkt Systematische Grundlagen der Ethik und angewandten Ethik:

Dr. phil. *Christoph Halbig*, vorher Professor an der Universität Jena.

Sprache, Literatur, Kultur

W3-Professur für Angewandte Linguistik (Leitung des Zentrums für fremdsprachliche und berufsfeldorientierte Kompetenzen):

Dr. phil. *Susanne Göpferich*, vorher Professorin an der Universität Graz.

W3-Professur für Theoretische Philosophie:

Dr. phil. *Matthias Vogel*, vorher Mitarbeiter eines Forschungsprojektes an der Universität Basel.

Psychologie und Sportwissenschaft

W1-Professur für Sportpsychologie und Motorisches Lernen:

Dr. phil. *Mathias Hegele*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Universität Dortmund.

W1-Professur für Biologische Psychologie:

Dr. rer. nat. *Bianca Wittmann*, vorher Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der University of California, Berkeley.

W1-Professur für Experimentelle Psychologie:

Roland William Fleming, Ph.D., vorher Gruppenleiter am Max-Planck-Institut für Biologische Kybernetik, Tübingen.

W2-Professur für Pädagogische Psychologie:

Dr. phil. *Kristin Krajewski*, vorher Juniorprofessorin an der Universität Frankfurt/Main.

Mathematik und Informatik, Physik, Geographie

W2-Professur für Experimentalphysik mit dem Schwerpunkt Schwerionen-/Hadronenphysik:

Dr. rer. nat. *Claudia Höhne*, vorher Wissenschaftlerin am Helmholtzzentrum für Schwerionenforschung in Darmstadt.

W2-Professur für Mathematik mit dem Schwerpunkt Analysis:

Dr. rer. nat. *Mohameden Ould Ahmedou*, vorher Akademischer Rat an der Universität Tübingen.

Biologie und Chemie

W2-Professur für Lebensmittelchemie und Lebensmittelbiotechnologie:

Apl.-Prof. Dr. rer. nat. *Gerd Hamscher*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Tierärztlichen Hochschule Hannover.

Veterinärmedizin

PD Dr. med. vet. *Christiane Herden*, bisher Wissenschaftliche Assistentin am Fachbereich Veterinärmedizin, wurde zur Universitätsprofessorin (W2) für Allgemeine und spezielle Pathologie der Tiere ernannt.

W2-Professur für Klinische Anatomie und Experimentelle Chirurgie:

Apl.-Prof. Dr. med. vet. *Sabine Wenisch*, vorher Akademische Rätin an der JLU.

Medizin

W3-Professur für Lung Matrix Remodeling (ECCPS):

Saverio Bellusci, Ph.D., vorher Assoc. Professor am Childrens Hospital Los Angeles, University of Southern California.

W2-Professur für Molekulare Onkologie solider Tumore:

PD Dr. rer. nat. *Andre Menke*, vorher Akademischer Rat auf Zeit an der Abteilung Innere Medizin I der Universität Ulm.

W2-Professur für Molekulare Andrologie:

Apl.-Prof. Dr. rer. nat. *Klaus G. Steger*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Klinik und Poliklinik für Urologie und Kinderurologie am Fachbereich Medizin sowie Projektleiter des S1-Labors am Institut für Veterinär-Anatomie, -Histologie und -Embryologie am Fachbereich Veterinärmedizin.

W3-Professur für Medizinische Virologie:

Dr. med. *John Ziebuhr*, vorher Full Professor an der Queen's University in Belfast.

W2-Professur für Pulmonary Vascular Research (ECCPS, Pfizer endowed Chair):

Apl.-Professor Dr. med. *Hossein A. Ghofrani*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Innere Medizin, Fachbereich Medizin.

W3-Professur für Neuroradiologie:

PD Dr. med. *Elke R. Gizewski*, vorher Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Universitätsklinikum Essen.

W3-Professur für Radiologie:

Apl.-Prof. Dr. med. *Gabriele A. Krombach*, vorher Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Universitätsklinikum Aachen.

W3-Professur für Zahnärztliche Prothetik:

Dr. med. dent. *Bernd Wöstmann*, bisher Professor an der Universität Gießen.

W3-Professur für Orthopädie:

PD Dr. med. *Markus Rickert*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Orthopädischen Universitätsklinik Heidelberg.

Zu außerplanmäßigen Professorinnen und Professoren wurden ernannt

Privatdozent Dr. med. dent. *Markus Balkenhol*, Wissenschaftlicher Assistent am Zentrum für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde.

Privatdozent Dr. med. *Petros Christophis*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Neurologie und Neurochirurgie, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Neurochirurgie.

Privatdozent Dr. med. *Jörg Michael Engel*, Chefarzt der Klinik für Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin am Klinikum Wetzlar-Braunfels, für das Fachgebiet Anästhesiologie und Intensivmedizin.

Privatdozent Dr. med. *Ali Ekber Erdogan*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Medizinischen Klinik I, Zentrum für Innere Medizin, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Privatdozent Dr. phil. *Norbert Eschbach*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München und Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Rahmen eines Drittmittelprojektes an der Universität Gießen, für das Fachgebiet Klassische Archäologie.

Privatdozent Dr. med. *Tibo Gerriets*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter (Oberarzt) an der Neurologischen Klinik, Zentrum für Neurologie und Neurochirurgie, für das Fachgebiet Neurologie.

Privatdozent Dr. med. *Martin Clemens Heidt*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter (Leitender Oberarzt des Katheterlabors) am Zentrum für Innere Medizin, Fachbereich Medizin, Universität Marburg, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Privatdozent Dr. *Sandip M. Kanse*, Biochemisches Institut der JLU, für das Fachgebiet Biochemie.

Privatdozent Dr. med. *Frank Leweke*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter (Oberarzt) am Zentrum für Psychosomatische Medizin, für das Fachgebiet Psychosomatische Medizin und Psychotherapie.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Katrin Susanne Lips*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Leiterin des Labors für Experimentelle Chirurgie, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Anatomie und Zellbiologie.

Privatdozent Dr. med. *Philipp Markart*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter (Oberarzt) an der Spezialambulanz für interstitielle/fibrosierende Lungenerkrankungen, Zentrum für Innere Medizin, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Privatdozent Dr. med. *Konstantin Mayer*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Innere Medizin, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Privatdozent Dr. med. vet. *Christian Menge*, Leiter des Instituts für Molekulare Pathogenese am Friedrich-Löffler-Institut/Bundesforschungsanstalt für Tiergesundheit, Standort Jena, für das Fachgebiet Mikrobiologie und Immunologie.

Privatdozent Dr. phil. *Annegret Christine Nagel*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Gießen (bis Oktober 2009), für das Fachgebiet Neuere und Neueste Geschichte.

Privatdozent Dr. med. *Mathias J. Rummel*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Innere Medizin, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Privatdozent Dr. med. *Stefan Schäfer*, Chief Medical Officer bei Synthon B.V., Nimwegen, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Privatdozent Dr. med. *Hans Ulrich Schmelz*, Chefarzt der Urologischen Abteilung des Bundeswehrzentralkrankenhauses Koblenz, für das Fachgebiet Urologie.

Privatdozent Dr. med. vet. *Matthias Schneider*, Akademischer Rat an der Klinik für Kleintiere – Innere Medizin –, Klinikum Veterinärmedizin, für das Fachgebiet Innere Medizin und Kardiologie.

Privatdozent Dr. iur. *Wolfgang Schur*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Anwaltskanzlei Schröder Rechtsanwälte,

Berlin/Bochum, für das Fachgebiet Bürgerliches Recht, Zivilprozessrecht und Rechtsphilosophie.

Privatdozent Dr. med. *Daniel G. F. Sedding*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter (Oberarzt) an der Medizinischen Klinik I, Zentrum für Innere Medizin, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Privatdozent Dr. med. *Florian M. E. Wagenlehner*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter (Oberarzt) am Zentrum für Chirurgie, Anästhesiologie und Urologie, für das Fachgebiet Urologie.

Privatdozent Dr. med. *Hans-Joachim Wagner*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Abteilung Pädiatrische Hämatologie und Onkologie, Zentrum für Kinderheilkunde, für das Fachgebiet Kinderheilkunde und Jugendmedizin.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Rainer Waldhardt*, Akademischer Rat an der Professur für Landschaftsökologie

und Landschaftsplanung, für das Fachgebiet Landschafts- und Vegetationsökologie.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Monika Wimmer-Röll*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Anatomie und Zellbiologie, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Anatomie.

Emeritierungen und Pensionierungen

Prof. Dr. *Bernd Heinrich Baumann*, Mathematisches Institut.

Prof. Dr. *Aart Jan Eeuwe van Bel*, Institut für Allgemeine Botanik und Pflanzenphysiologie.

Prof. Dr. *Dietmar Hasselkamp*, Physikalisches Institut.

Prof. Dr. *Dietmar Rieger*, Institut für Romanistik.

Prof. Dr. *Karin-Sophie Richter-Reichenbach*, Institut für Kunstpädagogik.

Biographische Notizen

Prof. Dr. Britta Bannenber; Jahrgang 1964; Studium der Rechtswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen. 1. Juristisches Staatsexamen 1989; Promotion Göttingen; Dissertation zum Thema Täter-Opfer-Ausgleich: Wiedergutmachung in der Strafrechtspraxis, 1993; 2. Juristisches Staatsexamen Hessen 1994. Nach Assistentenzeit an der Martin-Luther-Universität in Halle/Saale und der Philipps-Universität Marburg Habilitation Dezember 2001. Habilitationsschrift: Korruption in Deutschland und ihre strafrechtliche Kontrolle, eine kriminologisch-strafrechtliche Analyse, Luchterhand 2002 (BKA Band 18); 2001 Tätigkeit in einem EU-Phare Projekt „Anti-Corruption Training, Legislation and Information“ in Riga/Lettland; WS 2001/2002 Lehrstuhlvertretung Univ. Bielefeld; April 2002–Februar 2008 Professorin für Kriminologie, Strafrecht und Strafverfahrensrecht an der Universität Bielefeld. Seit Februar 2008 Professorin für Kriminologie, Jugendstrafrecht und Strafvollzug an der JLU Gießen. Forschungsschwerpunkte: Korruption und Wirtschaftskriminalität (Ursachen, Strukturen, Täter, Prävention, Compliance-Systeme) und Gewaltkriminalität (Ursachen, Kriminalprävention; Schwerpunkte: Tötungsdelikte, Amok, Gewalt an Schulen, Häusliche Gewalt).

Prof. Dr. med. Drs. h.c. Konrad Friedrich Federlin, geb. 1928 in Frankfurt am Main, 1947–1952 Studium der Medizin an den Universitäten Frankfurt und Tübingen, 1952 Approbation und Promotion, 1952–1955 Assistent am Senckenbergischen Pathologischen Institut der Universität Frankfurt, 1956–1966 Facharzt Ausbildung für Innere Medizin an der I. Medizinischen Universitätsklinik Frankfurt am Main (Direktor Prof. Dr. F. Hoff), 1967 Wechsel an die neu gegründete Universität Ulm, hier tätig bis 1976 als Oberarzt der Abteilung für Endokrinologie und Sektionsleiter für Immunologie/Rheumatologie, 1968 Habilitation über das Thema „Immunpathologie des Insulins“, 1970 DFG-Stipendium am Kennedy-Institut für Rheumatologie/Immunologie der Universität London, 1972 apl. Professor, C3-Professor für Innere Medizin an der Universität Ulm, 1975 Ruf auf die C4-Position des Lehrstuhls Innere Medizin III an der Justus-Liebig-Universität Gießen, 1976–1996 Leiter der Medizinischen Klinik und Poliklinik III der Justus-Liebig-Universität Gießen, 1. 10. 1996 Emeritierung.

Forschungsgebiete und wissenschaftlicher Werdegang: Zunächst mehrjährige Tätigkeit auf dem Gebiet der experimentellen Nephrologie (Masugi-Nephritis) in der Arbeitsgruppe Prof. Pfeiffer, ab 1970 Autoimmunerkrankungen in der Endokrinologie speziell über Immunphänomene bei Diabetes mellitus und Schilddrüsenerkrankungen an der Universität Frankfurt am Main. Ab 1970 Transplantation isolierter Langerhanscher Inseln zur Behandlung des experimentellen Diabetes bei der Ratte an

der Universität Ulm. Ab 1976 Entwicklung von Isolierungstechniken für menschliche Inseln aus dem Pankreas als Voraussetzung für eine klinische Inseltransplantation bei Patienten mit Diabetes mellitus an der Medizinischen Klinik und Poliklinik III der Universität Gießen. Aufnahme internationaler Verbindung zu Organverteilungszentren (Leiden) (Arbeitsgruppen Prof. Bretzel, Dr. Hering). Aufbau einer International Islet Transplant Registry. Studien am Großtier (Hund). Nach 20 Jahren am 26.11.1992 erste therapeutische Transplantation humaner isolierter Langerhanscher Inseln in die Leber einer 42-jährigen Diabetikerin in Deutschland.

Wissenschaftliche Funktionen:

- 1978–1991 Vorsitzender, Ausschuss „Insulin“ der Deutschen Diabetes-Gesellschaft
- 1979/1980 Präsident der Deutschen Diabetes-Gesellschaft
- 1990–1994 Vorsitzender Study Group „Artificial Insulin Delivery Systems, Pancreas and Islet Transplantation“ (AIDSPIT) der European Association for the Study of Diabetes (EASD)
- 1986–1994 Mitglied des Vorstands der Deutschen Diabetes-Gesellschaft
- 1986–1990 Mitglied, Ausschuss der Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin
- 1992–1996 Erneutes Mitglied, Ausschuss der Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin
- 1996 Mitbegründer der Hessischen Fachvereinigung für Diabetes
- 1997–1999 Vorsitzender der Hessischen Fachvereinigung für Diabetes
- 1984–1990 Sprecher des DFG-Schwerpunktprogramms „Ursachen und Folgen des Insulinmangels“
- 1986–1994 Vertreter für chronische Erkrankungen (Diabetes) in der WHO
- 1988–1996 Verbundkoordinator des BMFT-Projektes „Bioartifizielles Pankreas“
- 1997–2001 Mitglied der Ethikkommission des Fachbereichs Medizin der Justus-Liebig-Universität Gießen
- 2001–2006 Vorsitzender der Ethikkommission des Fachbereichs Medizin der Justus-Liebig-Universität Gießen

Ehrungen:

- 1968 Ferdinand-Bertram-Preis der Deutschen Diabetes-Gesellschaft
- 1988 Dr.-Richard-Hammer-Medaille der Landesärztekammer Hessen
- 1989 Paul-Langerhans-Medaille der Deutschen Diabetes-Gesellschaft

- 1990 Fatih-Medaille für wissenschaftliche Forschung der Universität Istanbul
- 1991 Ehrendoktorwürde der Universität Istanbul
- 1993 Berthold-Medaille der Deutschen Gesellschaft für Endokrinologie
- 1994 Ehrendoktorwürde der Universität Konya/ Türkei
- 1996 Träger des Jübling-Preises der Universität Düsseldorf
- seit 1997 Korrespondierendes Mitglied der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main
- 1998 Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin
- 1998 Ehrenmitglied der Deutschen Diabetes-Gesellschaft
- 2005 Ehrenmitglied der Hessischen Fachvereinigung für Diabetes (HFD)
- 2009 Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Endokrinologie

Publikationen:

183 als Erstautor, ca. 700 als Koautor
Wiss. Beiratstätigkeit in zahlreichen nationalen und internationalen Zeitschriften.

Mitglied folgender wissenschaftlicher Gesellschaften:

Deutsche Gesellschaft für Innere Medizin
Deutsche Diabetes-Gesellschaft
Europäische Diabetes-Gesellschaft
Internationale Diabetes-Gesellschaft
Deutsche Gesellschaft für Endokrinologie
Deutsche Gesellschaft für Immunologie
Deutsche Gesellschaft für Rheumatologie

Prof. Dr. Linus Hauser (*1950) lehrt seit 1996 systematische Theologie im Gießener Institut für Katholische Theologie (Fachbereich 04). Promotion an der Frankfurter Goethe-Universität zum Dr. phil. im Fach Katholische Theologie (1981) mit einer Arbeit über Kant, anschließend Promotion zum Lic. theol. (1983) am Fachbereich Katholische Theologie der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster mit einer Arbeit über Theologie und Kultur. Habilitation an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen über die *Logik der Theologischen Erkenntnislehre*. Er erhält die Venia Legendi für das Lehrgebiet *Dogmatische Theologie*. 1992 erfolgt der Ruf auf die Professur für *Dogmatik und Religionspädagogik* an der Katholischen Fachhochschule für Sozialwesen und Religionspädagogik in Freiburg i. Breisgau. Seit 1996 C4-Professur für *Systematische Theologie* an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Das wesentliche Forschungsgebiet von Linus Hauser sind die Neomythen der Moderne. Als einschlägige Monographien sind von ihm erschienen:

- Linus Hauser: Kritik der neomythischen Vernunft,
Bd. 1: *Menschen als Götter der Erde. 1800–1945*, Paderborn 2005².
- Bd. 2: *Neomythen der beruhigten Endlichkeit*. 1945 bis heute, Paderborn 2009.
- Bd. 3: *Die Fiktionen der Science. Die Wissenschaft des 21. Jahrhunderts zwischen Neomythen und Fachrationalität* (erscheint 2014).

Linus Hauser: *Jenseitsreisen. Der religionsgeschichtliche Kontext der Science Fiction*, Wetzlar 2006.

Linus Hauser: *Scientology. Geburt eines Imperiums*, Paderborn 2010.

Sabine Heymann M.A., Jahrgang 1951, ist seit der Gründung 2001 Geschäftsführerin des ZMI. Von 1971 bis 1972 Redaktionsvolontariat und Redakteurin bei einer Lokalzeitung, seit 1974 Studium der Germanistik und Romanistik an der Justus-Liebig-Universität Gießen, 1981 Abschluss als M.A. Von 1981 bis 1995 Kulturkorrespondentin für Theater heute, Frankfurter Rundschau und verschiedene Rundfunksender in Rom. 1995/96 an der Bonner Bundeskunsthalle Kuratorin der Begleitprogramme zu den Ausstellungen. 1996 bis 1998 Persönliche Referentin des Uni-Präsidenten der JLU. Seit 1998 als JLU-Medienreferentin mit dem Aufbau des ZMI befasst.

Forschungsschwerpunkte und Publikationen siehe: <http://www.zmi.uni-giessen.de/home/profil-sheymann.html>.

Prof. Dr. Anja Klöckner, geb. 1968 in Karlsruhe. Studium der Klassischen Archäologie und Klassischen Philologie in München und Bonn. 1994 Promotion in Bonn mit dem Thema „Poseidon und Neptun. Zur Rezeption griechischer Götterbilder in der römischen Kunst“. Nach verschiedenen Tätigkeiten im Museumsbereich 1995–2004 zunächst wissenschaftliche Mitarbeiterin und dann Assistentin an der Universität des Saarlandes. 2002/2003 DFG-Stipendiatin am Dt. Archäologischen Institut Athen. 2004 Habilitation in Saarbrücken mit dem Thema „Bilder des Unsichtbaren. Griechische Weihreliefs als Medien religiöser Kommunikation“. 2005–2006 Lehrstuhlvertretung in Greifswald. Januar bis März 2007 Visiting Scholar am Getty Research Institute in Los Angeles. Seit April 2007 Professorin für Klassische Archäologie und Leiterin der Antikensammlung an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Seit 2010 Vorstand des Deutschen Archäologenverbandes.

Forschungsschwerpunkte: visuelle Kultur der Antike, sakrale Räume und ihre Ästhetisierung, antike Weihreliefs, Akkulturationsprozesse im Bereich der römischen Provinzen.

Aktuelle Publikationen:

Anja Klöckner: Getting in Contact, Concepts of Human-Divine Encounter in Classical Greek Art, in: J. Bremmer/A. Erskine (Hrsg.), *The Gods of Ancient Greece. Identities and Transformations* (2010), S. 106–125.

Anja Klöckner: Die „Casa del Mitra“ bei Igabrum und ihre Skulpturenausstattung, in: D. Vaquerizo (ed.), *Las Áreas Suburbanas en la ciudad histórica. Topografía, usos, función* (2010), S. 255–266

Anja Klöckner: Die Grabmäler im Wareswald bei Tholey. Die Relieffragmente, in: *Kelten und Römer im Sankt Wendeler Land* (2010), S. 189–197.

Anja Klöckner: Women's Affairs? On a Group of Attic Votive Reliefs with Unusual Decoration, in: Y. B. Kuiper/J. H. F. Dijkstra/J. E. A. Kroesen (Hrsg.), *Myths, Martyrs and Modernity – Studies in the History of Religion in Honor of Jan N. Bremmer* (2010), S. 179–191.

http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb04/institute/altertum/klassarch/personen/kloeckner/anja_kloeckner@archaeologie.uni-giessen.de

Prof. Dr. Andreas Langenohl

- Studium der Soziologie und Slavistik
- von Januar 1997 bis Mai 2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter und Assistent am Institut für Soziologie der JLU Gießen
- von Juni 2007 bis Mai 2010 Leiter der Forschungsgruppe „Idiome der Gesellschaftsanalyse“, Cluster EXC 16 „Kulturelle Grundlagen von Integration“, Universität Konstanz
- 2003 bis 2008 Leitung des Teilprojekts „Professionelle Erinnerung an der Börse“ am SFB 434 „Erinnerungskulturen“, JLU Gießen
- 2009 und 2010 Gastprofessur an der Universität Gent
- weitere Lehrtätigkeiten an der Universität Luzern und der Universität Zürich
- seit Juni 2010 Professur an der Justus-Liebig-Universität Gießen

Forschungsschwerpunkte:

Forschungen zur kulturellen Transformation von Gegenwartsgesellschaften; Finanzmarktsoziologie; kulturelle Aspekte von Migration und Transnationalität.

Wichtigste Publikationen:

Andreas Langenohl: Finanzmarkt und Temporalität. Imaginäre Zeit und die kulturelle Repräsentation der Gesellschaft, Stuttgart 2007.

Andreas Langenohl: Tradition und Gesellschaftskritik. Eine Rekonstruktion der Modernisierungstheorie, Frankfurt a.M./New York 2007.

Andreas Langenohl/Deniz Göktürk/Tony Kaes/David Gramling (Hg.): Transit Deutschland. Debatten zu Nation und Immigration, Konstanz: Konstanz 2011.

Prof. Dr. Ludwig Stecher, geb. 1961, war von 1993 bis März 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Siegen, von März 2005 bis September 2008 Senior Researcher am Deutschen Institut für Internationale Pädagogische Forschung, Frankfurt am Main. Seit Oktober 2008 ist er Professor für Empirische Bildungsforschung am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Gießen. Er studierte von 1987 bis 1991 Sozialwissen-

schaften an der Universität Wuppertal, promovierte 2000 in Erziehungswissenschaft an der Universität Siegen, wo er sich 2007 auch habilitierte.

Hauptarbeitsgebiete:

Bildungsprozesse im Bereich formaler, non-formaler und informeller Kontexte; Bildung im Lebenslauf; Bildung und soziale Ungleichheit; Kindheit, Jugend, Familie und Bildung; Ganztagschulen.

Ludwig Stecher gehört u. a. dem Konsortium des Deutschen Bildungspanels (NEPS) an, dem Konsortium der Studie zur Entwicklung von Ganztagschulen (StEG) und er ist im Beirat verschiedener nationaler Forschungsprojekte und -programme, z. B. im Forschungsprojekt zur Qualitätssicherung in der beruflichen Bildung am Bundesinstitut für Berufliche Bildung. Er ist (Co-)Autor von annähernd 100 Publikationen im Bereich Kindheit, Jugend und (außerschulische) Bildung. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, des Jahrbuchs Jugendforschung und Geschäftsführender Herausgeber des Diskurs Kindheits- und Jugendforschung.

Wichtige Publikationen der letzten fünf Jahre:

Maschke, Sabine/Stecher, Ludwig: In der Schule. Vom Leben, Leiden und Lernen in der Schule, 1. Aufl. Wiesbaden 2010.

Stecher, Ludwig/Allemann-Ghionda, Cristina/Helsper, Werner, et al. (Hg.): Ganztägige Bildung und Betreuung, Weinheim 2009.

Stecher, Ludwig, et al.: Unterrichts- und Angebotsentwicklung – Kernstücke der Ganztagschulentwicklung, in: Prüß, F., et al. (Hg.): Die Ganztagschule: von der Theorie zur Praxis. 1. Aufl. Weinheim; München 2009, S. 185–201.

Stecher, Ludwig/Radisch, Falk/Fischer, Natalie/Klieme, Eckhard: Bildungsqualität außerunterrichtlicher Angebote in der Ganztagschule, in: ZSE 2007, Jg. 27, H. 4, S. 346–366.

Stecher, Ludwig/Zinnecker, Jürgen: Kulturelle Transferbeziehungen, in: Ecarius, Jutta (Hg.): Handbuch Familie, Wiesbaden 2007, S. 389–405.

Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft

ISSN 0533-8689

